

# DAS IRDISCHE PARADIES

EIN MÄRCHEN
AUS DEM 27. JAHRHUNDERT

# Das irdische Paradies

## Ein Märchen aus dem 27. Jahrhundert



Eine Utopie

von

C. von Mereschkowsky

Aus dem Russischen
von
H. Mordaunt

Berlin
Verlag von Friedrich Gottheiner
1903.

## Inhalt.

# Vorwort.

*

Ein Autor, der sein Werk dem Druck übergiebt, wägt den Erfolg gewöhnlich mehr oder weniger nach dem Eindruck, den es auf die Gemüter seiner Zeitgenossen ausüben dürfte, und bisweilen hofft er sogar, daß es ihnen Früchte tragen werde.

In dieser Beziehung bilde ich eine Ausnahme. Ich glaube, daß meine Arbeit für meine Mitmenschen absolut nicht von Bedeutung ist, und daß die Ideen, die darin entwickelt werden, für keinen meiner Leser entscheidend sein, daß sie jedenfalls aber zu keinem praktischen Resultat führen werden oder können. Diese Ideen sind verfrüht und auf unsere gegenwärtige Epoche nicht anzuwenden.

Später indessen, in einer jetzt noch in weiter Ferne liegenden Zeit, wird sich das ändern. Ich bin überzeugt, daß die Menschheit, sollte sie die Bahnen weiter verfolgen, die sie jetzt eingeschlagen hat, über kurz oder

lang einen Zustand erreichen wird, wie ich ihn in meiner Erzählung schildere, d. h. sie wird sich dermaßen in Wirrsal und Elend verstricken, daß sie zum Schluß der Verzweiflung anheim fallen muß*).

Dann erinnert man sich vielleicht meiner Utopie, wirft wieder einen Blick in das Buch und findet darin möglicherweise einen Fingerzeig, wo der Ausweg und die Rettung aus diesem verzweiflungsvollen Zustande zu suchen ist. Dann erst, keinesfalls früher, dürfte dieses Buch Früchte tragen, thatsächlich Nutzen stiften, und für diese näher oder weiter liegende Epoche habe ich mein Werk bestimmt, — — so sonderbar das auch klingen mag.

Auch auf äußere Erfolge rechne ich nicht, erstens, weil meine Ideen meinen Zeitgenossen höchst seltsam und unausführbar erscheinen werden, denn sie sind augenblicklich ganz unmodern, zweitens aber, weil ich zu meinem tiefsten Bedauern befürchte, daß es mir nicht gelungen ist, meinen Empfindungen in so leuchtenden Farben Ausdruck zu geben, wie ich es gewünscht hätte. Mein Werk ist ein nicht ganz fehlerfreier Kristall, aber

*) Beispiele solcher Verzweiflung findet man des Öfteren schon heute, nur daß man sie in den oberen Schichten der Gesellschaft Pessimismus, in den unteren Anarchismus zu nennen pflegt, und die Zahl der Selbstmörder vermehrt sich in allen Klassen mit erschreckender Geschwindigkeit.

das Material, aus dem er besteht, ist rein und kostbar, und das flößt mir die Überzeugung ein, daß andere, begabtere Schriftsteller etwas aus dem Stoff machen könnten und daß sie damit auch heute schon bedeutende äußere Erfolge erzielen würden.

Habe ich hiermit auf die Mängel hingewiesen, die meinem Werke anhaften, so will ich mir nun auch erlauben, seine Vorzüge aufzudecken. Jeder Gedanke, den ich niedergeschrieben habe, ist tief und ursprünglich empfunden, nirgends entliehen und nicht erkünstelt, sondern den tiefsten Tiefen meines Herzens entsprungen. Niemals habe ich über die Fragen, welche ich berühre, in anderen Büchern Umschau gehalten; in früheren Jahren nicht, weil es mir an Zeit gebrach, späterhin jedoch absichtlich nicht. Wie es aber scheint, war das meiner Arbeit eher von Nutzen, als daß es ihr schadete, bewahrte es ihr doch umsomehr den Stempel des Eigenen und der Selbständigkeit. Natürlich schließt diese Thatsache nicht aus, daß meine Gedanken schon vor mir von Anderen ausgesprochen sind, denn es giebt Ideen, die sozusagen wie Mikroben in der Luft schweben und nicht fortzuschaffen sind.

Ich will mir hier erlauben, die Aufmerksamkeit des Lesers ganz besonders auf ein Zusammentreffen der Ideen eines Anderen mit den meinigen zu lenken. Aus Gründen, die meinem Naturell entsprangen, hatte ich

Dostojewskys Roman „Die Brüder Karamasow" nicht gelesen, wußte auch nichts von dessen Inhalt, als ich mein Buch schrieb. Ich hatte es eben beendet, die Reinschrift lag vor mir, als ich zufällig eine Zeitschrift in die Finger bekam, die eine Kritik dieses Romans mit einem kurzen Auszug seines Inhaltes enthielt. Wie ein Blitz durchfuhr es mich, als ich meine eigenen Gedanken darin wiederfand. Abgesehen von einigen religiösen Sentenzen, zeigte es sich, daß Dostojewsky auf dem Raum von einigen Seiten fast alle wichtigsten Grundzüge meiner Ideen, hier und da sogar fast mit denselben Worten, wiedergegeben hatte*).

Ich neige wenig zum Mysticismus, von Natur bin ich vielmehr Skeptiker, aber ich muß gestehen, als ich diese Stelle gelesen hatte, erfaßte mich ein gewisser mystischer Schauer. Dieses Zusammentreffen meiner Empfindungen mit denen eines mir ganz fremden Menschen schien mir gewissermaßen übernatürlich, als sei der Geist Dostojewskys in mich eingedrungen und hätte mich gezwungen, seine Ideen in meiner eben erst vollendeten Erzählung zu entwickeln. Durch die Art und Weise, wie mir die Eingebung zu

*) Im Interesse des Lesers bringe ich nicht an dieser Stelle die Auszüge aus Dostojewskys Roman, von dem hier die Rede ist, sondern erst zum Schluß, damit er sich erst nach dem Lesen meines Buches damit bekannt macht.

diesem Buch gekommen war, wurde mir das noch bestätigt. Wie eine Lawine oder ein Bergstrom hatten mich die Gedanken überflutet. Wunderbar klar und deutlich hatten mir die Bilder, die ich beschrieb, vor Augen gestanden. Es war, als seien all diese Bilder, all diese Gedanken in irgendwelchen unbekannten, geheimen Schlupfwinkeln meines Gehirns und meiner Phantasie verborgen gewesen, um mir nun plötzlich mit staunenerregender Geschwindigkeit zum Bewußtsein zu kommen, vollständig gegen meinen Willen, halb unbewußt. Ein Gedanke kettete sich an den anderen, einer machte den anderen lebendig.

Und plötzlich, — o Schrecken! — diese Gedankenübereinstimmung! — Der Eindruck war so stark, mein Entsetzen so groß, daß ich laut aufschrie. Erst als mir einfiel, wie noch weit verwickeltere Gedanken gleichzeitig im Geiste von Darwin und Wallace aufgetaucht waren, vermochte ich mich zu beruhigen: wie dort, so war es vielleicht auch hier ein reiner Zufall und es brauchte durchaus nicht das Werk geheimnisvoller, mystischer Kräfte zu sein.

Immerhin schien mir diese Übereinstimmung ungemein bedeutsam, bestätigte sie doch meine Auffassung, daß die Menschen nicht fähig sind, ihre irdischen Angelegenheiten selbständig aus eigener Kraft zu regeln. Das sowohl als auch die Sorge um das Wohl der

Menschheit muß in den Händen einiger Weniger ruhen. Beifolgend ein Schema zur Erläuterung meiner Idee:

Die Menschheit kann nach drei Systemen organisiert werden:

1. Jeder sorgt für sich selbst, — — das ist der Individualismus.

2. Jeder hängt von der Gesamtheit ab, — — das ist der Sozialismus.

3. Eine beschränkte Anzahl sorgt für Alle, — — das ist der Paternalismus.

Der Individualismus hat sich schon lange als verfehlt erwiesen. Sorgt Jeder nur für seine eigene Person, so ist die Folge davon, daß es Allen schlecht geht. Genau dasselbe würde man zweifelsohne mit dem Sozialismus erreichen, weil es ganz unmöglich nur gute und tüchtige Menschen geben kann, wenigstens nicht eine Reihe von zehn-, zwanzig- oder fünfzigtausend Jahren hindurch. Hinge nun aber das Wohl des Einzelnen von untüchtigen Leuten ab, so wären bald Alle zu Grunde gerichtet. Will man dem Elend der Menschheit einen Riegel vorschieben, will man nicht, daß sie noch fernere zehntausend Jahre, oder gar in Ewigkeit das Joch ihrer Leiden weiter trage, so ist es durchaus notwendig, sie dahin zu bringen, das System des Paternalismus als das einzig richtige anzuerkennen. Einzelne Persönlichkeiten, die vollkommen tüchtig sind,

würden sich stets finden, auch heute schon, und stellte sich die Gesamtheit unter die Obhut dieser kleinen Anzahl Auserwählter, so wäre Allen geholfen.

Das zu erreichen, die Idee des Paternalismus zu verbreiten, ist die Aufgabe dieses Buches.

Der Kritik werde ich mit demselben wahrscheinlich reichlich Nahrung bieten; um jedoch dem unbefangenen Leser Gelegenheit zu geben, sich ein klares Urteil zu bilden, und um ihm unnötige Mißverständnisse zu ersparen, scheint es mir geraten, hier mit kurzen Worten die Weltanschauung darzulegen, um welche sich alle Gedanken und Ansichten gruppieren, die ich sowohl in meiner Erzählung, als auch in dem Anhang zu ihr wiederholt ausspreche.

Da man dieser Weltanschauung bisher noch keinen hochtrabenden Namen beigelegt hat, trotzdem die Welt sonst schnell damit bei der Hand ist, und da für sie vorläufig überhaupt jede Bezeichnung fehlt, will ich sie Terrismus nennen.

Was ist Terrismus?

Zu allererst besteht er in der Überzeugung, daß die Menschen, die Bewohner der Erde — terra — das Recht haben, und nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich den Angelegenheiten dieser Erde zu widmen. Die Angelegenheiten des Himmels mögen sie, falls er bewohnt ist,

den himmlischen Geschöpfen überlassen. Oder würde es Euch richtig scheinen, wollten die Erdenbewohner ihre eigenen Interessen hintenansetzen und ihre ungeteilte Aufmerksamkeit, all ihre Fürsorge, jeden Gedanken den Bewohnern des Mars schenken? Wäre es Euch recht, wenn die Obliegenheiten dieses Planeten ihnen mehr am Herzen lägen, als die ihres eigenen Weltkörpers? Und doch geschieht das nur allzu häufig, wenn es auch nicht gerade der Mars ist, dem die Leute sich mit fanatischem Eifer widmen, sondern der „Himmel", der doch im Grunde genommen ebensoweit von ihnen entfernt ist, wenn nicht noch weiter, und über den man viel mangelhafter unterrichtet ist.

Damit begeht man ein großes Unrecht! Wieviel geistige Kraft, wieviel Phantasie, wieviel Energie und wieviel warmes Gefühl wird an diese Idee, an die Interessen des Himmels verschwendet, noch dazu zum größten Teil von Menschen, die zu den besten, den hervorragendsten gerechnet werden müssen. Und das zum Schaden unserer Erde, zum Nachteil realer Angelegenheiten. Würde man all diese Kraft nur ihr widmen, wie viel besser wäre es um uns bestellt, wie viel leichter und glücklicher unser Leben! Deshalb soll der Terrist vor allem Anderen nicht vergessen, daß er ein Kind der Erde ist, und er soll sich weder um den Mars noch um den Merkur, noch um den Himmel sorgen. Hier auf

Erden haben wir es nur mit der Erde und deren Interessen zu thun, was weiter werden wird, wenn es noch ein Weiter giebt, das werden wir seinerzeit schon erfahren.

Da die Erde ein Planet, also im wahren Sinn des Wortes ein Körper ist, sind die Menschen, seine Bewohner, auch vor allem Anderen körperliche Wesen, deshalb erachtet der Terrist es nicht für notwendig, die Materie zu vernachlässigen oder gar sie gering zu schätzen und das geistige Leben zu deren Nachteil zu bevorzugen. Er hält es für logisch und vernünftig, sich den Ansprüchen, die das Leben an ihn stellt, zu unterwerfen, statt sich ihnen zu widersetzen; und statt seine Kraft in einem solchen Kampfe aufzureiben, wird er sich bemühen, sein Leben in Einklang mit ihm zu bringen. Wäre es nicht lächerlich und unsinnig, wollte man sich damit abquälen, das Leben auf der Erde Verhältnissen anzupassen, die auf dem Mars maßgebend sein mögen, oder umgekehrt? Ebenso widersinnig ist es aber auch, irdische Angelegenheiten nach himmlischen Vorschriften zu regeln und Bewohner der Erde nach himmlischen Maßen zu messen.

Wer der entgegengesetzten Ansicht huldigt, wer nur nach dem Himmel trachtet — der Coelist, wie man ihn nennen dürfte (coelus — der Himmel) —, ist stets bestrebt, obwohl er auf der Erde lebt, alle ihre Bewohner

sich nachzuziehen. Der Terrist dagegen ist bemüht, sich den Himmel hernieder zu holen und sich ein irdisches Paradies zu schaffen. Er sieht das Leben von dem einzigen Standpunkt aus an, der ihm zugänglich ist, vom realen, während der Coelist mit Geringschätzung aus den himmlischen Sphären, die seine Phantasie ihm vorspiegelt, auf die Erde herabblickt.

Der Terrist sagt sich: Millionen und abermals Millionen Menschen, denkende und empfindende Wesen, bevölkern die Erde und leben auf ihr ein Leben voll Glück und Freude, meist jedoch voll Jammer und Elend. Das ist seit Jahrtausenden so gewesen und wird noch Jahrtausende so sein. Dieses Faktum ist so unanfechtbar, so über jeden Zweifel erhaben, daß alle religiösen, metaphysischen, mehr oder weniger unklaren Theorieen daneben erblassen. Zu gleicher Zeit ist es aber so bedeutsam und in seiner Größe so packend, daß jeder Einzelne, der seinem Verstande und seinem Gemüte nach fähig ist, diesen Gedanken voll zu erfassen, seine Aufmerksamkeit nur darauf und auf nichts Anderes richten sollte.

Auf den Coelisten übt dieser Gedanke nun nicht den geringsten Einfluß aus, vielmehr denkt er darüber gar nicht nach, sondern ignoriert ihn wie etwas, was im Vergleich mit seinem Himmel absolut bedeutungslos ist.

Freilich darf man den Terrismus nicht mit dem sogenannten „krassen“ Materialismus verwechseln, wenn

auch der Materialist, sowohl der krasse als auch der gemäßigte, von Natur aus Terrist ist, weil er den Himmel leugnet. Auch kann der Terrist gleichzeitig Theïst und Pantheïst, Buddhist und Theosoph sein, an einen persönlichen Gott, an ein Leben nach dem Tode oder an die absolute Vernichtung glauben und es doch für wünschenswert erachten, sein Leben hier auf Erden, zu dem er bestimmt ist, zu einem Paradiese zu gestalten. Er kann trotzdem danach trachten, sich ein Dasein zu schaffen, in welchem die Menschen, statt in Kummer und Elend zu schmachten, in seligem Glück harmlos dahinleben, um dereinst, nach ihrem Tode, statt mit gramverzerrten Mienen, mit einem Lächeln auf den Lippen, als unschuldige, kindlich reine, glückliche Geschöpfe ein Leben in neuen Verhältnissen weiter zu führen. Nur kalte, herzlose Fanatiker glauben, die Vollkommenheit der menschlichen Natur sei nur mit Martern und Qualen zu erreichen, und blicken mit Gleichmut, oft sogar mit Genugthuung auf körperliche und seelische Leiden herab. In ihrer Verblendung meinen sie, das sei durchaus notwendig, um die Menschheit zum Heil zu führen, und in diesem Gedanken können sie sich nie genug thun. Diese Fanatiker sind allerdings vom Terrismus von vornherein ausgeschlossen. Sie stehen der Menschheit feindlich gegenüber und sind unzurechnungsfähig, weil sie nicht wissen, was sie thun.

Dem Terrismus am nächsten verwandt ist der Skeptizismus. Die Skeptiker räumen die Möglichkeit religiöser und metaphysischer Vorgänge ein, sie finden keine genügenden Gründe, diese Lehren zu verwerfen, aber ebenso wenig Beweise, um diese Theorieen zu den ihrigen zu machen.

Da sie also von der Existenz eines Himmelreichs nicht überzeugt sind, und da sie auch keine Ahnung haben, wie ein solches beschaffen sein dürfte, falls es existierte, richten sie natürlich ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Erde und deren Interessen.

Die Weltanschauung der Terristen ist allerdings noch nicht allgemein verbreitet, doch ist sie so logisch, so vernünftig, so natürlich, das heißt der Natur des Menschen so vollkommen angepaßt, daß ich fest davon überzeugt bin: ihr gehört die Zukunft. Um zu ihr zu gelangen, muß die Menschheit die Pforten des Skeptizismus durchschreiten.

In alten Zeiten war fast jeder Mensch Materialist, weil er jedoch im natürlichen Gleichgewicht lebte, fühlte er sich dadurch vollkommen befriedigt. Jedes Schwanken führt zu einer Reihe von Mißverständnissen und Leiden; es bringt tragische, aber auch tragikomische Situationen hervor. Der Mensch, der sein natürliches Gleichgewicht verloren hat, schwebt zwischen Himmel und Erde, zwischen hohen, ihm unerreichbaren Idealen und der

verachteten und doch von ihm unzertrennlichen Materie. Er lebt im steten Kampf und überschüttet sich mit Selbstvorwürfen, wenn er seinen materiellen Lüsten unterliegt; macht sich doch ein guter Katholik die bittersten Vorwürfe, wenn er am Mittwoch oder Freitag, den von der Kirche festgesetzten Fasttagen, ein Beefsteak zu sich nimmt.

Der Zweck meiner Utopie ist nun, den Menschen aus diesem Zustande der Selbstqual zu erlösen, ihn dahin zu bringen, daß er ohne Gewissensbisse sein Beefsteak ißt. Unter der Fahne der Freiheit soll mein Buch in die Welt hinaussegeln, die Wiedergeburt der Materie predigen und die Fesseln lösen, die man ihr angelegt hat.

Nun noch wenige Worte, um Aufschluß darüber zu geben, was mich bewogen hat, mein Buch im Auslande erscheinen zu lassen. Wenn ich auch nicht glaube, daß die Zensur in Rußland ein Veto dagegen einlegen wird (man ist dort gar nicht so streng, besonders nicht, wenn keine Zeitfragen berührt werden), so wäre es doch möglich, daß sie etliche Stellen unterdrücken möchte, die ich für wichtig halte, und das würde mich schmerzen. Ich hänge an meinem Werke wie an meinem leiblichen Kinde, es ist das Einzige, was mich an das Leben fesselt, nachdem ich alles verloren habe, und jede Verstümmelung würde mich schwer verletzen. Mag es im

Auslande unbehelligt sein Dasein fristen, mag es auch nur einen beschränkten Leserkreis finden, um eine große Verbreitung ist es mir nicht zu thun.

* * *

Zum Schluß möchte ich den Leser noch darauf aufmerksam machen, daß der Sterilisator, welcher in meiner Erzählung eine so große Rolle spielt, kein Gebilde meiner Phantasie ist, sondern wirklich existiert. Hörte ich doch vor nicht allzulanger Zeit, man habe eine Flüssigkeit gefunden, die alle jene Eigenschaften in sich schließt, welche ich dem Sterilisator in meiner Erzählung beilege. Wäre das aber auch nicht der Fall, so müßte jedenfalls auf solch eine Erfindung hingearbeitet werden.

Freilich sollte man sie dann streng geheim halten, denn, wie unermeßlichen Segen diese große Kraft der Menschheit auch bringen dürfte, sie der großen Masse auszuliefern, wäre unklug.

So ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Jesus Christus.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . . . . Noch einmal nahm ich alle Kraft zusammen, noch einen Stoß, dann gab ich den Kampf mit den Wellen auf! Es war vergebens! Jede Rettung war ausgeschlossen! Alles, was mir noch an Energie geblieben, verließ mich mit diesem Entschluß. Meine Muskeln, die ich bis zum Äußersten angespannt hatte, erschlafften und ich sank in eine leichte Ohnmacht. Wie schwer mir dieser Entschluß auch gefallen war, ich sagte mir doch, daß nichts ihn rückgängig zu machen vermochte, — daß ich mich damit verloren gab! — Es war also Alles zu Ende . . . . . . Entsetzen packte mich. Die Lippen fest aufeinander gepreßt, suchte ich den Atem anzuhalten, um nicht bei all den Todesqualen, die ich schon auszustehen hatte, auch noch das Wasser

schlucken zu müssen. Ich versank in die Tiefe. Entsetzlich! — Das ist also der Tod, über den ich so oft nachgegrübelt, den ich mir so unzählige Male ausgemalt habe! Unverhüllt schaut er mir jetzt ins Auge, — in seiner Nacktheit noch viel furchtbarer, als ich ihn mir in meiner Phantasie vorgestellt hatte. Ein nicht zu vermeidendes Schlucken — — — — — — das Bewußtsein umnebelt sich immer mehr, — da plötzlich sehe ich mein ganzes vergangenes Leben an mir vorüberziehen. — — Bis in die geringsten, längst entschwundenen Einzelheiten, — Alles, was ich je an Freuden, an Bitternissen erlebt! Es braust mir in den Ohren, meine Sinne schwinden, — eine Welle erfaßt mich, schleudert mich an die Oberfläche und reißt mich gewaltsam mit sich fort. Schwer hebt sich meine Brust, den kurzen Augenblick benutzend, schnappe ich gierig nach Luft. Welch ein Genuß!

Da stieß ich mit der Schulter gegen etwas Hartes. Meine schlaff herabhängende Rechte griff danach, erfaßte aber nur eine Handvoll Wasserpflanzen, die von einem Stein herabzuhängen schienen. Instinktiv klammerte ich mich an diesen Stein, meine Energie, meine Lebenslust erwachten aufs neue. Es waren Felsenklippen, gegen welche die brausenden Fluten mich geschleudert hatten. Mit aller Kraft, die mir noch zu Gebote stand, stemmte ich mich den wieder heranrollenden Wogen entgegen und

zog mich an dem Felsblock hinauf. Halb ohnmächtig sank ich hier nieder. All das Entsetzen, die verzweiflungsvollen Todesqualen, die ich erst vor wenigen Augenblicken durchlebt, wurden in mir lebendig und ich brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Lechzend schienen die Wellen ihre Arme nach mir auszustrecken, als wollten sie mich nicht freigeben. Sie umspülten mich vom Kopf bis zu den Füßen. Meine Lage war nicht ungefährlich, nur zu bald konnten die Fluten mich wieder hinunterziehen. Mühsam schob ich mich höher hinauf, meine Finger betasteten den Stein. Er war mit Schilf und Gras bewachsen. Aufatmend dehnte ich meine Glieder, schloß die Augen und versank in einen todesähnlichen Schlaf.

# Der erste Tag.

# I.

Ich hatte lange geschlafen, wohl zwei oder drei Stunden. Der Morgenwind wehte kühl, der Sturm hatte sich noch nicht ganz gelegt, und da meine Kleider vollständig durchnäßt waren, wachte ich vor Kälte zitternd auf. Ich fühlte mich wie zerschlagen, jedes einzelne Glied that mir weh von den Martern, die ich erlitten. Mein Bewußtsein war indessen wieder vollkommen klar, und der Gedanke, einem so qualvollen Tode entronnen zu sein, gab mir neuen Lebensmut und ließ mich das Dasein in einem viel begehrenswerteren Lichte sehen, als vorher. Nachdem ich mich einige Zeit diesen Gefühlen hingegeben hatte, sprang ich auf, um mich zn erwärmen und Umschau zu halten, wohin ich verschlagen wäre.

Der Morgen begann eben zu grauen, und in seinem Dämmerlichte unterschied ich in undeutlichen Umrissen das Ufer und die Felsenklippen, auf denen ich mich befand, weiter entfernt Bäume, hier und da die

Silhouette einer Palme, und dann eine weite Bucht, die durch eine mit dem Ufer verbundene Sandbank gebildet wurde. Ich lenkte meine Schritte am Ufer entlang dieser Bucht zu, indem ich mich durch das hier ziemlich dichte Gestrüpp drängte. Allmählich hellte es sich auf, im Osten erwachte die Morgenröte und ließ mich alles deutlicher erkennen.

Einige hundert Schritte vor mir, in der Richtung der Bucht, sah ich zwischen den Stämmen der Palmen etwas Weißes hindurchschimmern, das mir Zelte zu sein schienen. Da ich vermutete, es seien Wohnstätten von Menschen, lenkte ich meine Schritte darauf zu, ungewiß, ob ich nicht neuen Gefahren entgegenging. Ich spannte mein Gehör auf das Äußerste an und schlich mich, jedes Geräusch vermeidend, leise durch das Gebüsch. Bald blieb mir kein Zweifel, daß es wirklich Zelte waren, die mir durch das grüne Laub entgegenwinkten. Ein ganzes Lager, aber von einer so fremdartigen, malerischen Schönheit, daß es unmöglich ein Kriegslager sein konnte. Vom Ufer der Bucht, die hier tief in das Land hineinschnitt, war es vielleicht dreihundert Meter entfernt. Ein kleiner Fluß, eher ein Bach zu nennen, der sich in das Meer ergoß, trennte die Ansiedlung von dem übrigen Festlande. Ich verbarg mich in dem Gebüsch, welches das Lager von drei Seiten umgab. Regellos lagen die blendend weißen Zelte in

dem üppigen Grün des Laubes verstreut, hochüberragt von den Zweigen geheimnisvoll rauschender Palmen, deren Kronen sie wie ein Gewölbe überschatteten. Leuchtend grünes Moos bedeckte die schlanken Stämme, an denen sich die Waldrebe emporrankte. In leichten, graziösen Bogen kletterte sie von Ast zu Ast und neugierig schienen ihre dunklen Sammetblüten aus den dichtbelaubten Zweigen auf die Erde hernieder zu schauen. Hochstämmige Farren und blütenbedeckte Büsche zierten den Vordergrund und durch das leichtgefiederte Laub sah man hier und da die zierlichen Zelte schimmern, die von Blumenbeeten umgeben waren. Dunkel und finster hob sich im Hintergrunde eine blaue Gebirgskette vom Horizont ab; ihre tiefen Schluchten waren von einem scheinbar undurchdringlichen Tropenwald ausgefüllt, der sich noch weiter hinzog und das Lager von den Bergen trennte. Zahllose buntfarbige Vögel belebten die Landschaft mit ihrem munteren Gesang, sodaß ich mich eher in einen wundervollen Park, als in ein Kriegslager versetzt glaubte. Ein Märchenreich schien sich meinem bezauberten Blick darzubieten, eine Tropenlandschaft, wie sie die Phantasie sich nicht schöner ausmalen kann.

Von den Zelten waren nur etliche mit Leinewand bekleidet, die meisten hingegen mit einem glänzenden, seidenartigen, verschiedenfarbig getönten Stoff. Es

mochten ihrer vierzig oder fünfzig an der Zahl sein, und außer einem einzigen besonders großen und hohen, waren alle niedrig und klein. Trotzdem sie von dem Laubwerk halb verdeckt und ganz regellos am Waldessaum verstreut schienen, bildeten sie einen großen Halbkreis, vor dem sich ein weiter, freier Platz ausdehnte. Etliche hochstämmige Palmen beschatteten die grüne Rasenfläche. Dieser Platz, der dem Walde gegenüber gelegen war, flachte sich zur Bucht hin allmählich ab und verlor sich dann in die Sandbank.

Während ich so voll Entzücken das großartige Landschaftsbild anstaunte, war im Osten die Sonne aus dem Meere emporgestiegen. Ihre goldenen Strahlen huschten über die Wipfel der sich leise wie zum Gruße neigenden Baumriesen, und die kleinen Zelte schienen in Purpur getaucht aufzuflammen. Wie gebannt stand ich da.

Plötzlich fuhr ich auf. Mitten in die friedliche Stille, die nur von dem Zwitschern der Vögel und dem Plätschern der Wellen unterbrochen wurde, brauste ein volltönender Akkord, — ein zweiter, — ein dritter, — der in eine fremdartig klingende Hymne oder eine Symphonie überging. Das Orchester schien aus sehr bedeutenden Künstlern zusammengesetzt, wo es aber aufgestellt war, konnte ich nicht entdecken.

In den Zelten war man inzwischen munter geworden. Hier und da sah ich Leute vor den Eingängen stehen, die mit der einen Hand den Vorhang zur Seite schoben, mit der anderen ihre Augen vor den blendenden Strahlen der Sonne beschatteten und sich an dem Anblick von Meer und Wald zu weiden schienen. Zuweilen stimmte einer von ihnen in die Melodie ein, die wie ein Gebet klang. Nach und nach schlossen sich die, welche sich noch in den Zelten befanden, an, und bald brauste ein ergreifender, feierlicher Chor durch die leise erzitternde Luft.

Tief erschüttert lauschte ich dem Gesang. Es schien mir, soviel ich davon verstehen konnte, eine Hymne an die Sonne zu sein.

Alles war erwacht. Erwachsene und Kinder traten aus den Zelten ins Freie. Aber wie seltsam, Alle waren vollständig nackt, nur vereinzelte Frauen trugen eine Schärpe um die Hüften geschlungen. Es waren also Wilde.

Wilde? — Würden Wilde sich von einem Orchester aus dem Schlaf wecken lassen? Waren Wilde fähig zu solchem Gesang? Auch waren es Weiße, von zarter Gesichtsfarbe. Und welche schönen Gestalten! Besonders die Jünglinge und die halberwachsenen jungen Mädchen! Die Älteren schienen noch in den Zelten zu weilen, wo sie gewiß noch der Ruhe pflegten. Jedenfalls war nicht

daran zu zweifeln, daß diese Leute der kaukasischen Rasse angehörten.

Wie fröhlich sie alle waren, wie sie miteinander scherzten. Überall sonniges Lächeln und freundliche Mienen. Hier wurde laut gelacht, wohl über ein Scherzwort, dort tanzten und hüpften sie wie die Kinder. Einer der Jünglinge lief hinter einem anderen her, packte ihn an den Schultern und schleuderte ihn mit der Grazie eines Akrobaten herum. Zur Begrüßung drückten sie sich die Hände, blickten sich freundlich an und küßten sich. Besonders fiel es mir auf, wie die Jünglinge und Mädchen einander den Morgengruß boten. Das Mädchen trat an den Jüngling heran, beugte sich über seine Hand und lehnte den Kopf auf seine Schulter. Er aber schlang den Arm um ihren Leib, streichelte ihr Brust und Wangen und küßte sie. Und welche Anmut sie dabei entfalteten, wie keusch und züchtig jede ihrer Bewegungen war!

Nun eilte die Mehrzahl von ihnen, fröhlich lachend und sich jagend, dem Bache zu und begann sich dort zu waschen und Toilette zu machen. Die Mädchen lösten ihre Flechten, strählten ihr Haar, steckten es wieder auf und schmückten es mit Blütenzweigen, die sie am Saume des Waldes pflückten, oder wanden Kränze und Guirlanden, mit denen sie Hals und Leib umgürteten. Eine von ihnen flocht sich aus Farrenwebeln eine Krone, mit

der sie ihr Haupt schmückte. Das rief laute Beifallsbezeugungen hervor und veranlaßte etliche Jünglinge, eine Menge Farrenwedel zusammenzupflücken und den ganzen Körper des Mädchens damit zu umhüllen. Eine langstielige Blüte, die bei jeder Bewegung hin und her schwankte, wurde zum Schluß noch in die Krone gesteckt, was sich sehr drollig ausnahm. Und dann wurde die Kleine mit hellem Jubel in das Lager zurückgeführt.

Andere waren bis zu den Knieen in den Bach hineingewatet und führten hier eine Schlacht auf, indem sie sich jauchzend und laut lachend mit Wasser bespritzten.

Welch ein harmlos fröhliches, mutwilliges Völkchen!

Nach beendeter Toilette kehrte ein Teil der jungen Leutchen in die kleinen Zelte zurück, die übrigen begaben sich in das große, und ich hörte ihr fröhliches Gelächter bis zu mir herüberschallen.

In diesem Augenblick wurde meine Aufmerksamkeit von einem Häuflein seltsam aussehender Menschen gefesselt, die aus dem Dickicht des Waldes traten, welcher sich hinter dem Lager hinzog. Sie waren den anderen ganz unähnlich. Breitschulterig und grobknochig, hatten sie plumpe Füße und große verarbeitete Hände. Auf dem kurzen, starken Stiernacken saß ein kleiner Kopf, der, an und für sich schon häßlich, durch das struppige Haar noch mehr verunstaltet wurde. Ihre Bewegungen waren eckig und unschön, und man erkannte sofort, schon an der

dunklen Gesichtsfarbe, daß sie einer anderen Rasse als die übrigen angehörten. Bekleidet waren sie mit kurzen, aus Blättern zusammengesteckten Röckchen und in den Händen trugen sie Töpfe, Krüge und Schüsseln, die irgendwelche Speisen zu enthalten schienen. Mit großen ungelenken Schritten gingen sie auf das Riesenzelt zu.

Daß diese Leute Wilde waren, darin täuschte ich mich gewiß nicht.

Aus einem, der dem großen benachbarten Zelte, das mir besonders schön ausgestattet schien, trat jetzt ein hochgewachsener Greis mit lang herabwallendem Barte, nach Art der Römer in eine Toga von weißem Stoff gehüllt.

Auch er wandte sich dem großen Zelte zu.

Auf dem freien Platze trieben nur noch einige Kinder ihr fröhliches Wesen und vereinzelte Frauen, die sich wohl verspätet hatten, eilten, ihre Kleinen auf der Schulter, dem Bache zu.

Alles, was sich hier meinen Blicken darbot, fesselte mein Interesse derartig, daß ich mich selbst und die Lage, in welcher ich mich befand, vollständig vergaß. Eine Stunde oder mehr mochte vergangen sein, seit ich, in meine Beobachtungen versunken, im Gebüsch versteckt gestanden hatte. Jetzt besann ich mich darauf, daß ich etwas beginnen mußte, und da ich keine Gefahr scheuen zu brauchen glaubte, entschloß ich mich, mein Versteck zu

verlassen und auf die jungen Leute zuzutreten, die ich soeben aus dem großen Zelte kommen sah.

Auch sie waren meiner gewahr geworden, hemmten voll Staunen über meinen Anblick ihre Schritte, flüsterten unter einander und näherten sich mir dann.

Augenscheinlich flößte ich ihnen ebenfalls keine Furcht ein.

Auf meine Frage, wer sie seien, antworteten sie mir:

„Wir sind Freunde.“

Das sagte mir jedoch nur wenig, deshalb fragte ich weiter:

„Und wer ist der Greis, der soeben das große Zelt betrat?“

„Das ist Jesrar, unser Beschützer.“

„Euer Oberhaupt?“ fragte ich.

„Was meint Ihr damit? Wir verstehen Euch nicht,“ war die Antwort.

„Nun, Euer Vorgesetzter, Euer Anführer, Fürst oder König,“ entgegnete ich, indem ich alle Bezeichnungen zusammensuchte, die man einer leitenden Persönlichkeit beizulegen pflegt. Sie schienen jedoch keine derselben zu kennen und blieben dabei, daß jener ihr hochverehrter Beschützer sei, den sie über alles liebten.

„Halt!“ rief da plötzlich einer der Jünglinge. „Möglicherweise ist er auch ein Beschützer! Seht nur, wie groß von Gestalt er ist und wie lang sein Bart! —

Auch ist er bekleidet! — Wir wollen Jesrar herbeiholen, er mag mit ihm reden!"

Einige der Jünglinge eilten davon und kehrten bald darauf mit dem Alten zurück, gefolgt von einer Schar von Leuten, die bei ihm gewesen waren.

„Wer seid Ihr und woher kommt Ihr?" redete er mich an.

Mit kurzen Worten erzählte ich ihm, wie der Sturm mich an dieses Ufer gespült hätte, und fragte ihn dann meinerseits, wohin ich geraten und was sie für Leute wären. Aber ich bekam keine Antwort. Er hüllte sich in Schweigen und blickte mich nur unverwandt mit weit geöffneten Augen an. Einige Schritte zurücktretend, musterte er mich von allen Seiten, wobei ihn meine ganz durchnäßten Kleider besonders zu interessieren schienen. Alle traten zur Seite, um dem Greis nicht in seiner Betrachtung hinderlich zu sein, und mit ernsten Mienen verfolgten sie seine Blicke.

„Sollte es möglich sein!" rief der Alte plötzlich und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Sollte es möglich sein, daß Ihr ein Abkömmling des neunzehnten Jahrhunderts seid? Es ist eine Reihe von Jahren her, da sah ich in einem nordischen Museum ein Album mit Abbildungen von Leuten dieses Zeitalters. Sie trugen dieselbe Tracht wie Ihr. Sagt mir, wäre das möglich?"

Als ich ihm seine Voraussetzung bestätigte, trat er an mich heran, lehnte meinen Kopf an seine Schulter und flüsterte, mich voll Mitleid anblickend:

„Armer Mensch, armer, armer Mensch!"

Alle um mich her stehenden Jünglinge sowohl als auch die Mädchen wollten seinem Beispiele folgen, stürzten auf mich zu, ergriffen meine Hände, streichelten und küßten sie und suchten mir auf jede Weise ihr Mitgefühl und ihr Mitleid auszudrücken.

So verwundert ich auch darüber war, rührte es mich doch auf das Tiefste. Da flüsterte irgendeiner aus der Schar, daß ich hungrig sein dürfte, worauf der Alte meine rechte, eines der jungen Mädchen meine linke Hand ergriff, und so führte man mich in das große Zelt.

„Setzt Euch, werter Gast, und ruht Euch aus," begann der Greis, auf einen Holzblock weisend, „und laßt Euch zu allererst versichern, daß Ihr unter Freunden weilt."

„Freunde, bringt dem Fremdling einen frischen Trunk," fuhr er fort.

In einem herrlich geformten Krug aus gelblichem Metall bot man mir die köstlichste Milch dar. Obgleich der Krug bis an den Rand gefüllt war, leerte ich ihn in einem Zug, denn ich war in der That halb verschmachtet. Teilnahmsvoll schauten alle mir zu und

tauschten leise Bemerkungen miteinander aus und auch der Greis lächelte mich freundlich an.

Sein von einem wallenden Bart umrahmtes Gesicht war leicht gebräunt, wie das eines Orientalen, seine ausdrucksvollen Züge waren von feinem Schnitt. Die leichtgebogene Nase und die hohe gerade Stirn zeugten von guter Herkunft und edlen Geistesgaben und dunkle, beinahe schwarze Augen blickten voll Güte und Menschenfreundlichkeit auf mich hernieder. Ganz warm wurde es mir ums Herz unter diesem Blick und Friede und Vertrauen zogen in meine Seele.

## II.

„Es verlangt Euch also danach, zu erfahren, wer wir sind und wohin Ihr verschlagen seid?“ begann der Greis, nachdem ich mich gelabt hatte. „Meine Antwort darauf wird Euch freilich betroffen machen, da Ihr dem Menschengeschlechte angehört, das im neunzehnten Jahrhundert existierte. Wir befinden uns nämlich schon im siebenundzwanzigsten Jahrhundert und achthundert Jahre trennen uns von Euch. Ein neues Geschlecht ist es, das hier vor Euch steht, und was Ihr Euch damals vergeblich bemüht habt, zu erjagen, uns ist es beschert — wir haben das Glück gefunden — unbegrenztes Glück! — Schaut um Euch — da sind die Glücklichen, die innige Freundschaft miteinander verbindet und die auch Euch als lieben Gast begrüßen!“

In dem Augenblick, als der Greis meine Hand ergriff und sie innig an sein Herz drückte, erhob sich die ganze Versammlung, reckte die Hände gen Himmel und

rief einstimmig im Chor: „Sei uns gegrüßt! Sei uns gegrüßt!"

Wie anmutig jede ihrer Bewegungen war! Wie hell und klar die jungen Stimmen klangen! Wie biegsam und wohlgestaltet die jugendlichen Glieder! Das letztere hatte ich freilich schon von meinem Versteck aus bemerkt, aber ich hatte die feinen Züge dieser Idealgestalten doch nicht so deutlich zu erkennen vermocht. Welche Schönheiten! Wo nehme ich Worte her, sie wahrheitsgetreu zu schildern? Die beredtesten Ausdrücke wären nicht imstande, ein richtiges Bild davon zu geben. Eine Auslese männlicher und weiblicher Ideale! Und wie verschiedenartig!

Hier stand eine Brünette mit dunklen, mandelförmigen Augen und kirschroten Lippen, eine orientalische Schönheit, dort eine Italienerin mit geradliniger Nase, fein geschwungenen Brauen und dichtem, welligem, bis an die Kniee herabfallendem Haar; dort eine andere mit klassischem Profil und einem Augenaufschlag, wie man ihn so entzückend nur bei den Griechinnen findet. Aber auch Blondinen begegnete mein bezauberter Blick. Ihre Wangen waren mit rosigem Schimmer übergossen, wie bei den Engländerinnen, und sanfte Unschuld sprach aus ihren blauen Kinderaugen. Ihr seidenweiches Haar war von rötlich goldener Farbe, ihre kleine Hand ruhte auf der Schulter des Greises. Die braune Haar-

farbe überwog jedoch, besonders unter den Jünglingen, deren Züge schärfer ausgeprägt waren. Einigen von ihnen sproßte bereits der Flaum auf der Oberlippe, aber nur an einzelnen bemerkte ich einen schon ausgebildeten Bartwuchs. Ihr Haar war meist kurz geschnitten und lockte sich an den Schläfen; ihre Gesichtsfarbe war dunkler als die der Mädchen. Eine Gruppe von Idealgestalten war hier vereinigt, zum Leben erweckte, antike Statuen, an denen mein Auge sich nicht sattsehen konnte.

Noch poetischer, idealer erschien mir die Schönheit der weiblichen Geschöpfe. War doch der Ausdruck um den kleinen, weichen Mund von so ausgesuchtem Liebreiz, wie man ihn sonst nur an einem Kindermündchen sieht. Welche Unschuld in diesen Zügen! Die zart gewölbte Büste wie klassisch geformt! Die feinen Hälschen, die sanft gerundeten Schultern, die schlanken Kinderhände!

Und all diese entzückend jungfräulichen Formen, diese herrlichen Jünglingsgestalten, all dieser Jugendreiz bot sich meinen trunkenen Blicken in aller Unschuld und unverhüllter Schönheit dar.

„Das Schicksal hat Euch auf eine der Inseln im stillen Ozean verschlagen, nach Tahiti, einem der gesegnetsten Punkte auf unserem Erdball," unterbrach der Greis meine Verzückung. „Die Leute hier gehören zu

einer der Gemeinden, welche die Insel bewohnen. Ihr hörtet sicherlich, wie meine Freunde beim Erwachen der Sonne den Tag und das Leben mit einer Hymne begrüßten? Das geschieht bei uns an jedem Morgen, weil ein jeder uns neues Glück und neue Freuden und nichts als neue Freuden bringt. — Zahlreich waren die Ereignisse, verheerend die Umwälzungen, welche die vergangenen Jahrhunderte brachten. Nicht ein Stein blieb auf dem anderen. Hunderte und aberhunderte von Jahren jagten die Menschen einem Glücke nach, das wie ein Trugbild vor ihnen aufstieg und sie ins Verderben lockte. Dieser Kampf rieb die Menschen auf.

Verzweifelt brachen sie zusammen, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. Nur eine kleine Anzahl hatte sich gerettet, und diese unternahm einen letzten Versuch, das Glück zu erringen. All das Alte, Überlebte, Unbrauchbare verwarfen sie und schufen etwas Neues.

Schaut um Euch, seht, was sie erreicht haben! — — Nun, wie gefällt Euch das neue Menschengeschlecht?" fuhr der Greis fort, indem er mit stolzem, feierlichem Lächeln auf die ihn umringende Jugend blickte.

„Ich bin überwältigt und bezaubert," entgegnete ich. „Aber ich sehe hier nur Jugend, dem Kindesalter kaum entwachsene Knaben und Mädchen! Wo sind die Alten?"

„Es giebt keine in unserem Zeitalter," sagte der Greis. „Was Ihr hier seht, ist das heutige Geschlecht, und wo es Menschen giebt, sind sie von solcher Gestalt. — In früheren Jahrhunderten gab es Alte und Junge, Heranwachsende und Greise; oft waren Eure Kinder schon greisenhaft. Jetzt ist das umgekehrt. Sowohl dem Äußeren als dem Wesen nach bleiben jetzt alle Geschöpfe jung. Es sind eben Kinder, aber von Herzen gute, liebe Kinder. — Für wie alt haltet Ihr zum Beispiel diese Blondine?" fuhr er fort und wies dabei auf ein entzückendes Geschöpf, eine Psyche, die auf seinen Knieen saß und mit der einen Hand seinen Nacken umschlungen hielt, während die andere seinen Bart streichelte.

„Nach meiner Schätzung kann dieses Kind dreizehn bis vierzehn, höchstens aber fünfzehn Sommer zählen," antwortete ich.

„Du irrst, sie ist fünfunddreißig Jahre alt und gehört bei uns schon zu den Alten. — Schaut sie Euch nur näher an."

Damit führte der Greis sie an die Öffnung des Zeltes und im grellen Sonnenlichte sah ich freilich, daß das liebliche Kindergesicht schon einige Runzeln aufwies und Silberfäden das Haar durchzogen, was man aus der Entfernung gar nicht bemerkte.

„Und hier unsere Männer," sagte der Alte, auf einen Jüngling mit einem Römerkopf, einen jungen Gracchen, weisend, dessen feingeschnittene Züge einer Kamee glichen. „Wie alt bist Du, Gero?"

„Achtundzwanzig Jahre, Jesrar."

„Und Du, Teina?" wandte er sich an einen dunkellockigen Knaben.

„Sechsundzwanzig Jahre bin ich alt."

„Ihr seht also, sie sind über die Kinderjahre hinaus, wie fast Alle, die uns hier umringen," fuhr der Greis fort. „Hier herrscht ewige Jugend und bis in das höchste Alter sind Schönheit und Grazie die Begleiter dieses Geschlechts. Auch das ist ein Triumph unserer Zeit!"

„Dann seid Ihr eben nicht Menschen, sondern Engel. Wie sollte man sich dieses Naturwunder anders erklären?"

„Ach nein, — keine Engel! Besonders geartete Wesen, — sonst aber Fleisch von Eurem Fleisch und Bein von Eurem Bein," entgegnete der Greis mit mildem Lächeln. „Das Menschengeschlecht hat sich im Laufe der Jahrhunderte vervollkommnet und verfeinert. Um das zu erreichen, haben wir ganz einfache Mittel angewandt, Mittel, die man auch schon vor Jahrtausenden kannte, die Ihr in Eurem Unverstande aber nur zur Vervollkommnung von Pferden, Schweinen,

Hunden benutztet, statt sie auf Euer eigenes Geschlecht anzuwenden.

Die Natur ist es, die wir zu Hilfe gerufen und uns zu Nutzen gemacht haben, um ein Geschlecht heranzuziehen, das in unvergänglicher Jugendblüte ein kindlich frohes, glückliches Dasein führt.

Wollt Ihr erfahren, wie wir dazu gelangt sind, so hört mir zu.

## III.

Nur klein war die Anzahl derer, die unversehrt aus dem Kampfe um das Glück hervorgegangen, die nicht zu Grunde gerichtet und entartet waren. Aus diesen wollten wir ein neues Geschlecht heranzuziehen versuchen. Nach langen, schweren Kämpfen hatten wir sie uns unterthan gemacht, und unsere Macht über sie war jetzt eine unbegrenzte. Vor allen Dingen galt es wohl, sich darüber klar zu werden, wie das neue Geschlecht beschaffen sein sollte und aus welchen Elementen es zusammenzusetzen sei. Die, in deren Mitte wir lebten, waren auf eine so tiefe Stufe hinabgesunken, daß sowohl ihr Körper als auch ihre Seele eine Umwandlung durchmachen mußten, wenn sie glückliche Menschen werden sollten. Sonst blieb das ein Ding der Unmöglichkeit, wie wir es Jahre hindurch an den verzweiflungsvollen Bemühungen und Kämpfen gesehen hatten, bei denen die Menschen stets unterlegen waren. Ihre Schwäche wurzelte zu tief in ihrer

Natur. Was sie auch erreicht hatten, weder Macht, noch Reichtum, noch Gelehrsamkeit, brachte ihnen ein vollkommenes Glück. Wo sollten wir es demnach suchen, wenn wir die menschliche Natur nicht umzugestalten vermochten!?

Wie aber sollten wir das anfangen, womit beginnen? Wie mußte der Mensch beschaffen sein, der fähig wäre, ein vollkommenes Glück zu genießen? Wie sollten wir aus der geringen Anzahl derer, die uns zur Verfügung standen, die geeigneten Elemente herausfinden? Kam uns niemand zu Hilfe? Kein leuchtender Stern, der uns den Weg zu unserem Ziele wies?

Wir blätterten im Buche der Vergangenheit. Seite auf Seite durchsuchte unser prüfender Blick. Bis in die ältesten Zeiten griffen wir zurück, um einen Anhalt zu finden.

Gab es ein vollkommenes Glück unter den wilden, von der Kultur noch nicht beleckten Völkern?

Nein, auch sie hatten unter Kälte, Hunger und Entbehrungen zu leiden, lebten in ständiger Furcht, stöhnten unter der Geißel ihrer Bedrücker und wurden von ihnen zu Tode gemetzelt! War es ihnen aber vergönnt, in glücklicheren Verhältnissen zu leben, hatte das Schicksal es gewollt, daß sie auf einer der paradiesischen Inseln Polynesiens das Licht der Welt erblickten, so waren sie nicht imstande, dies Glück

auszunutzen, es festzuhalten. Es flüchtete vor ihrem Unverstande.

Gab es ein vollkommenes Glück unter der Herrschaft der Tyrannen?

Unumschränkt war ihr Reichtum und ihre Macht! Sklaven zitterten und bebten unter ihrem Blick, — aber das Glück kannte man auch damals kaum!

Gab es ein vollkommenes Glück zur Zeit des Faustrechts, als rohe Gewalt die Macht in Händen hatte?

Den Bedrückten und Unterjochten leuchtete es sicherlich nicht, aber auch den Mächtigen und Reichen nur zeitweise und spärlich. Ja selbst in Italien, zur Zeit der Renaissance, war das Glück eine Eintagsfliege. So konnten wir auch aus dieser Periode keinen Nutzen ziehen.

Gab es ein vollkommenes Glück im Arbeiterstande des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts? Ach nein! Weder die Feld- noch die Fabrikarbeiter, noch die Armee hatte es je kennen gelernt. Selbst der besitzenden Klasse, den Kapitalisten, war es fremd geblieben und sah man hier oder da einen, der es gefunden zu haben schien, so war auch dieses Glück nie ganz ungetrübt. Sind es doch die Kinder dieser Zeit, welche den Pessimismus auf die Welt gebracht haben."

„Aber die Sozialisten in diesen Jahrhunderten, sollten auch sie nicht glücklich gewesen sein?"

„Nur eine ganz kurze Spanne Zeit. Nur so lange die Flamme des Enthusiasmus in ihnen glühte und in ihren Seelen etwas entzündete, was dem Glücke ähnlich war. Nur zu bald aber erlosch diese göttliche Flamme, die Luftschlösser versanken, und es herrschte wieder undurchdringliche Finsternis. Aus den alten Bedrängnissen und Schrecken erwuchsen neue und trieben die Menschen in den Abgrund der Verzweiflung, aus dem es keine andere Rettung giebt, als die Selbstvernichtung. Selbstmorde und Selbstmordversuche häuften sich von Tag zu Tag in erschreckender Weise.

Ein Glück, wie wir es suchten, andauernd und beseligend, war nirgends zu finden, und glaubten wir auch einmal, es erhascht zu haben, meinten wir, es hätte sich endlich bei uns eingenistet, so saß ihm sicherlich der Wurm schon im Herzen und es währte nicht lange, so war die ganze Frucht vernichtet und zernagt.

Endlich nach jahrelangem Suchen waren wir ihm auf der Spur, sahen wir unser Ziel vor Augen.

Alle Zeitalter hatten wir durchforscht, kein Land, kein Volk war uns entgangen und doch hatten wir einen großen Bruchteil der Menschen übersehen, der sich durch nichts je in seinem Glücke hatte stören lassen. Zu allen

Zeiten, unter allen Verhältnissen, bei allen Völkern hatten sie es sich zu erhalten verstanden.

Diese Glücklichen waren die Kinder. Unsere Augen waren geöffnet, im hellen Lichte lag vor uns der Weg, den wir einzuschlagen hatten.

Zu Kindern mußten wir werden, wollten wir uns auf Erden ein dauerndes Glück schaffen; nur Kinder fühlen sich vollkommen glücklich. Ja, denkt nur reiflich darüber nach, ist dem nicht wirklich so?

Was ist Glück? Woraus besteht es?

Aus der Sehnsucht danach, aus der Erfüllung und aus dem Genuß. Dieser Kreislauf wiederholt sich immer wieder von neuem bis zu unserem Tode und ist durch die Natur des Menschen bedingt. Aber nicht nur des Menschen, sondern auch der Tiere und aller lebenden Wesen. Wollte man dieses Naturgesetz aus der Welt schaffen, so würden aus ihnen allen, statt glückliche, ganz unvollkommene Geschöpfe werden.

So notwendig dieses Naturgesetz aber auch zu unserem Glück ist, so leicht wird es auch zur Quelle alles Übels. Es kommt nur darauf an, auf welche Weise man es sich nutzbar macht. Es richtig anzuwenden, verstehen aber nur die Kinder, hegen sie doch nur Wünsche so einfacher Natur, daß sie leicht erfüllbar sind. Eure Wünsche hingegen richteten sich stets auf Unerreichbares, auf Dinge, die gar nicht oder doch nur mit schweren

Opfern zu erlangen waren. Ist es ein Wunder, daß Ihr keine Befriedigung fandet, daß der Preis, den Ihr für die Erfüllung Eurer Wünsche zahltet, Euren Genuß beeinträchtigte?

Hieraus entsprang Eure Unzufriedenheit, das Gefühl des Unbefriedigtseins. Und wenn Ihr auf dem Totenbette auf Euer Leben zurückblicktet, mußtet Ihr Euch sagen: es war des Kampfes und der Mühsal nicht wert.

Erst wenn der Tod dem Menschen ins Auge blickt, wird er wieder zum Kinde; leider ist es dann aber zu spät. Dann erst erkennt er den Weg, der zum Glück, zur Vollkommenheit führt, wie wir ihn erkannten.

Wie aber war es auszuführen? Wie dieser Weg zu erreichen?

Reiche Mittel standen uns zu Gebote. Auf allen Gebieten der Wissenschaft hatte der menschliche Geist im Laufe der Jahrhunderte die wunderbarsten Erfolge erzielt. Fast unbegrenzt war unsere Macht und die Sehnsucht nach Vollkommenheit so brennend, so allgemein, daß sich uns jeder Einzelne, von diesem heißen Wunsche durchdrungen, mit Leib und Seele zur Verfügung stellte. Alles lag in unserer Hand. Unser Wissen reichte so weit, daß wir die Menschen in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit zu versetzen vermochten, in welchem sie sich der Bitterkeit ihrer Lage gar nicht bewußt wurden. Welchen Zweck hatte das aber, nahmen wir

ihnen damit doch auch die Fähigkeit, die Süßigkeiten der Freude zu genießen.

Wir vermochten, sie zu Naturkindern zu machen, und die unzivilisierten Völker hatten sich verhältnismäßig immer noch am glücklichsten gefühlt.

Was aber hätten wir damit erreicht? In einigen Tausend Jahren hätten die Ärmsten denselben Prozeß durchzumachen gehabt wie wir, denselben Jammer, das gleiche Elend hätten sie von neuem durchkosten müssen.

So blieb uns nur noch Eines. Das ganze Menschengeschlecht bis auf den letzten Mann auszurotten. Auch dazu stand uns die Macht zu Gebot. Schmerz- und bewußtlos wären sie aus dem Leben geschieden.

Der letzte Ausweg schien uns beinahe der wünschenswerteste, der zweckmäßigste und dem, was wir anstrebten, am meisten entsprechend. Ehe wir uns jedoch für ihn entschieden, wollten wir noch einen Versuch wagen. Einen Versuch, ein Experiment, das freilich kühn, vielleicht sogar wahnwitzig zu nennen war.

Vier Lebensalter hat das Menschenleben aufzuweisen, Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenjahre. Die beiden letzten sind dem Glück am wenigsten zugänglich; deshalb schieden wir sie aus und trafen eine Auslese aus den beiden ersten. Wir wählten besonders schöne

zeugungsfähige Geschöpfe, um aus ihnen ein neues Geschlecht zur Reife zu bringen.

Mißlang dieser Versuch, so blieb uns nichts weiter übrig, als die vollständige Ausrottung. Eine Grausamkeit wäre es gewesen, die Menschen noch länger ihrer Qual zu überlassen.

Wir machten uns sofort ans Werk. Mit größter Sorgfalt gingen wir an die Auswahl solcher Elemente, von denen wir uns am ehesten die gewünschten Resultate versprachen, d. h. wir suchten solche jungen Leute aus, die sowohl körperlich als auch ihren Empfindungen nach sich am meisten den Stempel des Kindlichen bewahrt hatten. Von Generation zu Generation erneuerten wir diese Auslese, und heute sind wir so glücklich, uns sagen zu dürfen, daß unsere Bemühungen von den schönsten Erfolgen gekrönt wurden. All unsere Erwartungen sind sogar übertroffen." —

Erstaunt lauschte ich den Worten des ehrwürdigen Alten. War das Bild, das er vor meinen Blicken entrollte, auch wundersam und befremdend, so fühlte ich doch dunkel, es war logisch begründet.

Hatte man nicht schon zu unseren Zeiten das Kindesalter als das glücklichste und beneidenswerteste gepriesen? — Hieß es nicht damals schon

„glücklich und froh wie die Kinder", wenn man ein harmloses seliges Gefühl schildern wollte?

Wie gewaltig die Veränderungen und Umwälzungen auch waren, die sich im Laufe der Zeiten auf unserem Erdball vollzogen, die Überzeugung, nur ein Kindergemüt sei des reinsten Glücksgefühles fähig, hat alle Wechsel überdauert.

## IV.

„Aber sagt mir, wer hat alle diese Umwälzungen zustande gebracht?" wandte ich mich an den Greis. „Ihr sagt — ‚wir beschlossen, — wir thaten Dieses oder Jenes', als trenntet Ihr Euch selbst von allen Übrigen ab?"

„Ganz recht," entgegnete der Alte. „Wir gehören auch einem ganz abgesonderten Stamme an. Das neue Geschlecht ist diese, wie Ihr es nennt, — Jugend, — wir sagen Freunde. Außer ihnen existiert aber noch ein anderes Geschlecht, das Euch viel näher verwandt ist, als diese Kinder. Das sind wir, die Beschützer genannt, Nachkommen der Menschen Eures Jahrhunderts. Wir sind aber nicht nur ihre Beschützer, sondern sogar ihre Schöpfer: Unserem Willen, unserem Verstande, unserer Erkenntnis verdanken diese glücklichen Geschöpfe ihr Dasein. Die gewaltigen Errungenschaften der Wissenschaft machten wir uns nutzbar, besonders in Bezug auf die Fortpflanzung, und züchteten mit Hilfe

der sorgfältigsten Auswahl ein ganz hervorragendes Geschlecht. Wir selbst haben uns indessen nur wenig verändert, weder körperlich noch dem Wesen nach. Wir sind die Beschützer der durch unseren Willen zum Dasein berufenen Geschöpfe. Wir leben und denken nur für unsere Freunde, unsere Kinder. Was ihr Glück schädigen könnte, räumen wir aus dem Wege und wachen darüber, um ihnen ein sorgloses Dasein zu ermöglichen. Ohne unseren Schutz wäre ihr Glück bald dahin."

„O Jesrar, wie unzählige Male habe ich es mir ausgemalt, daß Gott seine Engel Fleisch werden ließe und sie zur Erde hinabsende, damit sie unter den Menschen lebten, ihnen Kummer und Sorgen aus dem Wege räumten, sie leiteten und stützten. Und nun sehe ich das Gebilde meiner Phantasie leibhaftig vor mir stehen! Welch ein Wunder! — Auch sehe ich jetzt, daß Ihr schon körperlich ganz anders geartet seid als Eure Freunde. Wie ist Euch das möglich gewesen?"

„Ja wir sind größer von Wuchs und jugendliche Schönheit geht uns ab. — Seht nur, wie lang mein Bart herniederwallt. Aber auch den Gebrechen des Alters sind wir wie frühere Geschlechter unterworfen, wenn wir auch zwei- und dreimal so alt werden wie diese Kinder, häufig hundert Jahre und darüber. Diese Langlebigkeit, ebenfalls die Frucht langjähriger Kultur-

arbeit, ist aber für uns von unvergleichlicher Wichtigkeit. Ihr verdanken wir es, daß wir ganze Generationen aufwachsen sehen und infolgedessen imstande sind, ihr Emporblühen zu überwachen, ihre guten Eigenschaften zu stärken und zu unterstützen, ihre Mängel abzuschwächen, aber auch untaugliche Elemente, deren Einfluß uns verderblich scheint, völlig auszumerzen und zu vernichten.

Auch wir Beschützer haben unsere Frauen, die uns unser Geschlecht erhalten, denn wir vermischen uns nicht mit unseren Freunden, wie sie sich auch nicht mit uns."

„Ihr seid also vollständig voneinander getrennt?"

„Ja, in gewissem Sinne."

„Wie seltsam und doch wie großartig durchdacht!" rief ich aus. „Hier die frohe, glückliche Kinderschar, die sorglos dahinlebt, ohne sich um den kommenden Morgen zu grämen, — dort Ihr, die Alten, die darüber wachen, daß ihnen kein Leid geschieht! Gleichsam ihre Hüter, ihre Erzieher!"

„Nicht nur gleichsam, sondern in der That," sagte der Greis lächelnd. „Oder noch korrekter ausgedrückt: Wir sehen in unseren Freunden unsere Kinder, die wir so innig lieben, als wären wir ihre leiblichen Eltern. Sie aber erwidern diese Liebe genau so zärtlich. Ist es nicht so?" wandte er sich an die ihn umringenden

jungen Geschöpfe. Kaum war das Wort seinem Munde entflohen, als jedes einzelne der lieblichen Kinder auf ihn zustürzte, um ihm einen Beweis seiner Liebe zu geben. Sie umdrängten den Alten, umarmten ihn, griffen nach seinen Händen und küßten sie.

„Ja, ja, wir lieben Dich von ganzem Herzen!“ riefen sie einstimmig. „Du bist unser guter, lieber Beschützer!“

Rührend anzusehen war dieses Aufbrausen einer unverfälschten, tiefen, wahren Liebe.

„Seht, darin gipfelt unser Glück!“ sagte der Greis mit laut erhobener, vor Rührung bebender Stimme.

Tief ergriffen weidete ich mich an dem lieblichen Bilde. Zwei der schönen Geschöpfe waren auf seinen Knieen sitzen geblieben und umschlangen mit den Armen seinen Hals. Er liebkoste sie und blickte freundlich lächelnd auf sie hernieder. Da bargen sie, wie schüchterne Vöglein, ihre Köpfchen an seiner Brust und lächelten mir freudestrahlend zu. Andere hatten sich zärtlich an die Schulter des Greises geschmiegt und seine hohe, Alle überragende Gestalt in ihrer ehrfurchtgebietenden Schönheit inmitten dieser Jugendblüte war ein unvergleichlicher Anblick. Das Bild eines Patriarchen im Kreise seines Geschlechts.

„Ja, hier herrscht nicht nur Schönheit des Körpers, hier waltet auch die Schönheit der Seele!“ mußte ich

unwillkürlich denken. „Und seid Ihr wirklich überzeugt, daß alle diese Kinder, — ich kann mich noch nicht daran gewöhnen, Erwachsene in ihnen zu sehen, — vollkommen glücklich sind?“ wandte ich mich von Neuem an den Greis. „Und wenn sie es sind, was bringt sie dazu? Womit beschäftigen sie sich?

„Ihr Glück entspringt demselben Quell, wie das der Kinder,“ antwortete er. „Sie freuen sich ihres Daseins, weiden ihr Auge am Anblick des Meeres, der Sonne und des üppigen Grüns. Sie baden im plätschernden Wasser des Baches, streifen durch Wald und Flur, pflücken sich Blumen und winden Guirlanden und Kränze daraus. Ihre Hauptbeschäftigung aber ist das Spiel. Sie spielen, lachen und scherzen von früh bis spät und werden dessen nie überdrüssig.“

„Verzeiht, daß ich Euch unterbreche, Jesrar,“ sagte ich. „Wann aber kommt die Arbeit an die Reihe?“

Der Greis schwieg eine ganze Weile. Er schien sich auf eine Antwort zu besinnen und sein Blick begegnete dem meinen mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Ausdruck, der mich beunruhigte.

„Weder ich noch unsere Freunde arbeiten jemals,“ sagte er, mich mit seinen großen schwarzen Augen durchdringend anblickend, und erhob sich.

„Schwere, grobe Arbeiten sind eine Beleidigung und eine Erniedrigung für das Menschengeschlecht!“ fuhr er,

die Stimme erhebend, mit einer vornehmen Handbewegung fort. „Sie waren von je der Fluch der Menschen und — jetzt horcht wohl auf — wir waren es, die sie davon befreiten!“

Sein Auge leuchtete und seine Stimme zitterte. — Arbeit ein Fluch, eine Schmach? Die Arbeit, die wir so hoch und heilig hielten? Die Arbeit, die Gott der Menschheit zum Segen auferlegt? War es einem Sterblichen ungestraft gestattet, sie so herabzusetzen, sie ganz aus der Welt zu schaffen? — Oder war dieser Greis kein gewöhnlicher Sterblicher? War er nicht doch ein höheres Wesen? — Oder täuschte ich mich und war die Arbeit gar nicht so heilig, wie wir sie schätzten, und benannten nur diejenigen sie so, die nichts von ihr wußten? War der Greis doch im Recht? — — — —

Alle diese Fragen bestürmten plötzlich mein Gehirn — und dann stürzte das Götzenbild, das meine Sinne so lange mit seinem falschen, gleißenden Schein gefangen gehalten hatte, in Atome zertrümmert, vor meine Füße! Wie unbedeutend, wie gering erschien ich mir diesem wunderbaren, geheimnisvollen Greise gegenüber!

Jesrar hatte sich indes schon wieder beruhigt; deshalb wagte ich es, ihn schüchtern anzureden.

„Aber Jesrar, teurer Jesrar,“ begann ich. „Wenn Ihr und Eure Freunde die Arbeit so tief verachtet, wer schafft Euch dann die Mittel zu Eurer Existenz?“

„Die Sklaven," antwortete er kurz.

„Ihr haltet Euch Sklaven!" rief ich empört. „Ihr, ein so veredeltes Geschlecht, duldet die Sklaverei? — Das waren wohl jene Menschen, die ich in der Frühe, mit Schüsseln und Krügen beladen, aus dem Walde treten sah?"

„Menschen waren das nicht — das waren Sklaven."

„Aber Sklaven sind doch auch Menschen, arme, bejammernswerte Menschen!"

„Ihr irrt Euch," entgegnete der Greis. „Ihr legt dem Worte eine Bedeutung bei, die es nur in früheren, längst vergangenen Jahrhunderten hatte. Damals bezeichnete man damit freilich Wesen, die bemitleidenswert waren und unter einem schweren Joche schmachteten. Wir indessen verstehen etwas ganz anderes darunter und, ich wiederhole es, unsere Sklaven sind keine Menschen."

„Was muß ich hören!" rief ich, von einem Staunen in das andere fallend. „Aber wenn sie wirklich keine Menschen sind, was sind sie dann? Sind sie veredelte Tiere?"

„Auch das nicht," sagte der Greis. „Es sind weder Menschen, wenn sie auch von solchen abstammen, noch Tiere."

„Es müssen Menschen sein, arme, unglückliche Menschen! O Jesrar, welch himmelschreiendes Unrecht begeht Ihr! Könnt Ihr trotzdem glücklich sein?"

„Unsere Sklaven fühlen sich nicht unglücklich; wir begehen kein Unrecht an ihnen," entgegnete der Greis und seine Miene verfinsterte sich. „Sie sind sich ihres erniedrigenden Daseins gar nicht bewußt — weil sie eben keine Menschen sind. Sie besitzen Verständnis nur für das, was ihre Arbeit betrifft, und sind eine Art von Haustieren. Was darüber hinausgeht, entzieht sich ihren Begriffen. Ein Jeder hat seinen besonderen Wirkungskreis. Wir haben Sklaven, die nur Erbsen und Bohnen zu kultivieren verstehen, deren sie für ihre eigene Ernährung und die des Viehs bedürfen. Diese Arbeit vollführen sie ganz vortrefflich, für irgend eine andere sind sie aber gar nicht zu gebrauchen. Andere haben den Viehstand unter sich, wieder Andere die Reisplantagen. Etliche von ihnen flechten Matten oder drehen Töpfe zn unserem Gebrauch; ein Jeder hat seine Arbeit, in der er ausgebildet ist, und denkt an nichts Anderes.

Freuden zu empfinden, sind sie nicht imstande, ebenso wenig aber auch Kummer und Sorgen. Sie haben Weib und Kind und ihren Lebensunterhalt, das genügt ihnen. Ihre Kinder lieben sie auf ihre Weise und sie fühlen sich so zufrieden, daß Euer Mitleid bei ihnen nicht am Platze ist. Von Unrecht kann schon gar nicht die Rede sein und den Vorwurf der Grausamkeit weise ich ganz energisch zurück! Überlegt Euch doch

nur, wie segensreich diese Anordnung für das Menschengeschlecht sein muß."

„Selbstverständlich sehe ich das ein," war meine Antwort. „Für unsere Kinder zu sorgen, ist unser Glück und unsere Freude. Das Beste halten wir für gerade gut genug, sowohl was die geistige als auch was die leibliche Pflege anbelangt. Und dazu gehört auch eine gut geschulte Dienerschaft. Wie sollten diese zarten Geschöpfe grobe, schwere Arbeiten verrichten?"

„Folglich gehörte auch das zur Lösung der Frage: Wie ist das Glück und die Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu begründen und zu erhalten?"

„Ihr suchtet und fandet diese Lösung in einer Teilung. Ein Teil der Geschöpfe ist nur dazu bestimmt, glücklich zu sein und das Leben zu genießen — das ist die Jugend, Euere Freunde. Die Zweiten, die Alten, haben über das Glück dieser Jugend zu wachen, sie zu hüten, für sie zu sorgen, und der dritte Teil hat für beide zu arbeiten. Habe ich Euch recht verstanden?"

„Ganz recht, das ist das neue System, nach welchem wir die Menschheit neu organisiert haben. Es ist begründet in der Trennung der nicht zusammenpassenden Elemente. Ihr nennt das irrtümlich — Arbeitsteilung — wir nennen es Harmonie. Arbeit — Verstand — Glück, das sind die drei Elemente, ohne welche die Menschen nicht existieren können. Da nun die Arbeit

dem Glück nur hinderlich und für Kinder unzuträglich ist, schieden wir sie aus und wiesen ihr eine ganz niedrige Stufe an.

Der Verstand aber ist ein zersetzendes Element. Sowie es mit dem Glück in Berührung tritt, löst es dasselbe auf.

Auch dieses Element mußten wir ausscheiden und wir konzentrierten es auf uns selbst. So blieb dem neuen Geschlechte das Glück ohne jede trübende Beimischung."

„Welch erhabene Idee! Wie überraschend ist diese Lösung! — Und doch, — verzeiht mir Jesrar — und doch weiß ich nicht, ob Ihr zu bewundern oder zu beklagen seid! Ihr räumt es ein, daß Ihr alles Schwere, alle Lasten auf die armen Sklaven abgewälzt habt, und wenn ich auch gerne glauben will, Ihr seid der Meinung, sie empfänden das nicht als Joch und litten nicht darunter, so habt Ihr doch keine Beweise dafür. Wie aber könnt Ihr Euch ohne solche zufriedengeben? — Mich würde es tief niederdrücken, müßte ich mir sagen, die eine Hälfte der Menschen sei gezwungen, ein elendes Dasein hinzuschleppen, um der anderen zu ermöglichen, sorglos und froh das Leben zu genießen? Wie entsetzlich! Wie grausam! Wie ungerecht! — Wie ist es möglich, Jesrar, daß Ihr so etwas duldet? Ist es nicht geradezu ein Verbrechen? Nie könnte ich

mich damit einverstanden erklären! Ein Glück, das um einen so hohen Preis erkauft wurde, bliebe für mich wertlos!“

Ich zitterte am ganzen Leibe vor Empörung darüber, daß die halbe Menschheit verdammt sein sollte, sich zum Vieh zu erniedrigen.

„Was Ihr da sagtet, macht Euerem guten Herzen Ehre, mein Freund,“ unterbrach der Greis voll Würde meinen Redestrom. „Aber beruhigt Euch, ein Verbrechen liegt hier nicht vor. Die Geschöpfe, welche Sklavendienste bei uns verrichten, stehen auf der alleruntergeordnetsten Stufe. Sie sind die Überreste einer Rasse, die wir im Süden und im Herzen Afrikas, teilweise auch in Asien, aufgelesen haben, Überreste der Hottentotten und ähnlicher Volksstämme, die schon vor Jahrhunderten kaum Menschen genannt wurden. Verwildert und stumpfsinnig lebten sie, wie Tiere leben, und nährten sich von Wurzeln und Kräutern. Die geeignetsten, muskulöse, kräftige Exemplare, suchten wir heraus, erzogen sie zur Arbeit und bildeten sie zu verschiedenartigen Dienstleistungen heran. Je nach ihrer Beanlagung arbeiteten sie nun wie die Bienen oder die Ameisen. Und Ihr könnt versichert sein, sie leben jetzt friedvoller und zufriedener, als in früheren Zeiten. Sie haben ein Dach über dem Kopfe, haben ihr tägliches Brot, Weib und Kind, und der Wechsel, der

sich in ihren Verhältnissen vollzogen hat, gereicht nur zu ihrem Wohl. Wir haben weder eine Grausamkeit begangen, noch sie erniedrigt.

„Übrigens müßt Ihr wissen," fuhr der Greis mit grollender Stimme fort, „daß wir auch die Hüter von Moral und Sitte sind, daß wir alles Edle pflegen und hochstellen, jede Gemeinheit aber verdammen. Und schon aus diesem Grunde würden wir eine Grausamkeit, wie Ihr sie uns zugetraut habt, weder begehen noch dulden!

Aber es gab Zeiten, in denen solche und noch viel schändlichere Verbrechen begangen wurden, und wollt Ihr wissen von wem? — Von Euch, die Ihr uns beschuldigt, von Euch und Euern Zeitgenossen! — Ihr habt Eure eigenen Brüder beschimpft, erniedrigt und in den Schmutz gezerrt! Und nicht nur die Hälfte Eurer Mitmenschen, sondern neunzig Prozent von ihnen! Hunderte von Millionen menschlicher Wesen habt Ihr in den Sumpf getreten, nur um Eurer Sinneslust willen, nur um Eure Nerven zu kitzeln. Und was das Schlimmste war, Eure Sklaven entstammten nicht entarteten wilden Völkerstämmen, sondern Ihr entnahmt sie den Reihen Eurer eigenen Brüder, die im Schweiße ihres Angesichts seufzend und stöhnend ihr Joch trugen! — Wagten sie es aber eines Tages, sich seiner zu entledigen,

so waret Ihr flink mit Euern Bajonetten zur Hand, spießtet sie auf und ließt sie in ihrem eigenen Blute umkommen! Das war freilich ein unerhörtes Verbrechen, obgleich Ihr es nicht so scharf beurteiltet! Haben auch die Ereignisse späterer Zeiten gezeigt, daß es nicht möglich war, den Ansprüchen aller Menschen gerecht zu werden, ohne die Welt von Grund aus umzuwandeln, so war das damals doch noch nicht erwiesen. Ihr aber ersticktet die Stimme Eueres Gewissens, um einem Zehntel der Eurigen nicht Genüsse zu entziehen, die neun Zehntel der Anderen unter Aufopferung ihrer Kräfte und ihres Lebens zu schaffen gezwungen wurden! —

Und das verzehnfachte Eure Schuld!" —

Als hätte ich einen Schlag ins Gesicht bekommen, so tief fühlte ich mich durch diese erbarmungslosen, aber berechtigten Vorwürfe betroffen. Tiefe Beschämung bemächtigte sich meiner. „Verzeihung, Jesrar! Verzeihung!" rief ich und erfaßte die Hand des Greises. „Ich wußte nicht, was ich that! Ich bin ein armer sündiger Sterblicher, Ihr aber müßt ein höheres Wesen sein, wie wäre es Euch sonst möglich gewesen, so unendlich Großes zu leisten! Sage es mir, bist Du ein Gott?"

„Beruhigt Euch, mein Freund, beruhigt Euch," unterbrach mich der Greis und schloß mich in seine

Arme. „Erstens habe ich Euch nichts zu verzeihen, denn Ihr tragt nur einen Teil der Schuld an dem Verbrechen, das Eure Zeitgenossen begangen. In meiner Heftigkeit habe ich das außer Acht gelassen. Dann aber muß ich Euch abermals wiederholen, daß ich Euresgleichen und auch nur ein sterblicher Mensch bin. Acht Jahrhunderte haben uns verfeinert und vervollkommnet, im Übrigen unterscheiden wir Beschützer uns jedoch nur wenig von Euch."

„Wie es mir scheint, hat der Fremdling sich unsere Sklaven gar nicht genauer angesehen, Jesrar!" unterbrach den Alten einer der Jünglinge. „Gestattest Du, daß ich etliche von ihnen hereinhole?"

„Das ist überflüssig, mein Freund," sagte der Greis. „Sie sind jetzt bei der Arbeit, da wollen wir sie nicht stören. Später können wir sie aufsuchen und unserem lieben Gaste Gelegenheit geben, sie kennen zu lernen." —

Mit mildem Lächeln wandte er sich mir wieder zu und seine Stimme nahm einen weichen Klang an.

„Also noch einmal, mein Freund, beruhigt Euch," begann er. „Schaut diese Kinder an, freut Euch ihrer Schönheit und sucht den Frieden Eurer Seele in ihrem unschuldigen Blick."

Ich folgte diesem Wink und mußte dem Weisen zugestehen, daß er das Richtige getroffen hatte. Mein

erregtes Gemüt fand beim Anblick all dieses Liebreizes seine Ruhe wieder. Teilnehmend umringte mich die jugendliche Schar. Sie haschten nach meinen Händen, drückten und streichelten sie und suchten mir auf jede Weise ihre Zuneigung auszudrücken. Eines der jungen lieblichen Geschöpfe stützte seine Arme auf meine Schultern, blickte mir fragend in die Augen und drückte dann zärtlich die Lippen auf meinen Mund. Wie sanft und innig dieser Kuß war, wie voller Unschuld und Unbefangenheit! Welch ein Abstand zwischen dem Gebaren dieser kindlichen Wesen und dem gefallsüchtigen Benehmen der jungen Mädchen meines Jahrhunderts!

Wie eine große in innigster Gemeinschaft lebende Familie erschienen mir diese glücklichen Menschen, und von Minute zu Minute fühlte ich mich heimischer unter ihnen, als wäre ich Einer der Ihrigen.

## V.

„Aber noch eines erklärt mir, Jefrar,“ begann ich, nachdem der Sturm in meiner Seele sich gelegt hatte: „Wie halten diese entzückenden Geschöpfe es mit der Liebe, auch mit der geschlechtlichen Liebe? Gelten keine gesetzmäßigen Vorschriften für sie, gebt Ihr ihnen volle Freiheit oder habt Ihr die alten Sitten des Familienrechtes beibehalten?“

„Die Liebe spielt in dem Leben dieser Kinder eine sehr wichtige Rolle, sowohl die sinnliche als auch die seelische. In der ersteren erblicken wir jedoch nichts, was unser sittliches Gefühl verletzt, nichts Anstößiges, sondern wir sind der Ansicht, daß sie erst unserem Leben den höchsten Reiz verleiht. Sie ist durch die Natur bedingt. — Auch der Baum und der Strauch tragen Blüten und Früchte und aus dem Korn, das im Schoße der Erde ruht, keimt neues Leben. Nur trennen wir geschlechtliche Beziehungen, die nur dazu dienen, die Sinne zu befriedigen, auf das Strengste von

solchen, welche die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zum Zweck haben. Legen wir unseren Freunden, solange es sich um Neigungen handelt, die ohne Folgen bleiben, auch keinen Zwang auf, so üben wir um so strengere Kontrolle, sobald die Erhaltung der Gattung in Frage kommt. — An die Lösung dieser Frage, die für uns von tiefster Bedeutung ist, darf nur mit dem heiligsten Ernst geschritten werden, denn von ihr hängt das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Geschlechts ab."

„Wie ist es aber zu erreichen, daß so innige Beziehungen ohne Folgen bleiben? Schon zu unserer Zeit war diese Frage eine brennende."

„Um das zu verhindern, benutzen wir die Erfindung eines Arztes, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebte. Alle Frauen, die Ihr hier seht, machen sich diese Erfindung zunutze, mit Ausnahme derer, die dazu bestimmt sind, das Menschengeschlecht fortzupflanzen.

Wir verfügen auch noch über ein anderes Mittel, dem wir sogar alle unsere Erfolge zu verdanken haben. Es ist aber so schrecklich, daß wir gern davon Abstand nehmen. Zur Zeit, als die Welt im Ärgsten lag und wir uns nicht mehr zu helfen wußten, hat es uns gute Dienste geleistet, heute indessen machen wir nur bei den Sklaven oder in Ausnahmefällen Gebrauch davon, denn es kann auch schlimme Folgen nach sich ziehen. Darauf

will ich aber später noch einmal zurückkommen, um Euch anschaulich zu machen, von welchem Wert es für die Veredelung der menschlichen Rasse gewesen ist."

„Wie vermögt Ihr aber wahrzunehmen, welche von den jungen Wesen sich zur Fortpflanzung des Geschlechts eignen?"

„Ja, das ist eine unserer bedeutsamsten und schwierigsten Aufgaben. Um ihr vollständig gerecht zu werden, bedarf es unserer peinlichsten Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Jeden einzelnen unserer Freunde beobachten wir auf das Eingehendste und prägen uns alle seine Vorzüge und Mängel ein, sowohl die körperlichen als auch die geistigen. Das Ergebnis unserer Beobachtungen verzeichnen wir in einem Büchlein und stellen dann auf Grundlage desselben mit eigens dazu erfundenen Zeichen die einzelnen Listen zusammen. Ein Jeder trägt seine Liste stets bei sich. Sie enthält außer seinen persönlichen Eigenschaften auch noch seinen Stammbaum, wenn man es so nennen darf, d. h. ein Verzeichnis seiner Blutsverwandten. Seht nur," fuhr der Greis fort und wies dabei auf die jugendlichen Gestalten, die unserem Gespräche lauschten. „Seht nur, ein Jeder von ihnen hat ein Täfelchen am Arme hängen."

Wirklich bemerkte ich jetzt, daß sie am rechten Handgelenk an einem goldenen Kettchen eine kleine Tafel von gleichem Metall trugen. Als ich genauer hinsah, ent-

deckte ich seltsame Zeichen und Ziffern darauf, die hineingeätzt oder -graviert schienen und chemischen oder mathematischen ähnelten.

Der Greis versuchte es nun, mir die Bedeutung dieser geheimnisvollen Schnörkel zu erklären. Einige von ihnen bezeichneten die Anzahl der Blutsangehörigen und deren Merkmale, andere ihre eigenen physischen und geistigen Eigenschaften. Er bewies mir, daß zwei Zeichen, wenn man sie miteinander verbindet, kraft des Gesetzes der Vererbung Veränderungen unterworfen sind, bei denen das eine Zeichen verschwindet, während das andere sich, je nachdem, verstärkt oder abschwächt. Er zeigte mir auch, wie man bisweilen durch eine unzweckmäßige Verbindung aus zwei an und für sich ganz günstigen Zeichen durch die Veränderung die mangelhaftesten Resultate erzielen kann, d. h. körperlich und moralisch unvollkommene Menschen.

„Alles dieses ist Euch wohl ziemlich unverständlich; ich kann es mir vorstellen," fuhr Jesrar fort. „Ist doch die Vererbungstheorie nur schwer faßlich und sehr kompliziert. Erst im allerletzten Jahrhundert, wo man sie auf die Veredelung der Haustiere anwandte, ist man in dieser Wissenschaft weiter vorgeschritten. Zu Eurer Zeit zeigte sich dafür aber noch wenig Verständnis. Aus den glänzenden Resultaten, die wir erzielten, möget Ihr jedoch ersehen, wie hoch sie anzuschlagen ist.

Die Zuchtwahl ermöglicht es uns, klar vorauszusehen, wie das Geschöpf beschaffen sein wird, das aus der Verbindung zweier bestimmter Wesen hervorgeht, wie der Chemiker es schon vorher weiß, welchen Körper er aus der Verbindung zweier chemischer Elemente erhält. Die Schwierigkeit liegt nur im Auffinden der passenden Elemente."

„Ich muß Euch freilich zugestehen, daß ich nicht Alles, was Ihr mir klar zu machen suchtet, zu fassen imstande war. Es leuchtet mir jedoch ein, daß Ihr diese Frage auf die geistreichste Weise gelöst habt. Gar zu gern wüßte ich aber, ob Ihr außer der sinnlichen Liebe auch noch eine andere kennt. Ich meine eine Liebe, von der nur die Seele weiß, eine Liebe, so hoch, so edel, so poetisch, daß nur unsere großen Dichter die rechten Worte fanden, sie zu verherrlichen!"

„Weshalb sollten wir diese Liebe nicht kennen?" entgegnete der Greis. „Ich bemerkte schon, daß sowohl die sinnliche als auch die seelische Liebe in dem Leben unserer Freunde eine wichtige Rolle spielt. Aber auch in dieser Beziehung lassen wir ihnen volle Freiheit. Nicht nur, daß sie sich wie Kinder aus guter Familie gegenseitig von Herzen gern haben, nein, außer diesem leidenschaftslosen Gefühl lebt noch ein anderes, heißeres in ihren Seelen. Von tiefer, inniger Liebe zu einander

ergriffen, suchen die lieben Kinder dann die Einsamkeit, sondern sich von ihren Gefährten ab, beziehen wohl gar gemeinsam ein Zelt und aus der Herzensfreundschaft, die, je nachdem, längere oder kürzere Zeit andauert, entsteht wohl öfter auch ein festerer Bund. Oft überdauert sie das Leben, oft währt sie aber auch nur wenige Jahre oder gerade so lange, bis eine neue Sympathie in den Herzen der jungen Leute erwacht. Dann trennt man sich ohne irgendwelche seelische Erregung und schließt einen neuen Bund, der gleichfalls nur seine bestimmte Zeit währt. Solch ein Herzensbündnis hindert unsere Freunde auch nicht, unter dem Einfluß einer plötzlich aufflammenden Leidenschaft von Zeit zu Zeit kleine Treulosigkeiten zu begehen. Solch ein Aufflammen ist für das innigere Herzensbündnis indessen durchaus nicht von Bedeutung und man beachtet es weder von der einen noch von der anderen Seite. Infolge dessen kommt es aber häufig vor, daß so manche unserer Freunde zeitweise alleinstehen und wohl in dieser Zeit frei mit solchen des anderen Geschlechts, die ebenfalls alleinstehen, verkehren."

„Und das nennt Ihr Liebe!" fuhr ich auf. „Sie schließen Herzensbündnisse und scheiden voneinander ohne jede seelische Erregung! Untreue schmerzt sie nicht! Ja, sagt das nicht, daß sie auch das Gefühl der Eifersucht nicht kennen?"

„In Eurem Sinn gewiß nicht," entgegnete der Greis. „Trotzdem kommt sie aber doch bei uns vor. Nur verstehe ich darunter etwas Anderes als Ihr. Ich meine damit ein veredelndes Gefühl, das durch die Verzweiflung um den Verlust eines geliebten Wesens geweckt wird, aber nicht jene Eifersucht, die sich auf brutale Weise Luft machen zu müssen glaubt. — — Nach Euren Romanen zu urteilen, war es eine Seltenheit, daß Eure Frauen sich durch Schönheit des Leibes oder der Seele hervorthaten. Besaßen sie aber die eine oder die andere, so wurden sie von Euren Schriftstellern zu etwas Außergewöhnlichem, zu Heroinen gestempelt. Erlaubte sich jedoch irgend ein Autor, seiner Heldin gleichzeitig Körperschönheit und Seelengröße zuzuerkennen, so war die Kritik gleich bei der Hand, ihm die Unglaubwürdigkeit und Unwahrscheinlichkeit seiner Schilderung vorzuwerfen. Traf es sich in Eurem Jahrhundert, daß ein Mann einem weiblichen Wesen begegnete, das eine anerkannte Schönheit war oder von der er in seiner Verliebtheit sich einbildete, sie besäße große körperliche oder seelische Reize, so schätzte er sie, wenn er sie sein eigen nennen durfte, höher als das kostbarste Juwel, als die seltenste Perle. Wollte es nun sein Schicksal, daß diese Perle seinen Händen entrollte, daß ein Anderer seine Hand nach ihr ausstreckte, so packte ihn die Verzweiflung, und nur zu oft umnachtete sich sein Geist

und trieb ihn zum Selbstmord, weil er seinen Verlust für unersetzlich hielt. — Wir besitzen solcher Juwele genügend zur Auswahl, jedes einzelne Geschöpf ist in seiner Art eine Perle, Alle sind sie gleich liebreizend und schön. Darum hat bei uns auch kein Mann nötig, in Verzweiflung zu geraten oder sich aus Eifersucht ein Leid anzuthun. Er findet jederzeit Ersatz. Entzieht sich ihm die Eine, so giebt sich ihm die Andere, die nicht minder entzückend ist, und bald ist der Verlust verschmerzt und vergessen. Weder er noch sie tragen schwer daran."

„Da hätten wir ja Eure schwache Seite, die Achillesferse in dem Leben des neuen Menschengeschlechtes!" rief ich aus. „Eure Menschen sind Kinder und lieben wie die Kinder! Was wissen sie von der himmelhochjauchzenden Liebe, die unser Dasein verschönte, die uns die ganze Welt vergessen machte! Was Ihr da Liebe nennt, ist nur ein Surrogat."

„Ein Surrogat," wiederholte Jesrar lächelnd, und schon an seinem Lächeln sah ich, daß das Recht wieder auf seiner Seite sein würde. „Ihr irrt, wenn Ihr sie ein Surrogat scheltet," fuhr er fort. „Da Ihr indessen einen Vergleich aus dem Gebiete der Nahrungsmittel gewählt habt, will ich mir erlauben, einen ähnlichen aufzustellen. Sagt mir doch,

haltet Ihr den Zucker, weil er hundertmal weniger süßt als das Sacharin, für ein Surrogat oder umgekehrt?

Genau so verhält es sich mit der Liebe, die Ihr himmelhochjauchzend, ich aber exaltiert nenne. Solch eine Liebe ist keine normale gesunde Speise für die Seele. Sie soll beruhigen, besänftigen, Eure Liebe aber war krankhaft, hysterisch und entsprach der Reizbarkeit Eures nervösen Zeitalters. Und Eure Romanschriftsteller unterstützten diese Nervosität auf die unverantwortlichste Weise mit ihren Werken. Sie hypnotisierten die Menschen, sowohl durch den Inhalt ihrer Bücher und den Geist, der sie beseelte, als auch durch die Massenproduktion. Auch der gesunde Teil Eures Menschengeschlechtes vermochte nicht, sich diesem Einfluß zu entziehen. Kann aber ein so intensives Gefühl sich lange auf seiner Höhe erhalten? Es ist Strohfeuer, das ebenso schnell verlischt, wie es aufflackert. Was davon übrigbleibt, ist nur qualmender Rauch und ein übelriechender Brodem d. h. eine ununterbrochene Kette von Gram und Sorgen. — Ist es also wirklich so wünschenswert, solch eine Liebe zu empfinden, und sind wir so sehr zu beklagen, daß wir sie nicht kennen? Werdet Ihr mir doch zugeben, daß die Liebe nur dann normal ist, wenn sie Glück mit sich bringt. Nach Euern Romanen hat Euch

die Liebe aber stets mehr Schmerzen als Freude bereitet.

Ein Schriftsteller, der zu Ende des zwanzigsten Jahrhunderts lebte, hat sich die Mühe gemacht, aus einigen Hunderten der besten Romane des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts Sentenzen auszuziehen, die einerseits von Freude und Glück, andererseits von Kummer und Schmerzen sprachen, und es stellte sich heraus, daß die ersten nur fünfundzwanzig Prozent, die letzten jedoch fünfundsiebzig Prozent betrugen."

„Aber welch ein Glück war das auch!" rief ich aus. „Welch eine überströmende Seligkeit, wenn zwei Herzen sich gefunden hatten! Wenn alle Gefühle in einem Akkorde zusammen brausten und das Auge den Himmel offen sah! Ein Jahr, eine Stunde, ein Augenblick solchen Glückes genügte für die Ewigkeit! Mochte nachher kommen, was da wollte! Freilich versteht Ihr das nicht und könnt es auch nicht verstehen."

„Verstehen könnten wir es schon, nur halten wir solche Gefühle für krankhaft und nicht normal. Eure armen nervösen Zeitgenossen hatten von den Bitterkeiten des Lebens so reichlich zu kosten bekommen, daß sie jeden Sonnenstrahl des Glücks mit über triebenen Freudenbezeugungen begrüßten, ihn begeistert

an sich rissen und mit ihrer Leidenschaft erstickten, bis er erloschen war. Dann meldeten sich Gram und Kummer wieder von Neuem und blieben ihnen treu bis zum Tode. — Unsere Freunde hingegen erfreuen sich eines gleichmäßigen, steten Glückes, ihr Verlangen darnach ist deshalb weniger lebhaft, als das Eure nach der Erlösung vom Schmerz. Wissen unsere neuen Menschen nichts von einer so heißen Leidenschaft, wie sie im zwanzigsten Jahrhundert, wenn auch nicht allzu häufig, empfunden wurde, so liegt das erstens daran, daß sie gesund sind und gesunde Nerven haben, zweitens, daß sie sich nicht unter der Hypnose Eurer Romanschriftsteller befinden, drittens, daß sie in ihrem ruhigen Glück kein Verlangen darnach haben und viertens, daß wir sie vor allen Enttäuschungen und Bitterkeiten hüten, von denen Eure überschäumende Liebe unzertrennlich ist."

„Und wie äußert sich die Liebe bei Euch Beschützern, die Ihr dem Kindesalter doch entwachsen seid?"

„Mit uns ist das etwas Anderes, obgleich auch unsere Liebe ruhig und leidenschaftslos ist. Der Frau, die wir wählen, bleiben wir fast immer bis an unser Lebensende treu. Das ist auch kaum anders möglich, da wir beständig nur zu Zweien oder zu Dreien in einer Gemeinde unter unseren Freunden wohnen, und

da wir auch der Reihe nach abwechselnd die Sklaven bei ihrer Arbeit überwachen, so haben wir zu viel zu thun, um fortgehen zu können und in anderen Gemeinden fremden Frauen zu begegnen. Unsere Lebensgefährtinnen sind aber auch thatsächlich unsere Gehilfinnen. Auf ihren Schultern ruht nicht weniger als auf den unsrigen die Sorge für eine sachgemäße Durchführung der Zuchtwahl, welche uns vollständig in Anspruch nimmt. Einen jeden unserer Freunde müssen wir bis in die geringfügigsten Erscheinungen seiner physischen und psychischen Natur auf das Gründlichste kennen und studieren. Das ist indessen nur möglich, wenn wir und unsere Frauen uns beständig unter ihnen bewegen. Wechseln wir unseren Aufenthalt, so ist der ganze Vorrat an Erfahrungen, den wir in der vorigen Gemeinde gesammelt haben, verloren, denn in der neuen müssen wir uns neuen Menschen widmen und somit wieder von vorn beginnen."

„Zugegeben, daß Ihr selten Frauen Eures Stammes begegnet," erwiderte ich, „so seid Ihr doch beständig von einer Schar der verführerischsten Wesen umringt. Ist es Euch wirklich möglich, ihnen gegenüber stets kühl zu bleiben? Seid Ihr imstande, diesen Versuchungen immer zu widerstehen?"

„Ich für meine Person bin schon alt, aber selbstverständlich kommt es auch bei uns Beschützern vor,

daß eine vorübergehende Leidenschaft uns übermannt. In der Jugend ist es uns sogar gestattet, wie man es wohl nennt, über die Stränge zu schlagen, wenn nur die Folgen vermieden werden. Wir sehen darin nichts Schlimmes, mag ein jeder sein Leben genießen, nur möchte ich Euch noch bemerken, daß die Sinnlichkeit bei uns Beschützern sehr schwach entwickelt ist. Eine kräftigere Entwicklung würde unseren Verstand und unsere Energie beeinträchtigen, deren wir so dringend bedürfen, um die Führer und Hüter des Menschengeschlechts zu sein. Deshalb haben wir vorsätzlich jede Empfänglichkeit für derartige Reize durch die Zuchtwahl in uns erstickt. „Übrigens," fügte er lächelnd hinzu, „giebt es auch unter unseren Frauen liebreizende Schönheiten."

„Alles das erregt meine höchste Bewunderung," bemerkte ich. „Sozusagen spielend erzielt Ihr die schönsten Resultate, ohne jede körperliche Anstrengung, ohne jeden inneren Kampf, alles vermittelst der Zuchtwahl."

„Sehr richtig bemerkt, mein Freund, es freut mich herzlich, Euch so sprechen zu hören. Es ist das eine der wichtigsten Eigentümlichkeiten unseres Wesens, die nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Wir sind frei von inneren Kämpfen, wir muten unserer Natur nie zu viel zu und haben sie nicht durch Leiden und

Selbstqualen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht. Welche Kämpfe hat es die Menschen früherer Jahrhunderte allein gekostet, ihre Empfänglichkeit für Sinnenreize in sich zu ersticken, wenn sie aus irgend welchen Gründen genötigt waren, diesen gewaltigen Trieb zu unterdrücken! Wie häufig aber war der Kampf vergeblich! Bis das Alter schließlich hilfreich herbeikam. Wie leicht und natürlich vollzieht sich das jetzt bei uns! Wir haben die Sinnlichkeit in uns nur gemildert, wir unterdrücken sie aber niemals vollständig. Auch die dafür Empfänglichsten hindern wir nicht, sich ihren Gefühlen voll hinzugeben. Wir verlangen nicht, daß sie sich selbst bezwingen, nur muß dafür Sorge getragen werden, daß solche Verbindungen keine Folgen nach sich ziehen, denn für die Fortpflanzung unseres eigenen Geschlechts wählen wir nur die am wenigsten sinnlich Beanlagten aus.

Aber auch in anderen Fällen suchen wir alle Kämpfe zu vermeiden. Wir lassen das Übel an uns herantreten, widersetzen uns ihm jedoch niemals, sondern harren aus, bis es so leise, wie es an uns herangetreten ist, wieder auf ganz natürliche Weise verschwindet. — Nur dafür tragen wir Sorge, daß das Übel keine Frucht trägt! Früchte tragen darf bei uns nur das Gute. Es ist die Grundregel unseres Daseins, unser Prinzip, uns dem Übel nicht zu widersetzen und wenn

wir trotzdem so herrliche Resultate erzielten, so danken wir das nur der Zuchtwahl. Das Übel trägt, wie das Unkraut, schnellere und reichlichere Frucht als das Gute, und rissen wir das Unkraut nicht mit Hilfe der Zuchtwahl aus, so würde es nur zu bald all den guten Samen in uns ersticken. Dieses Prinzip, das so viel Frieden in unser Leben gebracht hat, wäre aber für Euer Zeitalter ein Unsinn gewesen. Die Widerstandslosigkeit dem Übel gegenüber kann ohne Zuchtwahl nur eine Vergrößerung desselben herbeiführen."

„Ihr sagt," begann ich wieder, „daß Ihr der Natur Eurer Freunde nie Fesseln anlegt, Euch aber auch dem Übel nie widersetzt. Stellt Euch nun aber vor, eines Eurer weiblichen Geschöpfe hätte Eigenschaften, die Ihr nicht vererbt zu sehen wünschtet. Was geschähe nun, wenn sie sich weigerte, sich künstlich gegen die Möglichkeit der Fortpflanzung zu schützen?"

Diese Fälle sind bei uns sehr selten. Sollte ein solcher Fall jedoch einmal eintreten, so würden wir der Frau mit der größten Milde entgegentreten, sie mit der größten Sanftmut zu überzeugen suchen und sie herzlich bitten, uns keinen Kummer zu machen. Auch an ihren Verstand würden wir appellieren, ihr klar machen, was sie damit anrichtete

und sie schließlich dahin bringen, nach unserem Willen zu thun."

„Und wenn sie trotzdem nicht einwilligte?"

„Dann würden wir uns mit der gleichen Milde an die Männer wenden und ihnen ernstlich vorstellen, welchen Schaden die ganze Menschheit durch diese Widersetzlichkeit zu erleiden hätte."

„Und sollten auch die Männer nicht auf Euch hören wollen, oder die Frau sie zu bethören versuchen, um ihren Willen durchzusetzen, was ihr gewiß nicht schwer fiele?"

„Dann würden wir ihr ihren Willen lassen und nur Sorge tragen, daß sie einen Mann wählte, dessen Beanlagung ihre schlimmen Fehler wieder ausgliche. Im Falle eines Mißerfolges dieser Fürsorge würden wir dann all unsere Bemühungen ihrer Nachkommenschaft widmen. Käme ein männlicher Erbe zur Welt (und wir würden alle Mittel, die uns zu Gebote stehen, aufwenden, um das zu bewirken), so müßte er sterilisiert werden, was uns ohne jeden operativen Eingriff möglich ist. Wäre es aber ein Mädchen, das vielleicht noch gar den Eigensinn der Mutter geerbt hätte, so würden wir eben so milde mit ihr verfahren, wie mit der Ersteren, dann aber all unsere Fürsorge auf die dritte Generation übertragen. Ihr seht also, wie viele Mittel uns zur Verfügung stehen,

um an unser Ziel zu gelangen. Auf irgend eine Weise ist es uns immer möglich, das Übel auszumerzen, ohne unseren Freunden mit Strenge zu begegnen, ohne sie zu quälen. Aber ich wiederhole Euch: solche Fälle sind äußerst selten. Unsere Freunde sind sehr gehorsame Kinder, und das ist kein Wunder, denn wir haben sie dazu gemacht."

## VI.

„Ja, Jesrar," begann ich, „jetzt glaube ich Euer Leben schon mit anderen Augen anzusehen. Ist auch so Manches, worüber wir uns bereits den Kopf zerbrochen haben, seltsam bei Euch, so scheint mir Anderes doch wieder sehr gut eingerichtet zu sein. Nur eins ist mir unfaßlich: wie habt Ihr es angefangen, alle die Milliarden von Menschen, von denen ein jeder anders geartet ist, ein jeder andere Fehler, Wünsche, Lüste und Begierden hat, Euch unterthan zu machen? Genügten Eure Überredungskünste oder mußtet Ihr Gewaltmittel anwenden? Weder das eine noch das andere scheint mir möglich, denn wann wäre wohl eine so riesige Anzahl von Menschen je eines Sinnes gewesen! Wie aber konntet andererseits Ihr Beschützer, die Ihr in der Minderzahl waret, die große Menge überwältigen?"

„Auch darüber will ich Euch späterhin nähere Auskunft geben," entgegnete mir Jesrar. „Die Gegenwart

ist aus der nächstliegenden Vergangenheit hervorgegangen, diese aus der ihr vorangehenden Zeit u. s. w. Deshalb wird Euch Alles klar werden, sobald die Vergangenheit und ihre Ereignisse Euch nicht mehr fremd sind. Ganz oberflächlich gewährte ich Euch Einblick in die Entstehungsgeschichte des neuen Menschengeschlechts, laßt mich jetzt auf alle Einzelheiten näher eingehen und achtet darauf, wie eines sich aus dem anderen fügte. Viel Neues habe ich Euch noch zu berichten, habt Ihr das Alles erst erfaßt, dann will ich mit der Geschichte der verflossenen Jahrhunderte beginnen."

„So Vieles habe ich Euch noch zu fragen, Jefrar, so vielerlei ist mir ganz unerklärlich! Wer gab Euch diese prächtig verzierten Zelte, diese edelgeformten Krüge? Woher erschallte die Musik, deren Klänge mich beim Sonnenaufgang bezauberten? Wer verfertigte diese Messer, diese goldenen Ketten und Spangen? Warum sind Eure Freunde so zart gebaut und so klein, daß ich sie für Kinder halten mußte, — warum?"

„Geduld, — auf alle diese Fragen sollt Ihr Antwort haben, doch wartet, bis die Zeit gekommen ist! — Einstweilen will ich Euch nur sagen, daß es nicht unsere Absicht war, das Geschlecht der Menschen so klein zu gestalten. Wie Ihr schon hörtet, sollte

es den Kindern möglichst ähnlich sein, und so geschah es, daß es auch dem Wuchse nach nur Kinder wurden. Die Ursache davon mag wohl darin zu suchen sein, daß sie schon in früher Jugend die geschlechtliche Reife erreichen und sich infolgedessen schon im zarten Alter dem Geschlechtsleben hingeben. — Daß sie nur klein von Wuchs waren, haben wir übrigens bald verschmerzt, ja wir haben uns sogar schon gefragt, ob es nicht richtiger wäre, das ganze Menschengeschlecht systematisch zu verkleinern. Das Leben ließe sich dadurch erheblich vereinfachen, man brauchte viel geringere Mengen von Nahrungsmitteln und viel kleinere Zelte! Auch die Anzahl der Sklaven könnte eingeschränkt werden. — Jedenfalls würden wir dem Umstand, daß unsere Freunde klein von Gestalt sind, keine schwerwiegende Bedeutung beimessen, hätte es nicht leider etwas anderes im Gefolge, was wir wohl voraussehen konnten, worüber wir uns jetzt aber große Sorge machen. Unsere Freunde weiblichen Geschlechts werden von Generation zu Generation schwächlicher und zarter! — Schaut sie Euch nur an, so holdselig sie auch sind, fällt Euch nicht etwas an ihnen auf, was sie von den Frauen des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet?"

„Entzückend sind sie, so schlank wie die Tannen, nur in den Hüften etwas schmal und die Brust ist

noch sehr unentwickelt. Schon heute früh habe ich das bemerkt."

„Jawohl, und das ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß sie einem Geschlecht entstammen, das noch im Kindesalter stand. Den Männern gefallen diese Sylphidengestalten, sie mögen Frauen mit breiten Hüften und voller Brust nicht und finden sie garstig und ungraziös. Leider taugt eine kleine Brust nicht dazu, Säuglinge aufzuziehen, wenn auch das Unterlassen dieser Pflichterfüllung dazu beiträgt, die Frau jung und schön zu erhalten. Machte ich Euch doch auf eine Frau aufmerksam, von der Ihr meintet, sie zähle fünfzehn Jahre, während sie schon fünfunddreißig Jahre alt ist. Die schmalen Hüften erschweren aber die Geburten und das beunruhigt uns ernstlich. — Ja, die Zuchtwahl hat auch ihre schwierige Seite; was auf der einen gewonnen wird, verliert man auf der anderen. In dieser Hinsicht befinden wir uns in der Frauenfrage noch im Übergangsstadium," fuhr der Greis fort. „Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen und gerade zur Zeit sind wir mit sehr interessanten Experimenten beschäftigt. Es handelt sich darum, zwei Arten von Frauen zu schaffen, solche, welche die Poesie verkörpern und der poetischen Seite des Lebens zu genügen haben, und solche, deren Aufgabe es ist, die Gattung fortzupflanzen. Unsere Bemühungen sind auch

bereits von einigen Erfolgen gekrönt, sodaß wir allen Grund haben, uns der Hoffnung hinzugeben, diese wichtige Frage nach Ablauf von etwa zweihundert Jahren lösen zu können. — Urteilt selbst."

Damit wies der Greis in einen dunklen Winkel des Zeltes, wo ich ein Wesen liegen sah, in dem ich nach längerem Hinschauen ein Weib erkannte. Sie hatte sich, auf dem Bauch liegend, lang ausgestreckt, und stützte ihren Kopf in beide Hände. Neben ihr auf dem Boden strampelten zwei kleine Kinder, die Beinchen hoch in die Luft gestreckt und sogen ab und zu, vor Behagen stöhnend, mit kräftigen Zügen an den vollen Mutterbrüsten.

„Stehe auf, Lolla, und komme näher heran, der Fremdling wünscht Dich anzuschauen!" redete der Greis sie an.

Sie drängte die Kleinen von ihrer Brust und trat mit einem Lächeln auf uns zu.

Ihr Antlitz war nicht unschön, nur unterschied sich ihre Gestalt sehr von der aller Übrigen. Viel üppiger in den Formen und breiter in den Hüften, waren ihre Brüste ganz besonders stark entwickelt. Sie glichen großen, stark aufgeblasenen Beuteln und traten in scharfer Wölbung an ihrem Körper hervor. Ihr Aussehen war nichts weniger als anmutig, und sie glich auch schon, den schleppenden, ungeschickten Bewegungen

nach, besonders jedoch der straff angespannten Brüste wegen, wirklich einer stattlichen Milchkuh.

„Das ist unser Mütterchen," sagte der Greis. „Es ist ein sehr glücklicher Zufall, wenn wir eine ihres Gleichen unter unseren Frauen finden, ein Zufall, den wir anfänglich nur sehr vereinzelt zu verzeichnen das Glück hatten, und auch dann in viel weniger entwickelter Gestalt. Aber durch sorgfältige Auslese und Zucht haben wir die Gattung veredelt und zu einer Blüte gebracht, wie Ihr sie an diesem Beispiel vor Euch seht. Diese Abart schätzen wir sehr hoch, da unter dem ganzen Menschengeschlecht nur etwa hundert davon vorhanden sind. Unsere liebe Lolla bringt stets Zwillinge zur Welt," fuhr der Alte, ihre Hand ergreifend und sie zärtlich streichelnd, fort; „zuweilen schenkt sie uns aber auch Drillinge. In anderen Gemeinden giebt es Frauen, die sogar Vierlinge gebären, und Nahrung haben sie stets für alle. Nicht wahr, Lolla, an Nahrung fehlt es Dir doch nicht?"

Lächelnd wies sie auf ihre Kleinen, die auf dem Boden strampelten.

„Seht sie doch nur an," sagte sie.

Es waren wirklich ein paar prächtige, pausbäckige, rosige Kinderkörperchen, die sich dort auf dem Boden des Zeltes wälzten und vergeblich nach den Brüsten der Mutter suchten. Eine der Kleinen hatte

sich des Füßchens des Anderen bemächtigt und sog nun mit aller Energie, die ihr zu Gebote stand, an einer ihrer Zehen. Alle brachen in ein fröhlich schallendes Gelächter aus und glückstrahlend eilte die Mutter wieder zu ihrer Pflicht zurück.

„Ihr wollt Euch wohl gegenseitig auffressen," rief sie den Kindern zu, nahm sie in ihre Arme und barg die kleinen Köpfchen an ihrer Brust.

„Lolla ist uns wirklich unersetzlich," sagte der Greis. „Zeichnet sie sich auch nicht durch poetischen Liebreiz aus, so leistet sie uns doch unvergleichliche Dienste für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts."

„Pflanzt sich denn solch eine Fülle von strotzender Kraft nicht ganz selbstverständlich auf die Kinder fort?" begann ich. „Oder haben Mütter auch ganz verschieden geartete Sprößlinge?"

„Weshalb sollte sie wohl nur Nachkommen haben, die ihr selbst ähnlich sehen?" entgegnete der Greis. „Ist doch der Einfluß weiter zurückliegender Generationen noch durchaus nicht abgeschwächt. In den meisten Fällen sogar weisen die Kinder den Typus früherer Geschlechter auf und nur ein geringer Teil erbt die Natur seiner Mutter. Auch dieses kann ich Euch an Beispielen beweisen."

„Freunde," wandte sich der Greis an die uns umringende jugendliche Schar. „Freunde, eilt hinaus und

ruft mir alle dem Mütterchen gehörigen Töchter herbei. Ich erwarte sie unter dem großen Baume neben meinem Zelt."

Nach diesen Worten erhob er sich und lud mich mit einer Handbewegung ein, ihm aus dem Zelte ins Freie zu folgen. Unter einem breitästigen, dichtbelaubten Baume, der weithin seinen Schatten warf, ließen wir uns nieder.

Sieben bezaubernde Mädchengestalten im Alter von fünf bis zwölf Jahren stellten sich der Größe nach vor uns auf. Zwei von ihnen zeichneten sich durch einen außerordentlich kräftigen Körperbau aus und der Brustkasten der Einen, die vielleicht acht Jahre zählen mochte, schien besonders breit, wenn die jugendliche Brust auch noch schwach entwickelt war.

„Seht," begann der Greis, auf die letztere weisend, „seht, das ist unser zukünftiges Mütterchen. Die Übrigen gehören dem zarteren Typus an, bis auf dieses zehnjährige Kind, das ein Übergangsexemplar ist. Mit seiner kaum bemerkbaren Brust dürfte es sich zur Fortpflanzung aber wenig eignen. Freilich sind das alles nur Vermutungen und wir wissen nicht, ob unsere Experimente lohnend sein werden oder nicht."

„Trotz all Eurer Beweise ist mir doch noch so manches dunkel geblieben," sagte ich. „Wie ist es mög-

lich, daß die Mütter fortdauernd verschiedenartige Geschöpfe zur Welt bringen? Ich sollte meinen, daß eine Gattung, die so sorgfältig rein erhalten wird, nur einen einzigen Typus erzeugen müßte und gar keinen anderen. Daß man die Nachkommenschaft nach dem Erzeuger vorausbestimmen kann, leuchtet mir ein. Wie ist es aber möglich, eine dem Erzeuger ganz unähnliche Nachkommenschaft zu erzielen. Ja, ist das überhaupt möglich?"

„Auf welche Weise das erreicht wird, will ich Euch sofort auseinandersetzen," entgegnete Jesrar. „Unsere Mütterchen sind sich nicht alle gleich. Die Eine bringt ausschließlich zarte Geschöpfe zur Welt, die Andere solche, die sich wieder zu Müttern entwickeln. Weder die Kinder der ersteren noch die der letzteren dürfen sich weiter fortpflanzen. Nun giebt es indessen noch eine dritte Art von Müttern, die Mädchen beider Typen gebären, und diese sind es, welche wir auswählen, um unser Menschengeschlecht zu erhalten. Durch sorgfältige Auslese von Generation zu Generation hoffen wir, schließlich dahin zu gelangen, den gewünschten Typus sicher festzustellen, und dann wird es nur darauf ankommen, die rechte Mutter auszuwählen, um die Eigentümlichkeiten zu erzielen, die für die gegebenen Verhältnisse erforderlich scheinen."

„Wie einfach und wie logisch!" rief ich aus.

„Entsinnst Du Dich, was Du eines Tages von den Ameisen und den Bienen erzähltest, Beschützer," mischte sich einer der Jünglinge, der unseren Worten mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt war, in das Gespräch. „Du sagtest uns, daß ihr Leben dem unsrigen sehr ähnlich organisiert sei. Auch sie hätten ihre Weibchen, deren Aufgabe es ist, Eier zu legen, und auch bei ihnen wären die kleineren, geschlechtslosen in der Mehrzahl."

„Gewissermaßen verhält es sich auch so," antwortete der Greis. „Auch aus den Eiern der Ameisen weiblichen Geschlechts schlüpfen verschiedene Gattungen von Jungen, weibliche und männliche, sogenannte Soldaten mit großen Köpfen und Arbeiterameisen. Die beiden letzten Arten sind aber gar nicht imstande, sich zu vermehren, da sie geschlechtslos sind."

„Und der Zweck all Eurer Anstrengungen ist, etwas Ähnliches auch bei den Menschen zu erreichen, geschlechtslose Frauen und solche, die Euren Stamm erhalten?" fragte ich.

„Geschlechtslose? — Nein! — Aber unfruchtbare, wenn sie auch auf künstliche Weise dazu gebracht sind. Wir sind der Ansicht, daß es durchaus nicht nötig ist, ein Liebesglück mit den Qualen, die die Zeit der Schwangerschaft und die Geburt mit sich bringt, zu er-

kaufen, ganz abgesehen davon, daß dieser Zustand auch die Schönheit des Weibes untergräbt. Ist es uns irgend möglich, die Frauenwelt von diesem Martyrium zu erlösen, so soll es geschehen."

„Dann müßtet Ihr all diese entsetzlichen Leiden einer kleinen Anzahl von Frauen aufbürden. Wäre das aber gerecht?

„Gerecht? Wenn man das Leid auf einen kleinen Kreis beschränkt, um einen großen davon zu befreien? — Ich weiß es nicht, die Frage ist schwer zu beantworten. Ich sollte meinen, es wäre so, wenn es keine zu großen Opfer erheischt und die Wohlfahrt der Menschen damit gefördert würde. Auch uns Beschützern ist alles Schwere aufgelastet, um der übrigen Menschheit ein sorgenfreies Leben zu ermöglichen. Und Ihr mögt es mir glauben," fügte der Alte hinzu, indes ein Schatten sein Antlitz verdüsterte, „die Anzahl derer, die gern an die Stelle unserer Freunde träte, ist nicht klein! — Übrigens dürft Ihr Euch die Leiden, die unseren Müttern auferlegt werden, auch nicht mit gar zu schwarzen Farben ausmalen. Sie sind erträglich, denn eine Geburt vollzieht sich heute bei uns noch leichter als in alten Zeiten bei den Naturvölkern. Und was die Monate vorher betrifft, so ist das Mutterglück, das die Frauen beseelt, so groß, daß es alle Beschwerden aufwiegt. Mit inniger Liebe hängen die Kinder an ihren Müttern und auch

wir sind ihnen von Herzen zugethan und achten in ihnen die Erhalter des menschlichen Geschlechts. Auch halten wir sie nicht einmal für unschön, sie sind nur anders als die Übrigen geartet und müssen mit anderem Maße gemessen werden. Jedenfalls kann ich Euch aber versichern, daß unsere Mütterchen durchaus nicht weniger glücklich sind als ihre Schwestern. — Soll indessen unser weibliches Geschlecht mit den Jahren nicht völlig unfruchtbar werden, so dürfen wir nicht so weiterleben, ohne Abhilfe zu schaffen. Bleiben doch bei etlichen von unseren Frauen die monatlichen Reinigungen schon völlig aus, was uns sehr beunruhigt, denn ......"

Der Greis hatte den Satz noch nicht vollendet, als einer der Jünglinge mit schnellen Schritten auf ihn zutrat, sich zu ihm niederbeugte und ihm etwas ins Ohr flüsterte. Mit einer lebhaften Geberde wandte Jesrar sich mir zu. „Ja, Du hast recht, Dolli," sagte er. „Ich habe nicht darauf geachtet. — Das ist unser Weiser," fügte er hinzu. „Er hat einen scharfen Blick und machte mich soeben auf Euer bleiches Aussehen aufmerksam. Übermüdung, meinte er. Auch mir fällt das jetzt in die Augen. — Ist Euch nicht wohl?"

Wirklich übermannte mich im Augenblick eine große Schwäche. Wie ein dichter Schleier legte es sich

über meine Augen, alles drehte sich mit mir im Kreise und ich glitt von der Baumwurzel, die freilich kein sehr geeigneter Sitzplatz war, halb ohnmächtig zu Boden.

„Es ist nichts," flüsterte ich. „Übermüdung — die Nacht — der Sturm — die Angst. — Laßt mich hier liegen und mich ausruhen!"

## VII.

Mit hastigen Schritten eilte der Alte auf das Zelt zu, das sich neben dem seinem befand und sich durch seine Größe vor den anderen auszeichnete. Teilnahmsvoll umringte mich die junge Schar, um mir ihr Mitgefühl auszusprechen, und etliche der lieblichen Mädchen ließen sich auf die Kniee nieder, beugten sich über mich, liebkosten mich und begannen, mir schmeichelnd Gesicht und Arme zu streicheln. „Du Ärmster," hörte ich sie flüstern. „Habe Geduld, unser Beschützer bringt Dir Hilfe."

Schon der Anblick all dieser Holdseligkeit linderte meine Pein. Mit welcher Anmut diese Greuzeschen Köpfchen sich mir zuneigten, wie kindlich liebevoll sie mir Trost zuzusprechen suchten! Mein Herz wurde weich, lächelnd streckte ich die Arme nach ihnen aus und erwiderte ihre Zärtlichkeiten.

„Er hat gelächelt, er hat uns geliebkost! Er fühlt sich wohler!" riefen sie freudestrahlend ihren Gefährten zu und klatschten dabei in die kleinen Hände.

Mein Entgegenkommen schien einen unerwarteten Eindruck hervorgerufen zu haben.

Jetzt nahte auch Jesrar sich mir wieder. Er trug einen mit Wasser gefüllten silbernen Becher in der Hand, in welchen er aus einem goldenen Fläschchen etliche Tropfen einer Flüssigkeit träufelte. „Leert den Becher, das wird Euch gut thun,“ sagte er. „Ein ähnliches Mittel gab es schon zu Eurer Zeit. Es war das Morphium,“ fuhr er fort. „Dieses hier wurde erst zweihundert Jahre später entdeckt, wir nennen es ‚Nirvana‘. Es ist für uns von unschätzbarem Wert, Unkundigen indessen kann seine Wirkung auch verhängnisvoll werden. Was es für uns und unser Leben zu bedeuten hat, davon ein andermal.“

„Nehmt ihn vom Boden auf und tragt ihn in das große Zelt,“ wandte Jesrar sich jetzt an die Jünglingsschar. „Und Ihr, Stella und Loreley, bereitet ihm ein Lager aus duftenden Blättern. Dort wird ihm wohler sein als auf dem harten Boden hier.“

So sehr ich mich auch sträubte, es nützte mir nichts. Zehn Jünglinge wählte der Greis, stellte sie einander zu Fünfen gegenüber und wies sie an, die Arme zu kreuzen, um eine Bahre aus ihnen zu bilden. Andere ergriffen mich an Schultern und Füßen und hoben mich hinauf. War es die Wirkung der Arzenei oder der Einfluß der liebevollen Sorgfalt, die mich

umgab, mir war so leicht, so wohl, wie nie in meinem Leben. Wer hatte sich meiner je so angenommen, wer mich so freundlich gehegt und gepflegt! Im Zelte angelangt, bettete man mich auf ein schwellendes Lager, meine ermatteten Glieder dehnten sich, das Bewußtsein schwand mir und ich versank in einen süßen Halbschlaf. Halb unbewußt hörte ich die gedämpften Stimmen der jungen Schar an mein Ohr schallen und vernahm, wie sie den Alten nach meiner Herkunft fragten. Mit prüfenden Blicken beobachtete dieser mich und die Wirkung des Mittels, das er mir verabfolgt hatte, dann zog er sich an das andere Ende des Zeltes zurück, wohin die ganze Schar ihm folgte.

Wie im Traume hörte ich ihn von Leuten und Sitten meines Jahrhunderts erzählen, vernahm wie abgerissen die Worte: „Schlacht — Blut — Bomben — Kugeln — Bosheit — Armut —," dann schlief ich ein.

Wie lange mein Schlummer währte, weiß ich nicht. Als ich die Augen aber wieder öffnete, war die Szene unverändert dieselbe. Der Alte schien mit seiner Erzählung zu Ende.

„Die Ärmsten, die Ärmsten!" hörte ich seine Zuhörer mitleidsvoll rufen und an dem Ton ihrer Stimmen erkannte ich, wie tief gerührt sie waren.

„Kinder, jetzt muß ich fort, um nach den Sklaven zu sehen, wer begleitet mich?“ rief der Greis, sich plötzlich erhebend. Nur wenige von den jungen Leuten erhoben sich, die übrigen verharrten nachdenklich in ihren Stellungen und tauschten Bemerkungen über das soeben Vernommene miteinander aus. Die Kraft des Pulvers schien ihr Staunen zu erregen, auch konnten sie sich nicht erklären, wie es möglich wäre, daß schwere Bomben so große Entfernungen durchschnitten. Bald hellten sich aber ihre Mienen wieder auf, die ernsten Gespräche verstummten und Witze, Wortspiele und Scherze durchschwirrten das Zelt. Kummer und Trauer hatten augenscheinlich wenig Macht über diese Kinderherzen. Wie Stäubchen legten sie sich auf ihre Seelen, und jedes laue Lüftchen vermochte sie wieder fortzuscheuchen. Einer der Jünglinge erklärte sich bereit, seinen Gefährten die Kraft des Pulvers und den Flug der Bomben bildlich darzustellen. „Anri, fange die Bombe auf!“ rief er einem Freunde zu, indem er einen kleinen Knaben von ungefähr fünf Jahren, der im Augenblick das Zelt betrat, an den Schultern ergriff und ihn hoch in die Luft warf. Geschickt fing der Andere ihn auf und schleuderte ihn mit dem Rufe: „Ada, fange ihn!“ einem Mädchen zu. Diese beförderte ihn auf die gleiche Weise einem Dritten in die Hände, und so warfen sie ihn unter fröhlichem Lachen in die

Runde, wobei die kleine lebende Bombe, die sich zu einem Knäuel zusammengerollt hatte, vor Vergnügen jauchzte.

Das Zelt war aber kein geeigneter Raum für dieses Spiel, — vor allen Dingen war es zu eng. „Wir wollen auf den Platz hinausgehen und Kreisball spielen!“ rief einer der Jünglinge plötzlich. Alle stimmten ihm fröhlich zu, klatschten in die Hände, tanzten und sprangen wie Kinder, die ihre Freude über die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches äußerten. Man verließ das Zelt, die übrigen Freunde wurden herbeigerufen und Alles sammelte sich auf dem freien Platze.

„Wir wollen das Kreisballspiel ‚Bombenspiel‘ nennen,“ sagte einer von den Jünglingen und erklärte dann Jenen, die der Erzählung des Greises nicht zugehört hatten, was unter einer Bombe zu verstehen sei. Der Vorschlag wurde unter großem Beifall angenommen.

Nur zu gern hätte ich dem Spiele zugeschaut, ich fürchtete jedoch, sie durch mein Erscheinen zu stören. Deshalb schlich ich mich an den Ausgang des Zeltes, verbarg mich in den Falten des Vorhanges und blickte von dort aus zu ihnen hinüber.

Ungefähr dreißig oder mehr junge Menschenkinder hatten sich auf dem Platz versammelt, — die übrigen

befanden sich am Strande, von wo aus ihre Stimmen zu mir herüberschallten. Sie bildeten einen Kreis, in den sie ungefähr fünfzehn Kinder hineinstellten, von den kleinsten an, die sich kaum auf den Füßen halten konnten, verabredeten dann, welche sie einander zuwerfen wollten, und ergriffen die Kinder an den Händen. Diese, die offenbar das Spiel schon kannten, rollten sich zusammen und zogen Hände und Füße ein, wie die Igel, wenn ihnen Gefahr droht. Die Erwachsenen hoben sie nun auf, legten die Hände unter die kleinen Rücken und warfen die Kinder auf ein gegebenes Zeichen ihrem Gegenüber zu. Bei jedem Wurf wurden die Namen aufgerufen und die Kleinen sofort wieder an ihren ursprünglichen Platz zurückbefördert. Damit die kleinen Bomben im Laufe ihres Fluges nicht in der Mitte zusammenstießen, warfen die einen sie in fast wagerechter Linie, andere höher, die dritten noch höher. Auf diese Weise bildete sich in der Mitte des Kreises, infolge der großen Geschwindigkeit, mit welcher das Werfen ausgeführt wurde, eine Pyramide von sich kugelnden Kindern, welche die Luft mit ihrem Jauchzen erfüllten.

Mein Herz erstarrte fast bei diesem Schauspiel. Jeden Augenblick erwartete ich, eines von den Kleinen würde nicht rechtzeitig aufgefangen werden, oder mit anderen im Fliegen zusammenprallen, zu Boden stürzen

und sich schwer beschädigen. Meine Befürchtungen waren glücklicherweise grundlos. Ihre Geschicklichkeit und ihre Ausdauer waren bewundernswert. Welche Kraft und Biegsamkeit der Muskeln, welche Schärfe des Auges!

Wohl zehn Minuten währte das Spiel, und nicht der geringste Unfall hatte sich ereignet.

Mit Entzücken weideten sich meine Augen an der unnachahmlichen Grazie dieser schönen Menschen.

Nur diejenigen Kinder, die schon zu groß und daher zu schwer waren, und solche, die es auf die Dauer nicht ausgehalten hätten, waren vom Spiel ausgeschlossen worden. Diese hatten etwas Anderes ersonnen. Mit staunenswerter Gewandtheit erkletterte eines von ihnen eine der Kokospalmen und warf etliche von den Nüssen herab, worauf auch sie, dem Beispiele der Erwachsenen folgend, einen Kreis bildeten und sich die Kokosnüsse zuzuwerfen begannen.

„Ist das nicht auch eine Schule?“ fragte ich mich. „Nur lernt man hier von Herzen fröhlich sein und harmlos miteinander verkehren, übt sich in Grazie und Gewandtheit und stärkt seine Muskeln.“

„Es ist warm,“ bemerkte einer der Spieler, der ermüdet zu sein schien. „Wir wollen an die Bucht, um uns zu baden.“

In dichten Scharen, Hand in Hand, die Kleinen auf den Schultern, liefen sie hüpfend und tanzend der Bucht zu.

Wie leicht und froh mir beim Anblick dieser glücklichen Kinder zu Mute wurde. Das Blut schien lebhafter in meinen Adern zu rollen, mir war es, als lebte meine Jugend noch einmal in mir auf. Es zuckte mir in Händen und Füßen, aufspringen hätte ich mögen, ihnen nacheilen, ihre Hände ergreifen und noch einmal wieder jung sein! Wenn nur eines nicht gewesen wäre! ...... wenn ich mich nicht vor mir selbst geschämt hätte!

## VIII.

Unentschlossen, was ich nun beginnen sollte, stand ich am Ausgang des Zeltes, als ich den Greis, der wohl eben aus dem Sklavendorfe zurückgekehrt war, plötzlich vor mir stehen sah.

„Wie? Schon aufgestanden?“ rief er, und streckte mir beide Hände entgegen. „Geht es Euch besser? Fühlt Ihr Euch erfrischt?“

„Ich danke Euch, mir ist wirklich wohler zu Mute,“ antwortete ich. „Schon vor einer halben Stunde erhob ich mich und schaute dann dem Spiel Eurer jungen Freunde zu. Vor wenig Augenblicken haben sie sich an den Strand begeben.“

„Wollen wir ihnen dahin folgen, oder zieht Ihr es vor, im kühlen Schatten mit mir zu plaudern? Ich fürchte, dort im Sonnenbrande dürfte es Euch zu heiß werden.“

Mit Freuden ging ich darauf ein, ein Weilchen mit dem Alten zu verplaudern, und gemeinsam lenkten wir

unsere Schritte dem Bache zu, wo wir, im üppigen Grün verborgen, ein lauschiges Plätzchen fanden. Aus weiter Ferne hörten wir vom Meeresufer her das sonnenhelle Lachen der Badenden zu uns herüberschallen. Zu unseren Füßen plätscherte das Bächlein und hüpfte in kecken Sprüngen von Stein zu Stein, über uns in den Zweigen jubilierten die Vögel, schwirrten von Ast zu Ast, flatterten zu uns auf den Rasen hernieder und setzten sich zutraulich auf unsere Schultern. Nicht satt sehen konnte sich mein Auge an diesem lieblichen Schauspiel. Welch tiefen, erhabenen Frieden atmete hier die Natur! Wie grünte und blühte es ringsum! Wie glänzte das Laub, wie strotzten die Kräuter! Welche Mannigfaltigkeit in der Vegetation! Über uns breitete ein riesiger Waldfarren seine feingefiederten Blätter aus und spendete uns Schatten. Kraftstrotzend drängte sich der schwärzlich-braune, mit zottigem Wollhaar bedeckte Schaft aus der Erde. Drüben am anderen Ufer des Baches tauchte eine Mimose ihr zartgrünes Laub in die murmelnden Fluten. In traubenförmigen Büscheln hingen süßduftende, rosige Blüten von ihren Zweigen herab. Dicht neben mir waren aus einem Busche dunkler lederartiger Blätter auf meterlangen Stengeln die leuchtend-roten Blütenkolben einer Ariodee emporgeschossen. In wirrem Durcheinander zogen sich vielfarbige Orchideen von Baum zu Baum und würzten die

milde, feuchtwarme Tropenluft mit ihren honigsüßen Düften. Alles atmete Leben, reiches, gesundes Leben! Wie wohlig, wie friedlich war mir's um's Herz! Das war das Paradies, wie meine Phantasie es sich nicht schöner ausgemalt hatte!

„Wie zauberhaft schön ist es bei Euch, Jesrar," rief ich aus. „Wie glücklich müßt Ihr Euch hier fühlen! Es ist das Paradies, das verlorene Paradies, das Ihr wiedergefunden habt."

„Wiedergefunden? — Das Paradies war immer da, nur waren die Menschen blind, die es nicht sahen und es verloren glaubten. Von Neuem geboren mußten sie werden wie unser Menschengeschlecht! Das Paradies in ihre Herzen tragen mußte man, damit sie sich seiner bewußt und glücklich wurden. Eure Zeitgenossen hatten aber nicht eher geruht, als bis sie es zur Hölle umgewandelt hatten."

„Und wie langer Zeit bedurfte es, Jesrar, um die Menschen zu dem zu machen, was sie jetzt sind?"

„Das erreichten wir in viel kürzerer Zeit, als Ihr es Euch vorstellt, — im Laufe von kaum zweihundert Jahren. Daß sie aber so anmutig und so von Herzen fröhlich sind wie heute, ist freilich noch nicht so lange her. Auch solche Idealgestalten haben wir erst seit der letzten Generation. Ich entsinne mich noch so manches unschönen Gesichtes, und, daß man plumpen, un-

proportionierten Frauengestalten begegnete, war durchaus keine Seltenheit. Wir hatten Sorge zu tragen, daß das Geschlecht sich schnell vervielfältigte, da schlüpfte so manche Mittelmäßigkeit mit unter, bis wir endlich vor dreißig Jahren einen großen Schritt vorwärts machten.

Zu dieser Zeit wuchs auf den Marquesasinseln ein Jüngling von unbeschreiblicher Schönheit und Anmut auf. Ihm war es vorbehalten, dem ganzen Menschengeschlecht den Typus aufzudrücken. Wir nannten ihn Adonis, weil er diesem wirklich zu vergleichen war. Aber auch an Charakter und Gemüt übertraf er alle Übrigen, und deshalb faßten wir den Entschluß, durch ihn die Veredelung des ganzen Menschengeschlechts zu bewirken. Alle Geschöpfe, die Ihr hier gesehen habt, sind seine Kinder, aber nicht nur diese, sondern fast alle, die heute existieren."

„Wie meint Ihr das? Ich verstehe Euch wohl nicht recht?" fragte ich und blickte überrascht zu ihm auf.

„Ist Euch bei unseren Freunden nicht eine gewisse Familienähnlichkeit aufgefallen?" entgegnete der Greis.

„Gewiß, trotz der großen Verschiedenartigkeit haben sie doch auch viel Gemeinsames."

„Das ist die Folge davon, daß sie Alle Kinder eines Vaters sind."

„Ich verstehe Euch noch immer nicht. Ein Mensch kann doch wohl kaum der Vater von Millionen sein.“

Zu Eurer Zeit wohl nicht, jetzt ist es aber möglich,“ sagte der Greis, sich an meinem Staunen weidend.

„Um der Vater des größten Teiles der jetzt lebenden Menschen zu werden, brauchte Adonis durchaus nicht in Beziehung zu allen Frauen seines Zeitalters zu treten. Wir bedienten uns eines ganz einfachen Mittels, — der künstlichen Befruchtung. Alle Frauen wurden mit seinem Samen befruchtet. Daß ein junger, strammer Bursche dessen zur Genüge besitzt, werdet Ihr wissen, und ein Tropfen reicht aus, um Millionen neuer Wesen ins Leben zu rufen.“

„Das war es! Ihr habt das Mittel entdeckt, auf künstliche Weise Menschen zu erzeugen!“ rief ich aus.

„Ja — denn war das Mittel auch nicht neu, so benutzten wir es doch zum ersten Mal zu diesem Zweck. Vor langen, langen Jahren, im zwölften Jahrhundert, hat ein Gelehrter diese Entdeckung gemacht, die für die Veredlung der Haustiere von besonderer Wichtigkeit war, weil sie dieselbe beschleunigte und vereinfachte. Zu Eurer Zeit bedurfte es jahrelanger Bemühungen, um eine neue Rasse hervorzubringen. Wie viel vergebliche Versuche wurden gemacht, ehe man das gewünschte Re-

sultat erzielte. Welche Geldopfer kostete es, die zur Zucht geeigneten Tiere zu bekommen, ganz abgesehen davon, daß bei wiederholten Kreuzungen die Rassevorzüge sich abschwächten, d. h. die vorhergehende unedle Rasse wieder zum Vorschein kam. Aus diesem Grunde war es sehr schwierig, eine veredelte Rasse weiter zu züchten und es nahm viel Zeit und Geduld in Anspruch. — Als man aber dahin gelangt war, daß man den Samen keimfähig zu erhalten und ihn sachgemäß zu verwerten verstand, ergab sich natürlich, daß man diese Flüssigkeit versandte und alles Vieh damit befruchten ließ. Was früher in Jahren nicht erreicht worden war, gelang jetzt in Wochen und Monaten. Nur bedurfte es großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit, um das erfolgreich auszuführen. Ihr könnt Euch kaum vorstellen, welch staunenerregende Resultate erzielt wurden. Unser eigener Viehbestand liefert Euch einen Beweis dafür.

Aber trotz all dieser Erfolge kam den Menschen noch immer nicht der Gedanke, diese bedeutsame Entdeckung auf sich selbst anzuwenden. Sie waren wie mit Blindheit geschlagen, oder sahen etwas Anstößiges, Unmoralisches darin. Es schien ihnen moralischer, alle ihre lasterhaften Eigenschaften, alle Krankheitsstoffe, die in ihrem Körper steckten, ohne jede Kontrolle auf ihre Nachkommenschaft zu vererben. Wie glänzende Erfolge

hätten aber auch schon zu Eurer Zeit erzielt werden können, wären die Menschen so klug gewesen, ihrem verderbten Blute einen Tropfen des edlen Lebenssaftes eines Darwin, Renan, Gladstone oder Tolstoi zuzusetzen! — Es hätte sich auch noch so mancher Andere mit weniger berühmtem Namen ausfindig machen lassen, dessen Wert groß genug gewesen wäre, um eine Generation zu veredeln.

Wir erkannten das Bedeutsame an dieser Entdeckung und machten sie uns sofort zu Nutzen. Ihr verdanken wir es, daß die Wiedergeburt des Menschengeschlechts sich auf so schnelle und einfache Weise vollzog. Ich sage einfach, weil sie es uns ermöglichte, mit etlichen zehn Geschöpfen den Anfang zu machen, die wir mit besonders peinlicher Sorgfalt aus allen Übrigen heraussuchten. Es stand uns damals nur eine geringe Anzahl von Menschen zur Verfügung, ja es gab eine Zeit, wo überhaupt nur sechshundert Frauen und fünfundzwanzig Männer existierten, uns selbst nicht mitgerechnet, da wir uns ganz von ihnen absonderten. Aber auch unser Stamm war bedeutend zusammengeschmolzen."

Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen durfte oder nicht.

„Wie, — das ganze Menschengeschlecht umfaßte damals nur sechshundertfünfundzwanzig Seelen?" rief ich

aus. „Wie ist das möglich? Wo waren alle die Milliarden von Menschen hingeraten?" „Alle diese Milliarden waren wertlos und untauglich, wir rotteten sie aus," entgegnete der Greis. „Das neue Geschlecht sollte aus neuen Elementen zusammengesetzt werden."

„Ihr habt sie ausgerottet! Was sagt Ihr da! Milliarden von Menschen?"

„Beruhigt Euch, mein Freund, wir haben keinen Menschen hingeschlachtet, wir sorgten nur dafür, daß sie ohne Nachkommenschaft blieben und allmählich ausstarben, und dazu bedienten wir uns des Mittels, von dem ich heute Morgen sprach. Nur einer geringen Anzahl, von denen wir eine Hebung des Menschengeschlechts erhofften, gestatteten wir, sich weiter fortzupflanzen. Trotzdem sind es ihrer immer noch nur wenige, vielleicht zwei Millionen Menschen."

„Nicht mehr? Nur zwei Millionen auf dem ganzen Erdball?"

„Ein großer Teil der Erde ist jetzt unbewohnt," entgegnete mir Jesrar.

„Nicht möglich!" rief ich aus.

„Zur Zeit begegnet Ihr nur in den Tropen Menschen. Ganz Europa, ein Teil von Asien und von Afrika und das ganze nördliche Amerika ist wüst und verödet."

„Und woran liegt das?"

„Wir sagten uns, daß außer in den Tropen die Menschen nirgends glücklich bleiben konnten. Entweder hätten sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt oder sie wären namenlosen Entbehrungen ausgesetzt gewesen. Seht nur, wie einfach sich unser Leben hier gestalten läßt. Wir brauchen keine Häuser, ein Zelt genügt uns. Garderobe und Wäsche sind uns entbehrlich, denn es ist warm genug, um nackt zu gehen. Wir gehen mit der Sonne zur Ruhe und stehen mit ihr wieder auf, was bedürften wir einer künstlichen Beleuchtung? Und doch bietet uns die Natur hier so manchen Luxus, den sich der Reichste der Reichen zu Eurer Zeit nicht verschaffen konnte. Gab es bei Euch auch Blumen und Pflanzen, die den unsrigen beinahe gleich kamen, so doch nur in Treibhäusern und Orangerieen. Aber welche Unsummen mußten dafür hingegeben werden! Wie viele Millionen mußte man besitzen, um in London oder in Paris nur einen Bruchteil von all dem Schönen sein eigen zu nennen, mit dem uns die Natur hier überschüttet. Unzählige Unbequemlichkeiten hatte man dort zu ertragen, Hunger und Kälte waren besonders in Europa unvermeidlich, besaß man nicht die Mittel, sich dagegen zu schützen. Und dann, — schaut einmal um Euch, — sind die kostbarsten Räume, die vornehmsten Paläste auch nur annähernd mit unserer Wohnstatt zu vergleichen? Die

farbenprächtigen Blütenbäume, das schattenspendende Laubdach, der süßduftende Blumenflor! Und dort das blaue Meer und die schlanken Palmenriesen, die sich malerisch vom Horizont abheben! Wo fandet Ihr bei Euch ein Land, das diesem an Schönheit gleich, belebt von Statuen, von deren Reizen sich das Auge nur gewaltsam loszureißen vermag? Und all diese Pracht, all dieser Reichtum, der Euch im Norden Millionen verschlang und Ströme von Thränen kostete, fällt uns hier mühelos in den Schooß.

Um all dieser Vorzüge willen wählten wir diesen segensreichen Landstrich zum Aufenthaltsort für die sich neu entwickelnde Menschheit, suchten aber auch hier nur die am günstigsten gelegenen Plätze aus. Nur wenn man ihr alle Schwierigkeiten, alle Widerwärtigkeiten, alle Entbehrungen aus dem Wege räumte, konnte sie glücklich werden. Das war eine unserer wichtigsten und heiligsten Aufgaben."

„Wird sich denn aber nicht im Laufe der Zeit, wenn sich das Menschengeschlecht mehr und mehr ausbreitet, die Notwendigkeit herausstellen, auch weiter nach Norden und nach Süden vorzudringen?" fragte ich.

„Wer zwingt uns denn, uns so gewaltig zu vermehren? Ist das ein Naturgesetz, dem man sich nicht widersetzen kann? Ist es nicht unsere Pflicht, das zu verhindern? Legte man sich doch schon zu Eurer Zeit

in dieser Beziehung gewisse Schranken auf, wie sollten wir es nicht vermögen, die wir so Vieles überwunden haben? Mag uns der Himmel davor schützen, daß die Bevölkerung der Erde wieder so zunimmt, wie in früheren Zeiten! Alles Böse in der Welt fand darin seinen Ursprung und war darauf zurückzuführen!

## IX.

Da habe ich aber beim Plaudern mit Euch ganz unsere Freunde vergessen!" unterbrach Jesrar sich plötzlich und erhob sich. „Oho! es ist schon spät," fuhr er fort und blickte sich nach der Sonne um. „Es ist bald Essenszeit, da muß ich in die Küche, mich nach dem Rechten umzusehen. Gebt Ihr mir das Geleit oder zieht Ihr es vor, hier noch etwas der Ruhe zu pflegen?"

„Ich bin nicht mehr ermüdet, es würde mir Vergnügen machen, mit Euch zu gehen," antwortete ich.

Wir kehrten also ins Lager zurück. Neben einem der Zelte sahen wir einen Jüngling am Boden hocken und graben. Vor ihm stand ein junges Weib, einen großen Krug im Arm. Im Vorübergehen fragte Jesrar, was sie da trieben.

„Hebe und ich sind damit beschäftigt, eine Schlingpflanze einzusetzen," entgegnete der Jüngling. „Entsinnst Du Dich, Beschützer, es ist dieselbe, die wir

zusammen im Walde fanden. Sie hatte schöne, leuchtende, süßduftende Blüten. Wenn sie sich hier an diesem Baum hinaufwindet, wird das sehr hübsch aussehen. Gieb ihr jetzt Wasser, Hebe."

Während Hebe den Steckling aus ihrem Krug tränkte, erzählte mir der Greis, daß sie oft schöne Pflanzen von ihren Spaziergängen heimzubringen pflegten, um ihren Wohnplatz damit zu schmücken.

„Hero und Hebe wissen im Pflanzenreich gut Bescheid," fuhr er fort. „Von allen Kindern kennt niemand alle die verschiedenen Namen so genau."

„Ja, und Jesrars Sohn hat uns versprochen, uns Sämereien aus fremden Ländern mitzubringen," wandte sich Hebe mir zu. „Er ist verreist und kehrt erst nach einem Jahr wieder heim. Wie ich mich freuen würde, wenn er mir den Samen einer Palme mitbrächte, die leider hier bei uns nicht vorkommt, — es ist Raphia longiflora. Ist die schön! — Jesrar zeigte uns eine Abbildung. Auch Verschaffeltia splendida hätte ich gar zu gern. Denkt nur, sie hat riesengroße Blätter, die ganz ungefiedert sind!"

„Ist es Euch recht, so zeigen wir Euch all unsere Palmenarten," mischte sich Hero voll Begeisterung in unser Gespräch.

„Ach ja!" stimmte ihm Hebe freudestrahlend bei. „Und nachher seht Ihr Euch unsere Muscheln an. Wir

haben sie drüben am Strande. Hundertundachtundvierzig verschiedene Arten haben wir schon gesammelt. Wollt Ihr?"

Sie hatten sich schon meiner Hände bemächtigt, als Jefrar ihnen erklärte, das sei jetzt nicht ausführbar, und ich beeilte mich, sie damit zu trösten, daß ich ein andermal gern bereit sei, ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Dann gingen wir weiter.

Die Küche war gleich hinter den Zelten gelegen und von diesen nur durch einen großen Haufen Reisig getrennt. Sie war nichts anderes als ein großes, mit Ästen durchflochtenes Blätterdach, das auf rohen, unbehauenen Baumstämmen ruhte. Unter diesem Dache standen in langer Reihe aus unbearbeiteten Steinen mit Lehm zusammengefügte Herde. Auf dem lodernden Herdfeuer brodelte das Mahl, und den Kesseln entströmte ein lieblicher, appetitreizender Duft. Ungefähr zehn Sklaven mit großen Schürzen waren mit dem Zubereiten der Speisen beschäftigt, andere betraten soeben mit Früchten beladen das Zelt. Wie es schien, war Alles bereit.

Der Greis traf einige Anordnungen, da hörte man auch schon vom Lager her lauttönend den Ruf: „Wir wollen essen, uns hungert!" Andere Stimmen fielen ein und bald rief es im einstimmigen Chor vom Walde, vom Bach und vom Strande herüber: „Essen, essen,

gebt uns zu essen!" Wir eilten in das Lager zurück und begaben uns in das große Zelt.

Dieses bot jetzt einen ganz anderen Anblick dar, als in der Morgenstunde. Luft und Licht war freier Zutritt verschafft, nur auf der Sonnenseite schützte die leinene Zeltwand die Speisenden. In zwei Reihen standen die runden, im Durchmesser kaum zwei Meter großen, aus rohen Brettern zusammengefügten Tische. Niedrige Holzblöcke bildeten ihren Fuß. Solche Tische waren schon vor Jahrhunderten bei den Arabern, den Kurden und anderen Nomadenvölkern gebräuchlich gewesen. Den Fußboden hatte man mit Matten bedeckt, die aus Palmenblättern geflochten waren. Alles war zum Mahl bereit. Herrliche Sträuße prangten in kostbaren Vasen aus einem gelblichen Metall in der Mitte eines jeden Tisches, Ananas, Bananen, Apfelsinen und andere mir fremde köstliche Früchte waren auf den Platten verstreut. Messer, Gabeln und Löffel lagen auf großen runden Blättern, die wohl als Teller benutzt wurden, und neben einem jeden stand ein mit Milch gefüllter Pokal, aus dem gleichen Metall wie die Blumenvasen. Etliche junge Mädchen gingen mit prüfenden Blicken von Tisch zu Tisch, ordneten hier und da an den Früchten und streuten duftende Blüten und Ranken auf Tafel und Fußboden. Ich glaubte in einen Garten zu treten, so betäubend war der Wohl-

geruch, der mir entgegenströmte. Aber mein Entzücken erreichte seinen Höhepunkt erst, als ich auf den verstreuten Blumen und Blättern Riesenschmetterlinge mit ausgespannten Flügeln entdeckte, die in allen Regenbogenfarben schillerten, bald wie Perlmutter glänzten, bald wie die kostbarsten Edelsteine funkelten.

„Ach die prächtigen Schmetterlinge!“ rief ich aus. „Sind sie lebendig?“

„Das sind keine Schmetterlinge, das sind Blumen,“ antwortete mir der Greis. „Auch in der Blumenzucht ist man in den verflossenen Jahrhunderten bedeutend fortgeschritten. — Loreley, reiche unserem Gaste eine der Blüten, die er für Schmetterlinge hielt,“ wandte er sich an ein junges bezauberndes Mädchen mit langherabwallendem, dichtem Blondhaar, das schon lange meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Als sie mir mit einer anmutigen Handbewegung und einem holdseligen Lächeln die Blume darbot, und ich ihr in das dunkle Auge schaute, wußte ich wirklich nicht, ob ich die Königin des Pflanzenreichs, oder die Menschenblüte, die in all ihrem jugendlichen Liebreiz vor mir stand, mehr bewundern sollte.

„Und nun, Freunde, lagert Euch um die Tische!“ rief der Greis. „Ich kann mir denken, daß Ihr hungrig seid.“

Wohl konnte ich mir diese seltsame Aufforderung recht gut erklären, pflegten doch die Griechen und

Römer auch auf diese Weise an ihren Tafeln Platz zu nehmen; nur war ich in Verlegenheit, wie ich das auszuführen hätte. Doch Jesrar sah mein Zaudern, rief mich an seinen Tisch heran, ließ einen Sitz für mich herbeischaffen und den Holzblock unter der Platte durch einen höheren ersetzen. Ringsum an allen Tischen begann nun ein munteres Treiben. Es wurde gescherzt, gelacht, geküßt und die schönsten Blüten wurden herausgesucht, um das Haar der Auserwählten damit zu schmücken. Drei der anmutigsten Jungfrauen, unter denen sich auch Loreley befand, hatten neben Jesrar und mir Platz genommen. Wie gern wäre ich dem Beispiel der jungen Leute gefolgt und hätte sie auch mit Blüten überschüttet und sie geliebkost. Befangen schaute ich vor mich hin, als plötzlich ein Blumenregen auf mich und auf Jesrar herabfiel. Hell auflachend blickten uns die Übermütigen in die Augen, schmiegten die Arme um meinen Nacken und boten mir ihre Lippen. Mit Feuereifer erwiderte ich ihre Liebkosungen und erntete dafür den reichsten Beifall.

Diese heitere Szene wurde durch die Sklaven unterbrochen, die mit großen hölzernen Platten in das Zelt traten. Auf einem Kranz von grünen Blättern türmten sich Berge von Früchten oder Wurzeln, in Asche gebackene Brotwurzeln, wie Jesrar mir bereitwilligst erklärte. Während Alle, ich selbst mit einbegriffen, der

köstlichen Speise zusprachen und dazu von der schmackhaften Milch tranken, durchzitterte plötzlich eine zarte Melodie die Luft. Nicht in den mächtigen, feierlichen Akkorden, wie ich sie heute beim Sonnenaufgang vernommen, sondern süß und schmeichelnd wie Harfenklänge, sodaß sie das Geplauder nicht störte. Freilich verstand man hier, beide Genüsse zu vereinigen. Man aß und scherzte, und horchte doch auf die entzückenden Melodieen, die bald heiter, bald ernst zu uns herüberschallten.

Wie bezaubert saß ich da. Augen und Ohren waren gefesselt.

Vor mir wie in einem blühenden Rahmen lagen die schönsten Jünglings- und Mädchengestalten! Blumen und Blüten überall! Auf den Köpfen, in den Haaren, auf den Schultern, den Tischen, ja sogar auf dem Fußboden! All diese herrlich geformten Vasen und Pokale, die buntgefiederten Vögel, die durch die Luft schwirrten, sich auf unseren Köpfen niederließen und hier und da ein Krümchen von den Tischen pickten! Der betäubende Blütenduft! Das Lüftchen, das vom Meere zu uns herüberwehte! Die Musik! Wie eine berauschende Symphonie der Schönheit brauste das Alles über mir zusammen. Weiterschweifend erblickte mein Auge die dunkelblaue Meeresfläche, vom hellbeleuchteten Himmelsdome über-

spannt! War das ein Zaubermärchen? War es die Wirklichkeit?

Welche Poesie, welch verschwenderische Pracht, und doch zu gleicher Zeit welch schlichte Natürlichkeit!

Die Musik verstummte und ich wandte mich an Jesrar mit der Frage, wer da so schön gespielt hätte.

„Niemand," entgegnete er. „Es sind Metallplatten, die in einen dazu gehörigen Apparat gesteckt werden. Man kannte das wohl schon zu Eurer Zeit."

„Ihr meint ein Orchestrion."

„Etwas Ähnliches. Nur hat man es auf sehr einfache Weise verbessert. Es ist das Einzige, was wir von Eurer Kultur mit zu uns herübergenommen haben."

Nun lenkte ich die Aufmerksamkeit des Alten auf die Vasen und Pokale und fragte ihn, woraus sie wohl verfertigt wären.

„Aus Gold," erwiderte er. „Alle diese Vasen und Pokale, sowie eine Teil der Becher sind aus reinem Gold. Die übrigen, sowie die Löffel und Gabeln sind silbern."

„Und woher stammt diese Menge Gold? Wie soll ich mir den Luxus neben all der Schlichtheit erklären?"

„Ihr fragt woher?" entgegnete der Greis. „Nun, als wir Abrechnung hielten mit Eurem lasterhaften Geschlecht, das in seiner Habgier und Unersättlichkeit

alle Schätze der Erde an sich zu reißen versucht hatte, da fanden wir Berge an edlen Metallen bei ihnen aufgehäuft. Es war so viel, daß wir ratlos davorstanden und nicht wußten, was damit beginnen. Einen Teil dieser Vorräte verarbeiteten wir zu Gefäßen, wie ihr sie hier seht, aus einem anderen wurden Geschmeide und Spangen für unsere Lieblinge verfertigt, von denen sie aber um der Blumen willen wenig Gebrauch machen. Den Rest gaben wir, da wir keine Verwendung für ihn hatten, dem Schoß der Erde wieder. Ihr seht, es sind nur Überreste von Euch, wie sollte das Luxus sein!"

Wieder strömte eine Schar von Sklaven in das Zelt. Auf großen Schüsseln boten sie uns ein Gericht, das meinem Auge fremd war. „Es sind Seefische," erklärte mir der Greis. „Auf ganz besondere Weise zubereitet. Sie werden in große Blätter gehüllt und dann in eine mit glühendem Sand gefüllte Grube gelegt. Dort bleiben sie, bis sie gar sind, und das giebt ihnen einen sehr feinen Geschmack. Wir übernahmen diese Art der Zubereitung von den Tahitanern, unseren unglücklichen Vorfahren auf dieser Insel."

„Weshalb nennt Ihr sie unglücklich?" fragte ich.

„Ach, mein Freund! Wenn ich ihrer gedenke, wird mir das Herz stets schwer! Ein schönes, sympathisches Volk! Wie wenig fehlte daran, daß sie das Glück erreicht hätten. Aus eigener Kraft hatte es sich zu

hoher Blüte gebracht — und dieses traurige Schicksal! Spurlos verschwunden sind sie von der Erde ......."

Eine muntere Weise unterbrach die Worte des Alten. Sklaven gingen von Tisch zu Tisch und entfernten die benutzten Blätter, andere trugen auf neuen Schüsseln den Braten herbei, den wir am Feuer hatten schmoren sehen. Es waren mit Kokosnüssen gefüllte Truthühner. Zum Schluß labten wir uns an den Früchten, die vor uns auf den Tischen lagen und meine lieblichen Nachbarinnen wetteiferten darin, mir die schönsten und saftigsten anzubieten und mir ihre Namen zu nennen.

„Heute ist unser Mahl etwas reichlicher gewesen als gewöhnlich," bemerkte Jesrar. „Wir haben unserem lieben Gast zu Ehren eine Schüssel eingeschoben, weiß ich doch, daß man im neunzehnten Jahrhundert großen Wert auf die Mahlzeiten legte, die oft aus zehn oder mehr Gängen bestanden. So üppig ist man bei uns freilich nicht. Es giebt nur noch Kaffee und den pflegen wir am Meeresstrande einzunehmen. Wollt Ihr uns dahin folgen?"

Ich war nicht imstande, diesem Wunsche zu willfahren, vermochte dem Alten nicht einmal zu antworten. Ich war berauscht, trotzdem wir keinen Wein getrunken hatten, berauscht von Allem, was ich gehört und gesehen, berauscht von der Schönheit, die sich meinem

Auge geboten. Mein armes Hirn war das eines Menschen aus dem neunzehnten Jahrhundert, es war all diesen Eindrücken nicht gewachsen. Ein Schwindel befiel mich und ich sah mich genötigt, Jesraras Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Er reichte mir seinen Arm und führte mich in sein Zelt, wo ich mich auf seinem aus Moos bereiteten Lager niederlegen und mit Matten zudecken mußte.

„Bleibt hier ruhig liegen," sagte der Greis; „ich kehre sofort zu Euch zurück." Gleich darauf sah ich ihn mit einem Becher duftenden Kaffees das Zelt betreten. „Nun legt Euch wieder zur Ruhe," sagte der Greis, nachdem ich den Becher geleert. „Schließt die Augen und versucht zu schlafen."

Dann verließ er das Zelt.

## X.

Als Jesrar nach einer ganzen Weile zu mir zurückkehrte, fand er mich wohl noch auf dem Lager ausgestreckt, doch nicht mehr schlafend. Er trat an mich heran und blickte mir teilnahmsvoll in die Augen.

„Welch trübe Miene, mein Freund!" sagte er. „Was verstimmt Euch?"

„Ach, Jesrar, wenn Ihr wüßtet, wie weh es mir ums Herz ist!" seufzte ich.

„Was drückt Euch? Sagt es mir."

„Wie soll ichs Euch erklären? Als ich hier lag und Alles, was mir heute begegnet, an meinem Geist vorüberziehen ließ, da kam es plötzlich über mich. Ein Fremdling bin ich unter Euch und ein tiefer Abgrund gähnt zwischen uns. Euren Freunden bin ich entwachsen, bin viel zu alt für sie, und Ihr? — Ja, steht Ihr nicht so hoch über mir, daß ich nie an Euch heranreichen kann? Auch ist Alles rings um mich her so seltsam, so wunderbar, daß mein armer Kopf es

nicht zu fassen vermag. Wie von einem Traum befangen wandle ich einher, einem Traum, aus dem das Erwachen nur Elend und Jammer wäre!"

„Mein armer Freund," entgegnete der Greis, „gebt Euch nicht länger solchen traurigen Gedanken hin! Kommt, folgt mir zu den Kindern, sie sollen Euch wieder froh machen."

„Heda! Freunde!" rief der Alte, als wir mit einander aus dem Zelt ins Freie traten. „Holt alle Gefährten zusammen, es gilt unseren Gast zu zerstreuen! Beginnt ein Spiel!"

Von allen Seiten strömte es jetzt auf den großen Platz, und bald war Alles versammelt. Nun wurde mit großem Eifer beratschlagt, welches Spiel unternommen werden sollte. Die einen schlugen dieses, die anderen jenes vor, bis schließlich „Cascade" und „Brücke" die meisten Stimmen behielten. „Cascade! Cascade!" hörte man wiederholt aus der Menge rufen. „Brücke! Brücke!" schallte es von der anderen Seite.

Und dabei blieb es auch.

Jesrar nahm meinen linken Arm und Loreley, die sich zu uns gesellte, ergriff den rechten. So folgten wir zu dreien der dem Bache zueilenden Menge, die diesen übersprang und sich dem Walde zuwandte. Es währte nicht lange, da waren wir bei einer Wiese angelangt, die seitlich von einem sanftansteigenden Berge

begrenzt wurde. Mitten auf der Wiese lag ein Felsblock von vielleicht acht bis zehn Meter Höhe. Nach unserer Seite zu neigte er sich etwas nach vorn und seine runde Kuppe war so glatt und blank, als wäre sie abgeschliffen. Von einer Cascade war weit und breit nichts zu sehen. Jesrar, etliche Frauen, denen es ihre Lage nicht gestattete, am Spiel teilzunehmen, die Kinderschar und ich streckten uns dem Felsblock gegenüber im Schatten der Bäume auf dem weichen Rasen aus.

„Ich hoffe, daß Euch das Spiel gefallen wird," sagte der Greis. „Es ist ein malerisches Schauspiel."

Inzwischen waren die jungen Gestalten im Dickicht des Waldes verschwunden, und vom Gestrüpp verborgen stürmten sie in raschem Anlauf dem Felsblock zu und schwangen sich von der am schwersten zugänglichen Seite auf ihn hinauf. Plötzlich erblickte ich sie hoch auf der Kuppe stehen, eine lange Reihe, einer hinter dem anderen. Nun trat der Erste so weit vor, wie es ihm irgend möglich, setzte sich nieder und ließ die Füße von dem Stein herunterhängen. Dicht hinter ihm setzte sich der Zweite und legte seine Füße auf die Schultern des Ersten, der sie fest mit den Händen umklammerte. Es folgten der Dritte, der Vierte und dann die ganze Reihe.

Plötzlich ein Schrei! — Oh Entsetzen! — Der Erste stürzte sich in die Tiefe, wobei er den nächsten

nach sich zog und ihnen folgte die ganze Rotte. Als er den festen Boden unter seinen Füßen fühlte, gab der Erste den Folgenden frei und sprang zur Seite. Seinem Beispiel folgten alle Uebrigen. Das Herabstürzen ging mit so rasender Schnelligkeit vor sich, daß es nicht möglich war, die einzelnen Gestalten von einander zu trennen. Sie flossen in einen zusammenhängenden Strom zusammen und man hatte wirklich den Eindruck, als stürze ein Wasserfall von der Höhe des Felsens herab. Auf dem Rasen angelangt, hüpften und sprangen die jungen Leute etliche Male hin und her, womit das Aufspritzen des Wassers dargestellt werden sollte, eilten dann wieder dem Walde zu und begannen das Spiel von neuem. Dadurch erreichten sie, daß der Wasserstrom fast acht bis zehn Minuten den Felsen hinabstürzte. Bewundernswert war die Präzision, mit der jede Bewegung ausgeführt wurde, und die Sicherheit und Leichtigkeit, mit welcher Alles von statten ging, nahm mir bald die Angst, die mir anfangs schier das Herz zuschnürte.

„Richtet Euer Augenmerk jetzt auf die Letzten, die sich vom Felsen stürzen werden," sagte Jefrar, als ein Teil der Jünglinge ermüdet bei Seite getreten war, und wirklich setzte dieser Schluß dem Spiel die Krone auf. Die Strömung ließ langsam nach, als wäre das Wasser im Versiegen, und als die Letzten am Felsenrand

angelangt waren, hielt sie vollständig an. Unter dem Felsen war einer der Jünglinge auf seinem Platze stehen geblieben, der nächste sprang ihm auf die Schultern und bald hatte sich eine Säule von acht bis zehn jungen Leuten gebildet. Nun sprang der oberste aus seiner Höhe auf den Rasen, ihm folgte der nächste, und in wenigen Sekunden war die ganze Säule zerstört.

Ich war von diesem Schauspiel hingerissen. Hoch aufatmend umringten uns die jugendlichen Gestalten und blickten uns leuchtenden Auges an.

„Ich danke Euch, meine Freunde!" rief ich ihnen zu. „Nie in meinem Leben habe ich etwas Entzückenderes gesehen! Ihr habt mir einen köstlichen Genuß bereitet!"

Während ich denen, die mir zunächst standen, die Hände drückte, trat auch Loreley wieder auf mich zu.

„Wir wissen noch viele Spiele, Fremdling," sagte sie. „Macht es Euch Freude, so zeigen wir Euch, sobald wir ausgeruht sind, noch ein anderes. Schade nur, daß wir Euch nicht das Spiel zeigen können, welches wir ‚Brandung' nennen, das ist das schönste von allen. Das spielen wir, wenn zwei oder drei Gemeinden vereint sind. Es gehören mehr Menschen dazu. Das würde Euch schon gefallen!"

„Willst Du es mir nicht erklären, liebe Loreley?" bat ich.

„Gewiß, von Herzen gern," entgegnete sie. „Es ist eine Art Tanz. Wir laufen in dichten Scharen auf einen Felsblock zu, wie dieser hier, stürzen uns ihm wie die Wellen entgegen und ahmen dabei das Brausen des Sturmes nach. Jeder sucht den anderen zu überstürzen, strebt den Felsen hinan und prallt wieder von ihm ab wie die Brandung; dann reißt uns die Strömung zurück und das Spiel beginnt von Neuem."

„Ja, dieses Tanzspiel ist wirklich eines der schönsten," bemerkte der Greis. „Unsere Freunde verstehen meisterlich, das Tosen des Meeres und das Schäumen der Wellen darzustellen. Es hängt dabei alles von der Grazie und der Präzision der Mitwirkenden ab. Vielleicht bietet sich uns einmal die Gelegenheit, Euch dieses Spiel vorzuführen."

Mittlerweile hatten die Freunde sich erholt und verlangten dringend, ein neues Spiel zu beginnen, zu dem wir in das Lager zurückkehrten. Auf dem Heimwege suchten sie in den Silberwellen des Bächleins Erfrischung, uud neu belebt und gestärkt erreichten sie den freien Platz. Alle brannten vor Begierde, mir neue Proben ihrer Anmut und Geschicklichkeit abzulegen.

„Jetzt die Brücke! Jetzt die Brücke!" hörte ich sie rufen. „Dieses Spiel hat keinen tieferen Sinn," bemerkte Jesrar. „Möglicherweise findet Ihr nicht einmal Gefallen daran. Es wird gewöhnlich den

Kindern zu Liebe gespielt, die auch daran teilnehmen können."

Jetzt wurden zwölf junge Leute auserſehen, ſich in zwei gleichen Gruppen an den Stämmen zweier Bäume aufzuſtellen, die ſich auf dem großen Platz, zehn bis zwölf Schritte von einander entfernt, gegenüberſtanden. Der ſtärkſte von der Schar klomm zuerſt den Baum hinan, ergriff mit ſtarker Hand einen der in horizontaler Richtung abſtehenden Äſte und ſchwebte an demſelben in freier Luft. Ihm folgte ein Zweiter, der die Füße des Erſten umklammerte, dann folgte der Dritte und der Vierte, bis alle ſechs eine lebende Kette bildeten, die faſt bis auf die Erde reichte. Die zweite Gruppe, welche ſich um den anderen Baum verſammelt hatte, ahmte ihren Vorgängern nach und dann begannen beide Ketten langſam hin und her zu ſchaukeln. Allmählich wurden die Schwingungen lebhafter, die beiden Endpunkte kamen ſich immer näher und plötzlich hatten ſie ſich gegenſeitig an Händen und Füßen gefaßt und bildeten nun eine Brücke, die von Baum zu Baum führte. Andere Jünglinge kletterten auch noch an den Stämmen in die Höhe, man hob die jubelnden Kinder ihnen entgegen, und behende wie kleine Äffchen kletterten ſie auf allen Vieren über die Brücke zum anderen Baum, wo ſie wieder aufgefangen und niedergeſetzt wurden. Ein kleiner Burſche von höchſtens ſiebzehn Jahren balancierte ſogar

aufrecht über die Brücke, wofür er allgemeinen Beifall erntete. Die Kleinen jauchzten vor Vergnügen und konnten kein Ende finden, aber die Erwachsenen schienen erschöpft, und auf ein gegebenes Zeichen löste sich die Kettenbrücke und Alle sprangen auf den Rasen.

„Für heute ist es genug, meine Freunde," sagte der Greis. „Geht und säubert Euch und dann wollen wir zu Abend essen. Seht nur, wie tief die Sonne schon steht, bald ist es Nacht."

Fröhlich lachend und scherzend eilten die jungen Gestalten dem Bache zu.

„Wie hat mich Alles, was ich heute bei Euch erlebt habe, erfreut und beglückt, Jesrar," sagte ich. „Ja, Ihr habt Recht, das sind wohl Kinder, harmlose Kinder, die sich ihres Glückes kaum bewußt sind. Mir ist, als wäre ich mit ihnen zum Kinde geworden, als wäre auch ich verjüngt und glücklicher. Wie aber steht es damit bei Euch, Jesrar, befriedigt Euch dieses Leben, fühlt auch Ihr Euch glücklich? In Euren Jahren stellt man höhere Ansprüche."

„Ob uns dies Leben beglückt?" entgegnete der Greis, wobei er meine Hand ergriff und seine Schritte dem großen Zelt zulenkte. „Uns? — Ja wißt Ihr denn, was wir sind? Wir sind das Gift der Welt! Unser Geist, unser Wissen, unsere Bildung sind ein verderbliches Gift! Ein Glück nur, daß es sich in

Atome verteilen muß! Auch das schärfste Gift büßt an Kraft ein, wenn es in homöopathischen Dosen verabfolgt wird — ja, es kann dann sogar zum Heiltrank werden. So ist es auch mit uns. Wir sind in unseren Gemeinden, von denen jede aus hundert oder mehr Freunden besteht, nie mehr als zwei, höchstens drei, und verlieren uns beinahe in der großen Menge dieser Kinder, wie ein Tropfen Gift in dem Blut eines gesunden Körpers. Das Verderbenbringende, das uns anhaftet, wird durch die Übermacht entkräftet, und nur das Heilsame in uns behält seine Kraft. Wir sind die Erhalter und Beschützer der gesamten Menschheit! So lange wir unter unseren Freunden leben, teilen wir ihr Glück und fühlen uns selbst dadurch beglückt. Sammelt dieses Gift aber in eine Schale, scheidet uns von unseren Freunden, laßt uns ein eigenes Leben leben, nehmt uns unser Amt, und ich bin sicher, daß wir an unserer eigenen Natur zugrunde gehen. Nur wenige Generationen hindurch würden wir uns erhalten, dann käme leise die Unzufriedenheit herangekrochen, Neid, Haß und Zwietracht streuten ihren Samen aus, immer schwerer lastete das Leben auf uns und endete schließlich in Jammer und Elend!" — — — — —

Im großen Zelt war Alles zum Nachtmahl bereit. In großen Haufen lagen gebackene Brotwurzeln auf den Tischen und Schüsseln mit kaltem Braten, den

Überresten vom Mittag, standen in der Mitte. Wir ließen uns nieder und begannen zu essen, als auch schon die fröhliche Schar in das Zelt stürmte.

Die Ereignisse des Tages boten ihnen reichlichen Stoff zu heiterem Geplauder, und muntere Scherze flogen von Tisch zu Tisch.

Loreley und zwei ihrer Gefährtinnen gesellten sich wieder zu uns und widmeten mir ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie erzählten mir von träumerischen Mondscheinnächten, von ihren Spielen und Gesängen, von Wettkämpfen und von Tänzen und äußerten dann den Wunsch, mir heute noch einen ihrer Tänze vorzuführen. Mit bittenden Blicken streiften sie dann den Alten und verstummten.

Lachend meinte dieser jedoch, ich wäre gewiß von den Anstrengungen des Tages ermüdet, auch wäre es bald finstere Nacht und der Mond erst nach Stunden zu erwarten.

„Das schadet nichts, liebster Jesrar," bettelten die Schelme. „Wir tanzen beim Schein eines Scheiterhaufens! Ihr habt doch nichts dagegen?" wandten sie sich zu mir.

Selbstverständlich hatte ich nichts dagegen, ja ich freute mich sogar darauf.

Hochaufjauchzend ließ Loreley ihre Stimme erschallen.

„Freunde! Heute wird getanzt! Der Faltertanz!"

Ein Freudenschrei war die Antwort.

Zwei Sklaven wurden beauftragt, den Scheiterhaufen aufzurichten, und Alle beschleunigten das Nachtmahl, um die Vorbereitungen zum Tanze zu treffen.

„Ist es bei Euch stets üblich, bei Eintritt der Dämmerung schlafen zu gehen?" wandte ich mich an den Greis. „Zwölf Stunden Schlaf von Sonnenuntergang bis Tagesanbruch sind etwas viel."

„Zwölf Stunden schlafen wir auch nicht," entgegnete der Alte. „Nach der Abendmahlzeit widmet sich unsere Jugend wohl gern ein Stündchen der Liebe. Die einen begeben sich in die Zelte, die anderen lustwandeln am Meere oder im Walde. Auch unternehmen wir in Mondscheinnächten Spazierfahrten auf dem Meere, tanzen auf der Wiese oder führen Lieder und Gesänge auf. Oft erzähle ich den Freunden auch Märchen oder berichte ihnen über fremde Länder und seltsame Naturereignisse. Um zehn Uhr ist aber wohl Alles zur Ruhe gegangen und dann ists auch die allerhöchste Zeit."

Die Sonne war inzwischen untergegangen und finster senkte sich die Nacht herab. Jesrar und ich verließen das schon verödete Zelt. Auf dem großen Platze loderte bereits der Scheiterhaufen, und sein rötlicher Schein beleuchtete die ihn umtanzenden jugendlichen Gestalten. Kränze und Blütenzweige schmückten die

Häupter der Schönen und große Palmenblätter dienten ihnen als Fächer. Etliche der jungen Mädchen hatten schleierartige Stoffe um Hals und Hüften gewunden und freuten sich des seltenen Putzes und der im Winde flatternden Schärpenenden. — Zwei Kreise wurden gebildet, ein kleiner innerer von den Jünglingen, der größere von den Mädchen. So standen sie sich gegenüber und blickten einander erwartungsvoll in die Augen. Ungeduldig hüpften einige von einem Fuß auf den andern, andere drehten sich um sich selbst oder machten versuchsweise einige Pas. Jesrar hatte sich fortbegeben, und bald hörte man eine muntere Tanzweise erschallen. Die Musik war mir fremd, es war weder eine Polka noch eine Mazurka. Beim ersten Tanz geriet Alles in Bewegung. In gemessenen Schritten traten sich die jungen Leute entgegen und dann wieder zurück, und dieses Hin und Her wiederholte sich etliche Mal. Plötzlich stürzte sich der Jüngling auf ein gegebenes Zeichen auf die ihm gegenüberstehende Tänzerin, zog ihren rechten Arm durch den seinen und begann sich mit ihr im Kreise zu drehen. Erst rechts, dann links. Nun trat der Jüngling auf die benachbarte Tänzerin zu und wiederholte den Tanz, bis schließlich der ganze Kreis durchgetanzt war. Durch den verschiedenartigen Rhythmus und das Wechseln der Tänzerinnen bot dieser Tanz ein höchst malerisches Bild. Immer mehr be=

schleunigte die Musik das Tempo, immer schneller wirbelten die Paare im Kreise herum, die Tänzerinnen flogen aus einem Arm in den anderen, die Augen blitzten, die Schleier flatterten im Luftzug und ich glaubte wirklich gaukelnde Nachtfalter zu sehen, die sich im rötlichen Scheine der Flammen suchten, haschten, auseinanderflogen und sich wiederfanden. Ein Taumel schien alle ergriffen zu haben, man umtanzte den Scheiterhaufen, Gesang begleitete die Tanzweise, Alles war Leben und Bewegung. Und welche Grazie und Anmut trotz all des Übermuts, nirgends ein Mißklang, nirgends eine überlaute Bemerkung!

Welch unvergleichliches Schauspiel! Ein Faltertanz, wirklich ein Faltertanz! Fröhlich scherzende und gaukelnde Schmetterlinge! „Zum Kreis!" hörte man plötzlich eine Stimme rufen und im Augenblick hatten Alle ihre Plätze wieder eingenommen, Auge gegen Auge standen sich die jungen Geschöpfe wieder gegenüber, traten dicht an einander heran, faßten sich an den Händen, bewegten die Füße im Takt der langsamer werdenden Musik und stimmten im Chor ein feierliches Lied an.

Nachdem der Gesang beendet war, fanden sich die Pärchen zu neuem Wirbeltanz zusammen, doch Jesrar ließ die Musik verstummen. Wie aus wirrem Traume erwachend, starrten sie sich gegenseitig an.

„Weiter! Weiter!“ hörte man etliche Stimmen rufen, als wollten sie die ganze Nacht durchtanzen. Doch Jesrar that ihnen Einhalt und fragte sie, ob sie ihren Gast vergessen hätten, der müde sei und dringend der Ruhe bedürfe.

„Wahrhaftig, den haben wir vergessen!“ riefen sie ganz betroffen aus.

Die lieben natürlichen Geschöpfe, diese harmlosen Kinder! Nicht nur mich hatten sie vergessen, sondern sogar die ganze Welt. Trotzdem murrte niemand über das Gebot des Alten. Gehorsam wünschten sie mir eine gesegnete Nacht und begaben sich in ihre Zelte.

So endete der erste Tag meines Aufenthalts im Kreise des neuen Menschengeschlechts. Ein fröhlicher Tag! Wo war der Trübsinn geblieben, der mich am Nachmittag befallen hatte? Ich mußte lächeln. Auf meinem Lager ausgestreckt, ließ ich an meinem geistigen Auge alles, was ich im Laufe des Tages gesehen und gehört hatte, vorüberziehen. So viel Neues, Fremdes, Seltsames war mir geboten worden!

Es war mir unmöglich, einzuschlafen. Ein Gedanke jagte den anderen.

„Jesrar!“ rief ich plötzlich und richtete mich auf. „Jesrar, ich glaube das Wort gefunden zu haben, das am treffendsten die Grundbedingungen des neuen Lebens bezeichnet.“

„Und das wäre?“ fragte er mit feierlicher Miene.

„Schönheit und Glück!“

„Du hast es getroffen,“ entgegnete der Greis.

„Glücklich in der Schönheit und verschönt durch das Glück! — Das ist unser Wahlspruch!“

Befriedigt sank ich auf das Lager zurück, schloß die Augen und versank in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

* * *

Ende des ersten Tages.

# Der zweite Tag.

## I.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war es heller Tag und die Sonne stand schon hoch am Himmel. Jefrars Lagerstätte war leer, aber ringsum herrschte noch tiefe Stille. Freilich hatte ich das unbestimmte Gefühl, diese Ruhe sei nur erzwungen, deshalb sprang ich kurzentschlossen auf und begab mich ins Freie. Im selben Augenblicke wurden einige von den jungen Freunden meiner ansichtig, eilten auf mich zu, begrüßten mich und fragten, wie ich geschlafen hätte und ob sie mich an den Bach zum Bade führen dürften. Einer von den Jünglingen lief in das große Zelt, um Jefrar davon zu benachrichtigen, daß ich aufgestanden sei, und dieser holte uns ein und umarmte und küßte mich bei der Begrüßung auf das Herzlichste. Gestärkt und erfrischt von dem köstlichen Bade, kehrten wir gemeinsam in das große Zelt zurück, um dort das Frühstück einzunehmen. Die feierliche Frühmusik war heute aus Rücksicht für mich unterblieben, und die

Jugend schien ihr Frühstück schon genossen zu haben, da der größte Teil von ihnen sich bereits am Meeresgestade erging, von wo man ihre fröhlichen Stimmen herüberschallen hörte.

„Nun, wie fühlt Ihr Euch heute?“ fragte mich der Greis, nachdem ich meinen Hunger einigermaßen gestillt hatte.

„Oh, ich befinde mich heute in der allerbesten Gemütsverfassung,“ entgegnete ich. „Es thut mir nur leid, daß Ihr Euch um meinetwillen des Vergnügens beraubt habt, die schöne Musik zu hören, umsomehr, als ich beobachtet habe, daß Ihr dieser herrlichen Kunst sehr viel Liebe entgegenbringt.“

„Ja, die Musik ist aber auch die einzige Kunst, die bei uns gepflegt wird, und beinahe das Einzige, was wir aus den vergangenen Jahrhunderten mit herübergenommen haben,“ sagte der Greis. „Der Malerei bedürfen wir nicht, die Natur bietet uns des Malerischen zur Genüge. Seht Euch nur unsere Insel, unsere Wohnstätten an! Kann es schönere Gemälde geben? — Aus dem gleichen Grunde können wir die Bildhauerkunst entbehren. Wir bewegen uns von früh bis spät unter einer Schar von Statuen, die durch das Leben, das sie beseelt, die herrlichsten Gebilde des Altertums weit überragen! Und dann, seht nur das Leuchten der Augen, das zarte Kolorit, es sind Gemälde und Statuen

zu gleicher Zeit. Noch weniger brauchen wir die Architektur, da wir in Zelten wohnen und unser Schönheitsdurst reichliche Befriedigung an den schöngeformten Blüten und Farren, an den Silhouetten der zum Himmel anstrebenden Palmen und an den weichen Linien der fernen Gebirgskette findet. Es ist ein Museum, in dem wir unser Leben verbringen, ein Museum, in dem nur die Werke eines einzigen Künstlers aufbewahrt werden. Dieser Künstler ist die Natur. Nur die Musik vermag sie uns nicht zu geben, deshalb adoptierten wir sie und halten sie hoch in Ehren. Unsere Freunde sind große Musikliebhaber, sie haben viel Freude an ihr und üben sich sehr fleißig im Gesang."

„Habt Ihr auch tüchtige Komponisten unter ihnen?" fragte ich.

„Komponisten?" sagte der Greis verwundert. „Nein, komponiert wird bei uns garnicht."

„Und warum nicht?"

„Der Grund ist leicht zu finden," entgegnete Jesrar. „Schon seit drei Jahrhunderten ist keine neue Komposition entstanden, weil vom achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahrhundert die Welt mit neuen Melodieen überflutet wurde, und man alle Harmonieen erschöpft hat. Machte jemand nachdem noch einen Versuch, so blieb derselbe fruchtlos, weil immer nur

Wiederholungen längst bekannter Motive hervorgebracht wurden. Übrigens ist die Musikliteratur auch so reich an wirklich guten und klassischen Kompositionen, daß Generationen und abermals Generationen nicht imstande sind, sie völlig zu erschöpfen. Nach den Berechnungen, die ein Musiker des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts gemacht hat, gehören, wenn man täglich fünf Stunden daran wendet, hundert Jahre dazu, alle wirklich guten Musikstücke der damaligen Epoche aufzuführen! Unsere Freunde können sich, trotzdem sie täglich Musik treiben, doch nur mit einem sehr kleinen Teil davon bekannt machen. Wollten sie noch Neues hinzukomponieren, so hieße das eine Erbschaft vergrößern, die zu bewältigen sie jetzt schon außer stande sind."

„Angenommen, daß es sich wirklich so verhielte," bemerke ich, „so wäre es immerhin doch denkbar, daß jemand sich aus bloßer Freude am Schaffen dem Komponieren widmete."

„Gewiß, nur hätte das Vergnügen auch seine rauhe Seite," entgegnete der Greis. „Vergeßt Ihr denn, was dazu gehört, etwas zustande zu bringen, was wirklich gut ist, denn schlechtere Musik zu machen, als wir sie täglich gewohnt sind, hätte doch wohl kaum einen Zweck. Was gehört aber nicht Alles dazu, um es zur Meisterschaft zu bringen! Von Jugend auf heißt es da üben und studieren, von früh bis spät! Ist das nicht wider

die Natur? — Nein, keiner von den Unsrigen würde ein Leben führen wollen, wie es Eure bemitleidenswerten, einseitigen Musiker geführt haben! Unsere Spezialität ist die Freude am Leben.“ „Wie seltsam Eure Worte mich anmuten,“ rief ich aus. „Ich will nur hoffen, daß Ihr die Poesie nicht auch verworfen habt!“

„Davon haben sich nur einige Lieder und Märchen bis auf die Jetztzeit erhalten,“ entgegnete mir Jesrar.

„Mein Gott, wie wenig ist von allem Erhabenen, allem Schönen übrig geblieben!“ rief ich schmerzlich bewegt. „Und wie hoch schlugen die Herzen, die alles das geschaffen haben! Welche Begeisterung beseelte sie! Wie kann ich das je verwinden! — Doch eines sagt mir noch, — wie steht es mit der Wissenschaft, — hat sie ein gastliches Dach bei Euch gefunden? Doch sicherlich! — Welches Schaffen gewährt dem Geiste wohl höhere Befriedigung!“

„Ihr jammert mich, mein Freund, doch mußte auch sie das Schicksal der schönen Künste teilen. Der Weg zum Gipfel des Erfolges ist auch für die Wissenschaft ein steiniger und dornenreicher, und um ihn zu erklimmen, bedarf es jahrelanger, emsiger Studien, Jahre, in denen man weder rechts noch links sehen darf. — Ist es aber wirklich der Mühe wert, so viel Kraft aufzuwenden, um sich für eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit der Genug-

thuung zu erfreuen, eine neue Wahrheit entdeckt zu haben? Eine Wahrheit, die voraussichtlich doch bald wieder in Vergessenheit gerät? Wiegt dieser Erfolg in der That alle die Arbeit und die Entbehrungen auf, die man sich um seinetwillen auferlegte? Ist er so beglückend, daß er für alle Bitterkeiten, die man mit in den Kauf nehmen muß, entschädigt? Oder war das Leben Eurer Fachgelehrten doch nichts weiter, als nur ein Sichfügen, ein Sichschicken?

Wie dem aber auch sei, diese Erfolge sind nicht anzuzweifeln. Aber in all den Jahrhunderten, die zwischen dem Damals und dem Heute liegen, sind dieselben noch in so hohem Maße bis in die geringsten Details vollendet und ausgearbeitet worden, es haben sich ihnen noch so viele neue Siege angereiht, daß es dem menschlichen Geiste unmöglich wäre, jetzt noch etwas Besseres ans Tageslicht zu fördern. Kein noch so kleines Fleckchen der Erde war undurchforscht geblieben, kein Jahr, kein Tag verging, der nicht Neues, Überraschendes gebracht hätte. Mikroskope, Teleskope, Spektroskope hatten den Menschen alle tiefsten Geheimnisse der Natur preisgegeben, ihnen alle Gebiete, die ihrem Geiste nnr irgend zugänglich waren, erschlossen. Nicht das Geringste ließ man sich entgehen, Bücher über Bücher wurden geschrieben, und das nichtigste Ereignis zu einer aus Tausenden von Bänden bestehenden

Literatur aufgebauscht, und sie türmte sich in zahllosen Bibliotheken zu Bergen auf, die kein menschliches Wesen je zu bewältigen vermocht hätte. — Diese Manie artete ins Ungeheuerliche aus, und Eure Gelehrten waren im Vergleich mit jenen, die nach ihnen kamen, nur lallende Babies zu nennen. Eure Zeitgenossen verließen sich wenigstens auf ihre eigene Kraft, gingen mit Begeisterung ans Werk und beschränkten sich darauf, ein einziges Ganzes, sei es eine Tierart oder eine Pflanzengattung, erschöpfend zu behandeln. In späteren Jahrhunderten bildeten sich Gesellschaften von Spezialisten, die es sich zur Aufgabe machten, nur ein einzelnes Organ irgend eines Tieres oder einer Pflanze zu sondieren. Ich entsinne mich, daß wir eines Tages, als ich in Begleitung eines zweiten Beschützers die sehenswürdigsten Städte Europas bereiste, in Paris, einer jetzt ganz verwüsteten und verödeten Stadt, eine Bibliothek entdeckten, die ausschließlich Werke über das menschliche Auge enthielt. Sie umfaßte zweiundzwanzig dicke Bände in denen hundertundsieben Spezialisten ihre Kenntnisse niedergelegt hatten, und wie aus dem Vorwort zu ersehen war, verfolgte jeder Einzelne von ihnen wiederum nur seine eigene Spezialität. Auch ist mir dort eine Bibliothek von dreihundertundfünfzig Bänden zu Gesicht gekommen, die nur Lehrbücher der Chemie enthielt, und wenn ich mich nicht sehr irre, behandelten

10*

sie nur die Anfangsgründe dieser Wissenschaft. Mehr als dreihundert Gelehrte hatten an der Sammlung gearbeitet und jeder Zweig dieses Spezialfaches war wieder in so und so viele Einzelfächer zerlegt worden. Die Gelehrsamkeit steigerte sich bis zum Übermaß. So gab es zum Beispiel eine Literatur, die sich nur mit den menschlichen Gefühlen befaßte. Ein besonders wichtiger Teil derselben, dem sich eine ganze Reihe von Fachgelehrten ausschließlich widmeten, behandelte nur die Nächstenliebe. Und meint Ihr, daß man oberflächlich dabei zu Werke ging? — Nein, für jedes Jahrhundert gab es da Spezialgelehrte, die diesen Zeitraum von ihrem Gesichtspunkte aus bis in die kleinsten Detais zerlegten. —

Die natürliche Folge dieser Ausartung war, daß die gelehrtesten Leute oft die ungebildetsten blieben, und daß die Wissenschaft allmählich so ins Kraut schoß, daß sie den menschlichen Geist erstickte und ihren eigenen Untergang herbeiführte. Statt der Welt als Leuchte zu dienen, hüllte sie sie in Finsternis. —

Neue Werke zu schreiben wäre schon damals eine Thorheit gewesen; moderten doch in den Wandschränken der Bibliotheken schon so und so viele, an die seit Jahren kein Mensch mehr rührte und die um so schneller in Vergessenheit gerieten, je mehr sich die neuen Erscheinungen häuften. Oft genug ereignete es

sich, daß zehn oder mehr neue Werke, die das gleiche Thema behandelten, zu gleicher Zeit erschienen, um sofort wieder von der Bildfläche zu verschwinden, sodaß im fünfundzwanzigsten Jahrhundert die Gelehrten zu der Überzeugung gekommen waren, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, der Wissenschaft neue Erfolge abzuringen. Der menschliche Geist war an der Grenze des Wissens angelangt, weiter vorzudringen vermochte er nicht, deshalb beschloß man resigniert, sich mit dem zufrieden zu geben, was man bis dahin erreicht hatte. Aber auch hierbei stieß man auf Hindernisse, die man nicht voraussehen konnte.

Das angesammelte Material war so umfassend, daß kein noch so langes Menschenleben ausgereicht hätte, es zu verarbeiten. — — Nachdem ich Euch nun alle Gründe klar auseinandergesetzt habe," fügte der Greis hinzu, „werdet Ihr wohl einsehen, weshalb wir auch der Wissenschaft entsagten."

„Und wäre das Vorwärtsstreben, selbst wenn Ihr nichts als Wiederholungen des schon Dagewesenen damit erreichtet, nicht an und für sich so erhebend, und die Blüten, welche der menschliche Geist dabei entfaltet, so wunderbar, daß Ihr es schon darum nicht aufgeben solltet?" fragte ich.

„Warum künstliche Blumen pflegen, die nur einer Minderzahl zugute kämen, wenn uns die Natur so

reichlich mit Gaben überschüttet, die wild emporschießen und jedem erreichbar sind?" entgegnete der Greis. „Fehlt es uns wohl an Freuden und Zerstreuungen? Nach solchen, die wir teuer erkaufen müßten, verlangt uns nicht."

„Euch das zu glauben, ist mir unmöglich, Jesrar," sagte ich. „Auch kommt gewiß die Zeit, wo diese Blüte sich auch ohne Euer Darzuthun entfalten wird. Ihr habt doch Schulen, in denen Eure Freunde in den Wissenschaften unterwiesen werden. Haltet Ihr es für völlig ausgeschlossen, daß sie, durch ihre Studien angeregt, auch einmal die Flügel spannen und ihre Geisteskräfte versuchen könnten? Würdet Ihr es dann wohl wagen, dies Erwachen gewaltsam niederzudrücken?"

Abermals streifte mich Jesrar mit seinem mir schon bekannten, wenn auch noch immer rätselhaften Blick, der mich schon öfter in Verwirrung gebracht hatte. Ein spöttisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ihr habt mich noch immer nicht verstanden, mein Freund," sagte er. „Auch fürchtete ich, Ihr würdet außer Euch geraten und Euch schmerzlich verletzt fühlen, deshalb zögerte ich so lange damit, Euch einzugestehen, daß es bei uns gar keine Schulen giebt. Wir kennen nur die Schule des Lebens, und unsere Freunde können weder lesen noch schreiben, sie sind Analphabeten."

Wie von einem Schlage getroffen sank ich zusammen. „Nicht möglich!“ rief ich aus. „Das habe ich nicht erwartet!“

Eine heftige Erregung bemächtigte sich meiner, zerstörte diese Eröffnung doch Begriffe in mir, die ich schon mit der Muttermilch eingesogen hatte. Alle Hochachtung, alle Sympathie, die sich in mir im Laufe der Stunden für die neuen Menschen zu regen begonnen hatte, geriet dadurch ins Schwanken.

„Was können das für Leute sein, denen nie der göttliche Funke der Bildung geleuchtet hat?“ fragte ich mich unwillkürlich. „Wer neigte sich nicht vor diesem Heiligenbilde, wer zweifelte an der Heilkraft seines Segens?“

„Ich ahnte es, — Ihr seid entrüstet,“ flüsterte der Greis.

„Nicht nur entrüstet, Jammer erfaßt mich!“ antwortete ich. „Ist der Gedanke nicht erschütternd, daß Alles, was der Geist des Menschen seit Jahrtausenden erschaffen hat, vergebliche Mühe und ganz zwecklos war? Wie furchtbar das sich anhört, — zwecklos! Was nützte die Gigantenarbeit, was hat man damit erreicht, daß man seine Kraft, ja sein Leben aufbot, der Wissenschaft einen Tempel zu errichten? — Unwissenheit und Geistesarmut! Genügte das nicht schon, in mir das Heimweh nach vergangenen Zeiten wach zu

rufen? — Denn mochten unsere Vorfahren auch noch so bemitleidenswert, noch so verderbt und lasterhaft sein, das Eine hatten sie vollbracht: sie hatten der Wissenschaft einen Tempel gebaut, so groß, so wunderbar, daß vor dieser einen That all ihre Mängel und Verbrechen wie Schnee in der Sonne hinwegschmolzen.

„Ach, Jesrar!" stöhnte ich. „Wißt Ihr denn, wie herrlich, wie unvergleichlich dieser Tempel war? Majestätisch, erhaben, unermeßlich in seinen Maßen und dabei doch so hell und klar wie Bergkrystall! Mit welcher Liebe hatte man ihn ausgeschmückt, innen und außen! Wie funkelten die Edelsteine in Regenbogenglanz! Wie blinkte das Gold, wie graziös schlängelten sich die Arabesken! Wie geräumig und hell war es in seinen Hallen! Wie still und selig wurde es in uns, wenn wir seine Schwelle überschritten! Wie viel Glück und Segen spendete er denen, die sich ihm mit ehrfurchtsvoller Scheu nahten! Wo gab es seinesgleichen?"

Mit überlegenem Lächeln schaute mir der Greis ins Angesicht.

„Ihr redet da von Zeiten, die schon längst vergangen sind," begann er. „Der Tempel, den Ihr meint und den Ihr preist, war längst geborsten. Ihr kennt ihn nur aus jenen Jahren, als er sein künstlerisches Ebenmaß noch nicht eingebüßt hatte, als ihn die Seiten-

flügel, die seine Schönheit schließlich ganz verdeckten, noch nicht verunstalteten. Und doch war er auch damals schon ein krankhaftes Gebilde Euerer Zivilisation, wenn ihr auch ohne ihn weder existieren noch gedeihen konntet. Das wahre Glück fand in seinen Hallen keine Stätte, wohl aber brachte die Menschheit so viel Kummer und Elend aus ihnen mit heim, daß wir nach diesem Erbe kein Verlangen tragen. Und wenn Ihr Euch nun fragt, wer in diesem Tempel seine Zuflucht suchte, und was er bot, so müßt Ihr frei gestehen: die Unbefriedigten, die Verzweifelten, die angeekelt von dem Schmutz der Welt hier Glück und Frieden zu finden hofften, den Andere im Tempel Gottes suchten. Wahrhaft glückliche, lebensfrohe Menschen flüchteten sich weder in den einen noch in den anderen."

„Das mag wohl sein," entgegnete ich. „Aber trotz alledem ist es tief traurig, daß all die Pracht für ewige Zeiten untergegangen sein soll."

„Das ließ sich nicht ändern, mein Freund," entgegnete der Alte. „Es hat noch vieles Andere, was Menschengeist und Menschenhand geschaffen hatte, zu Grunde gehen müssen! Vieles, was unter großen Opfern zu Stande gekommen war, — große Kunstwerke, alle Errungenschaften der Technik, Gold- und Silberschätze, alle Prachtbauten, ja alle Städte! Was dem neuen Geschlecht nicht von Nöten, was nicht zu seinem

irdischen Glück beitragen konnte, das mußte vernichtet werden, wenn sich darunter auch so Manches finden ließ, was nicht geradezu verwerflich war. Tot und starr liegen diese Schätze unter Schutt, unter Geröll begraben, und niemand findet ihre Spur. Sogar der menschliche Geist war in dem Maße, wie er sich im im Laufe der Zeiten entwickelt hatte, überflüssig. Im Anfange eine kleine ruhig brennende Flamme, an der die Menschen sich mit Wohlbehagen wärmten, loderte er plötzlich zu einem so großen Feuer auf, daß er nicht nur sich selbst zu verzehren drohte, sondern unrettbar das ganze Menschengeschlecht mit eingeäschert hätte, wären wir nicht zur rechten Zeit beigesprungen und hätten den Brand gelöscht. Ohne unsere Hilfe wäre Alles verloren gewesen. — — Alles, was der menschliche Geist erschaffen hat, ist übrigens nicht untergegangen," fuhr Jesrar fort. „Ihr habt Euch schon selbst davon überzeugt, daß wir so manche Errungenschaften verwertet haben, die zu unserem Glück durchaus notwendig und uns unentbehrlich waren, ja denen wir unser Dasein verdanken. Ohne die Zuchtwahl, ohne die Vererbungstheorieen und vor allen Dingen ohne die bedeutungsvollen Experimente, die dem menschlichen Geiste die Wege zu diesem Glücke wiesen, würden wir nicht so leben können, wie es uns heute vergönnt ist. Aber auch von Euerer Bildung ist uns noch Einiges

erhalten geblieben: wir Beschützer können sowohl lesen als auch schreiben, erwerben uns Kenntnisse in der Naturkunde, in Geschichte und Mathematik, und teilen unseren Freunden soviel davon mit, wie wir für gut befinden. Von uns erfahren sie von der Natur und ihren Gesetzen, von Sonne, Mond und Sternen und von vergangenen Geschlechtern. Nur hüten wir uns, ihnen zu viel zuzumuten, und unterstützen gern ihren sorglosen Sinn, der Spiel und Tanz jedem ernsten Grübeln vorzieht. Der Wissensdurst war eine Krankheit sowohl Eures als auch der späteren Jahrhunderte, und das neue Menschengeschlecht liefert Euch den besten Beweis dafür, daß es nicht großer Bildung bedarf, um glücklich zu sein."

„Wie furchtbar habt Ihr das Leben vereinfacht!" seufzte ich.

„Ein Wort von tiefster Bedeutung, das Ihr da ausspracht," unterbrach mich der Greis. „Ja, die Vereinfachung des Lebens, das ist unser Dogma, darnach streben wir! Nur, wer sich das zum Gesetz macht, kann auf Erden glücklich sein! Wir fördern jede Freude, jeden Lebensgenuß, nur solche nicht, die nur mit Opfern zu erlangen sind. Wie große Opfer mußtet Ihr aber bringen, ehe Ihr zum Genuß Eurer Bildung kamt. Das Eine ist vom Anderen unzertrennlich. Entweder wir mußten alle die Leiden auf uns nehmen oder

der Bildung ganz entsagen, — da wählten wir das Letztere."

„Und geben Euere Freunde sich damit zufrieden? Tragen sie nie darnach Verlangen, ja fordern sie nicht geradezu von Euch, daß Ihr sie unterweiset? Ist es nicht Vermessenheit von Euch, den stolzen Menschengeist, der seine Schwingen so weit auszubreiten pflegte, knechten und in Fesseln schlagen zu wollen? Ist keinem dieser Kinder je der Gedanke gekommen sich dagegen aufzulehnen und Euerem Willen zu trotzen?"

„Möget Ihr die Antwort darauf aus ihrem eigenen Munde hören," entgegnete der Greis. „Stella," wandte er sich an eines der jungen Geschöpfe. „Was meinst Du, hättest Du wohl Lust, selbst solche Melodieen zu erfinnen, wie wir sie täglich spielen hören?"

„Das ist gewiß recht schwierig," entgegnete sie.

„Ja, schwierig ist das schon. Um zu dieser Fertigkeit zu gelangen, bedarf es angestrengter Studien."

„Nein, dafür danke ich," sagte Stella lachend. „Wann sollte ich dann wohl spielen, baden und spazieren gehen, denn Alles das bereitet mir doch mehr Vergnügen."

„Und wirst Du des Spielens denn niemals müde, liebe Stella?" fragte ich.

„Müde?" fragte sie mich verwundert anblickend. „Abends bin ich freilich müde, aber habe ich mich

nachts ausgeruht, so bin ich am Morgen wieder frisch und munter. Macht es Euch müde, wenn Ihr eßt?" fragte sie mit einem schelmischen Lächeln und neigte das Köpfchen zur Seite.

Verwirrt durch diese Gegenfrage und noch mehr durch den eigenen Liebreiz und die Schönheit des jungen Wesens, fehlte mir im Augenblicke eine passende Antwort, und ich verstummte.

„Und Du, Eros?" wandte sich der Greis an einen der Jünglinge. „Sehnst Du Dich darnach, die Geheimnisse der Natur zu erforschen?"

„Was hätten wir davon?" antwortete Eros. „Wissen wir nicht Alles, was uns not thut? Wissen wir nicht, wie die Erde beschaffen ist, kennen wir nicht den Lauf der Gestirne? Habt Ihr uns nicht gelehrt, woher es kommt, daß es Nacht und wiederum Tag wird, daß es die liebe Sonne ist, die das Leben auf dem Erdball weckt, daß wir es ihr zu verdanken haben, wenn Baum und Strauch in Blüte stehen und die goldnen Früchte reifen? Erzähltet Ihr uns nicht, daß die Menschen zu Anbeginn der Welt in Höhlen und Wäldern hausten wie die Tiere; daß sie erst viel später Städte bauten und in deren Mauern lebten? Aber Ihr sagtet uns auch, daß der Verstand des Menschen sich immer mehr entwickelte, daß ihre Gelehrsamkeit von Jahr zu Jahr

zunahm, daß damit aber auch ihr Elend wuchs; daß Unzufriedenheit, Neid, Haß und Zwietracht überhand nahmen, bis schließlich Ihr, unsere Beschützer, der Verwirrung ein Ende machtet! Wissen wir da nicht schon eine ganze Menge? Und wenn wir auch noch mehr erfahren könnten, was sollten wir damit? Mir geht es wie Stella, auch ich ziehe es vor, so weiter zu leben, wie wir es gewohnt sind. — Nicht so, Aquita?“ wandte er sich an ein junges holdseliges Geschöpf, das seine Auserwählte zu sein schien.

Aber Aquita warf ihm statt jeder Antwort nur die Blüte ins Gesicht, die sie in der Hand hielt. Ihre Gefährtinnen folgten ihrem Beispiel, und bald prasselte ein ganzer Blumenregen auf das Haupt des Jünglings herab. Von den Übermütigen verfolgt flüchtete er sich aus dem Zelt.

„Wenn wir solcher Scherze überdrüssig sind, ist es noch immer Zeit mit den Studien zu beginnen,“ bemerkte Stella lachend.

Alle stimmten ihr fröhlich bei und freuten sich, daß Jesrar bei diesem Disput den Sieg davon getragen hatte.

Mit einem halbwehmütigen und doch triumphierenden Lächeln schaute Jesrar auf mich hernieder.

„Meiner Meinung nach ist das die natürlichste und gesundeste Auffassung von der Bildung,“ sagte er und

als Zeichen des Friedens streckte er mir freundlich die Hand entgegen. All mein Groll versiegte unter seinem warmen Blick. „Sollte er doch vielleicht Recht haben?“ fragte ich mich.

„Wie Ihr seht, sind wir doch nicht ganz so einfältig und ungebildet wie es Euch geschienen haben mag,“ begann der Alte wieder. „Unsere Freunde sind in Diskussionen geübt und ziemlich schlagfertig. An langen Regentagen wird oft lebhaft disputiert und die Natur und ihre Erscheinungen bieten uns reichlichen Unterhaltungsstoff. Es fehlt ihnen nur an Kenntnissen, unbegabt sind sie nicht und jedenfalls viel gebildeter als der große Haufen in Euerem Jahrhundert.“

In diesem Augenblick machte sich unter den jungen Leuten, die uns die ganze Zeit umstanden hatten, eine Bewegung bemerkbar, und Aller Blicke richteten sich nach einem Winkel des Zeltes, aus welchem ein Schluchzen, das bald in heftiges Wehklagen überging, bis zu uns herüberdrang. Ich folgte Jesrar, der schnell aufgesprungen war, und meinen Blicken bot sich ein Schauspiel dar, das ich hier noch nicht erlebt habe. Einer der Freunde, fast noch ein Knabe, hatte sich auf dem Boden hingekauert, das Gesicht in den Händen vergraben, und weinte bitterlich. Der ganze Kreis sammelte sich um ihn und jeder

suchte ihn zu trösten, zu beruhigen, ihn zu liebkosen und zu küssen.

„Was fehlt Dir, Noly, warum weinst Du?“ fragte Jesrar.

Noch heftigeres Schluchzen war die Antwort. Da richtete der Greis den Jüngling auf, führte ihn an den Baumstumpf, von dem ich mich soeben erhoben hatte, hob ihn auf seine Kniee und erkundigte sich nochmals teilnahmsvoll nach der Ursache seines Kummers. Mit von Thränen erstickter Stimme begann der Knabe zu stammeln:

„Ich hörte die Reden des Fremdlings,“ schluchzte er. „Hörte, was er von der Bildung sagte — und von dem wunderbaren Tempel! — Oh, ich habe Alles recht gut verstanden! — Wehe mir Unglücklichem, — daß ich so unwissend bin! — Liebster Beschützer, ich flehe Dich an mir zu helfen! Alles möchte ich lernen, Alles wissen, damit sich mir die Thore dieses Tempels öffnen!“

„Ist das Alles? Hast Du weiter keinen Kummer, mein armer Junge? Lernen möchtest Du? Gelehrt sein wie die Menschen früherer Jahrhunderte? Deshalb brauchtest Du aber doch nicht so verzweifelt zu sein? Da kann Dir doch geholfen werden! Sobald der andere Beschützer heimgekehrt, geleiten wir Dich an einen Ort, wo Dir Gelegenheit geboten werden wird

Deinen Wünschen nach Herzenslust nachzugehen. Deshalb beruhige Dich jetzt, Roly, und weine nicht mehr."

Mit diesen freundlichen Worten gelang es ihm, die Thränen des Jünglings zu trocknen. Teilnehmend umringte ihn die jugendliche Schar seiner Gefährten und suchte ihn mit ihren munteren Scherzen seinen trüben Gedanken zu entreißen, während Jesrar und ich, von etlichen jungen Leuten begleitet, uns in das Sklavendorf begaben.

„An diesem Knaben hattet Ihr soeben ein trauriges Beispiel von Atavismus, — ein Zurückspringen auf die Natur der Ureltern," begann der Greis. „Ich habe dieses Unglück lange kommen sehen. In Träumen versunken saß der Bedauernswerte oft einsam am Meeresstrande und grübelte über Fragen, die den Anderen nie in den Sinn kommen. Schon lange scheint er sich unbefriedigt zu fühlen, so heftig wie heute ist die Krankheit bisher aber noch niemals aufgetreten. Eure beredten Worte, Eure begeisterten Schilderungen haben sie zum Ausbruch gebracht."

„Krankheit nennt Ihr das himmlische Feuer, das in der Seele des Jünglings aufgeflammt ist?" fragte ich verwundert.

„Hypertrophie der Seele nennen wir diese Krankheit, der wir jetzt glücklicherweise viel seltener als früher in unserem Kreise begegnen. Diese armen Kranken

müssen so schnell wie möglich aus der Gemeinde entfernt werden, um ihrem Einfluß auf die Freunde im Keime die Spitze abzubrechen. Wir schaffen sie auf die Osterinsel, wo wir ihnen eine Stätte bereitet haben. Dort finden sie Alles, was sie zur Ausbildung bedürfen, Schulen und Bibliotheken und alle Lehrmittel der Kunst und der Wissenschaft, die wir aus Europa zu diesem Zweck hinüberbrachten. Auf der einsamen Insel verbringen sie samt etlichen Beschützern, die sich hier bei uns gleichfalls nicht wohl fühlten, ihr Leben nach ihrem Geschmack; daß sie sich dabei aber glücklich fühlten, kann man leider nicht sagen. Erstaunlicherweise bleibt ihre Anzahl aber stets eine beschränkte, es sind selten mehr als dreihundert. Es wäre sündhaft, wollten wir gestatten, daß diese Krankheit weiter um sich griffe, deshalb halten wir es für unsere Pflicht, diese Unglücklichen zu sterilisieren, wodurch ihre Zahl mit der Zeit immer mehr zusammenschmelzen wird, bis sie allmählich hoffentlich ganz aussterben."

Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich meiner bei diesen Worten. So mußte einem Wanderer zu Mute sein, der in wüster Gegend die Trümmer einer vor Zeiten schönen, großen Stadt entdeckt. Wie voll und reich hatte das Leben in diesen Mauern pulsiert, wie hoch hatten hier die Herzen geschlagen, welch' edle, aber auch welch' schwarze Gedanken hatten

hier ihren Ursprung und ihre Vollendung gefunden! So erhoben sich auch vor meinem geistigen Auge die Trümmer einer Zeit, die gewiß ihre starken Mängel aufzuweisen hatte, die aber trotzdem groß, erhaben und unvergleichlich schön zu nennen gewesen war.

Aber auch diese Stimmung ging vorüber. Wie sollte mein Schönheitssinn dem Zauber widerstehen, der mich hier umfing. Schmeichelnd umhüllte er mir mit seinem Schleier Augen und Sinne, und wie das leichte Wölkchen den goldenen Strahlen der Morgensonne weichen muß, verschwanden auch meine trübe Gedanken.

## II.

Unser Weg führte uns anfangs durch den Wald. Langsam schlenderten wir dahin, blieben hier und da, wenn irgend ein Baum oder ein Strauch meine besondere Aufmerksamkeit erregte, stehen und ließen uns von Hero und Hebe, denen wir damit große Freude bereiteten, ihre Namen nennen. Die übrigen jungen Leute machten sich unser Zögern zu Nutzen, kletterten die Bäume hinan und schwangen sich dort oben wie die Äffchen von Ast zu Ast, wobei sie dieselbe Richtung einhielten, die wir verfolgten. Ihrer Gewohnheit gemäß haschten sie auch hier nach den duftigen Blüten, die in den Zweigen hingen, und es währte nicht lange, so schmückten buntfarbige Kränze ihre Locken.

Mit welcher Leichtigkeit flogen die entzückenden Gestalten von Zweig zu Zweig, wie herrlich hoben sie sich in ihrer göttlichen Nacktheit von dem grünen Laub der Bäume ab!

„Weshalb waren jene Frauen, die vor wenigen Augenblicken an uns vorübereilten, bekleidet, statt uns

wie die Übrigen den Anblick ihrer schönen Glieder zu gönnen?“ wandte ich mich an den Alten.

„Ihr Schamgefühl gebietet es ihnen,“ entgegnete der Greis.

„Ihr Schamgefühl? Ihr scherzet wohl,“ sagte ich lachend. „Alle ihre Gefährtinnen sind nackt, keine verhüllt ihre Schönheit, wie könnt Ihr da wohl von Schamgefühl reden?“

„Ich scherze durchaus nicht, nur verstehen wir darunter etwas ganz Anderes, als Ihr zu Euerer Zeit. Unsere Freunde schämen sich durchaus nicht, unverhüllt einherzugehen; es ist ihnen sogar unverständlich, daß man solche Schönheit Anderen vorenthalten kann. Ist doch der menschliche Körper und besonders der Frauenkörper eines der hehrsten Werke, ja die Krone der Schöpfung. Sollte die Natur ihn geschaffen haben, damit wir uns seiner schämen und ihn ängstlich verbergen? Wäre das nicht geradezu eine Beleidigung für die Natur? Bei uns pflegt man sich nur solcher Dinge zu schämen, die wirklich unschön sind und verletzend wirken; denn unsere Freunde sind so fein besaitet und haben so viel Schönheitssinn, daß alles Mißgestaltete ihnen Schmerzen bereitet. Hat nun einer von ihnen etwas Unschönes an sich, so ist er bestrebt, seine Gefährten damit zu verschonen, um nicht Abscheu, — nein der Ausdruck ist zu stark! — um nicht Mitleid damit

hervorzurufen. Eine der Frauen, die an uns vorüber ging, hatte eine Tunika umgeworfen, weil sie sich in gesegneten Umständen befindet, und ich bin gewiß, auch Ihr habt es ihr nicht angesehen."

„Da habt Ihr recht, ich habe nichts davon bemerkt."

„Die Zweite hat eine mißgestaltete Brust und ist schief, — ein großer Fehler, der sich jetzt freilich nur noch selten bei uns zeigt. Beim Spielen entledigt sie sich des leichten Shawls, der ihren Oberkörper verhüllte. Frauen mit derartigen Fehlern müssen natürlich kinderlos bleiben, um dieselben nicht weiter zu vererben. Habt Ihr noch mehr verhüllte Gestalten bemerkt, so waren dies Frauen, die zeitweilig unrein, und sie nahmen aus ästhetischen Gründen Rücksicht auf ihre Gefährten."

„Ist Euch nie der Gedanke gekommen, daß der Anblick all dieser verführerischen Reize die Sinnenlust in Euren jungen Freunden wecken und damit ihre Gesundheit gefährden könnte?" fragte ich.

„Wie sich in Eueren Worten die Anschauungen des neunzehnten Jahrhunderts wiederspiegeln," entgegnete der Greis. „Ja, zu Eurer Zeit hielt man es für schicklich, seinen Körper bis hoch an die Ohren hinauf zu verdecken! Wißt Ihr aber, daß wir, trotz unserer Nacktheit, viel keuscher denken und fühlen, als Ihr es

thatet? Ihr meintet, in Euren Alles verbergenden Kleidern so überaus anständig zu sein, trotzdem unter all diesen Hüllen die unanständigsten Gedanken wucherten! —

Um aber auf Euere Frage zurückzukommen, mein Freund, so wißt Ihr doch, welch eine große Macht die Gewohnheit ist. Der Muselmann hielt es für unschicklich, wenn Frauen sich öffentlich unverschleiert zeigten, und doch erregte es seine Sinnlichkeit nicht im mindesten, wenn er Euren Abendländerinnen begegnete, selbst nicht im Ballsaal, wo sie doch der Mode gemäß halb entblößt waren. Aber auch Euch ließ der Anblick all solcher Reize ganz ruhig, weil es doch die Sitte so mit sich brachte, und ihr daran gewöhnt waret. Ihr freutet Euch des liebreizenden Anblicks ohne jeden Hintergedanken, und das Gleiche thun auch unsere Freunde. — Wir sehen darin einen Sonnenstrahl, der uns umkost und uns wärmt, Euch Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sengten und blendeten diese Strahlen."

Uns voraus eilte eine Schar lieblicher junger Mädchen. Voll Entzücken folgte ihnen mein trunkener Blick und ich mußte Jesrar Recht geben, diese Reize blendeten mein Auge und brannten wie Feuer in meinem Hirn.

„Und Ihr selbst, Jesrar, weshalb seid Ihr bekleidet?" fragte ich weiter.

Schweigend hemmte er seinen Schritt, wandte sich zur Seite und schlug die Toga zurück. Ein runzeliger, vom Alter gebräunter, behaarter Männerkörper bot sich meinen Blicken dar.

Diese Gebärde war beredter als alle Worte.

Je höher wir bergan stiegen, desto mehr lichtete sich der Wald, und plötzlich sahen wir uns einem großen Platze gegenüber. Im hellen Sonnenglanze lag die weite Fläche vor uns da, umsäumt von dunklen Bergen, deren Gipfel sich bis in den blauen Äther emporreckten. Feld reihte sich hier an Feld, kein Fleckchen war unbenutzt geblieben. Ein Bächlein, durchquerte die Ebene, und an seinem Ufer erblickte ich in einiger Entfernung die mit Stroh gedeckten Dächer kleiner Hütten. Es war das Dörfchen der Sklaven, das dort im Schatten der Kokospalmen ruhte. Etliche seiner Bewohner waren auf den Feldern beschäftigt. Die breiten Nacken gebeugt, wühlten sie in der Erde, düngten sie oder sammelten die schon gereifte Frucht in Körbe. Überrascht durch dieses Bild voll Leben und Arbeit hemmte ich einen Augenblick meine Schritte und lauschte schweigend den Erklärungen, die Jesrar mir zukommen ließ.

„Hier rechts am Ufer des Baches ist Reis gesät," sagte er. „Dort drüben wachsen Bananen, und die anstoßenden Felder tragen Getreide. Weiter nach oben

ziehen wir Zuckerrohr und noch weiter nach rechts befinden sich unsere Kaffeeplantagen. Die Bäume, welche die einzelnen Felder von einander trennen, sind unsere Fruchtbäume: Apfelsinen, Bananen, Brotbäume und andere."

Um ins Dorf zu gelangen, mußten wir das eine der Felder überschreiten, das mir das größte zu sein schien. Es war eine ganz eigentümliche Pflanze, die das ganze Feld bedeckte und mich in kleinem Maßstabe an eine gleichfalls blätterlose Pflanze, spartium junceum genannt, erinnert. An kurzen aufrecht stehenden blätterlosen Stengeln hingen fingerlange dicke Schoten.

„Das ist eine besondere Art von Bohnen," erklärte mir der Greis. „Neben den Erbsen geben sie die Hauptnahrung für die Sklaven, das Vieh und das Geflügel ab. Wie Ihr seht, haben sie so gut wie gar keine Blätter, da diese zu kleinen, schuppenartigen Blättchen verkümmert sind. Die ganze Kraft des Erdreiches geht dadurch, daß der ungenießbare Teil, der Abfall, auf ein Minimum reduziert wird, in die Frucht. Auf diese Weise, d. h. durch das Verkümmernlassen der ungenießbaren Teile, haben wir alle unsere Gemüse- und Getreidearten veredelt. — Aber nun genug davon, jetzt wollen wir ins Dorf."

Die kleinen Hütten, oder vielmehr Schober, waren aus dünnen Baumstämmen roh zusammengezimmert und

mit Stroh und trockenen Zweigen gedeckt. Umgeben waren sie von Palmen, anderen Bäumen und fruchttragenden Sträuchern, und das frische, üppige Grün gab der Ansiedlung, trotz der Armseligkeit der Hütten, ein freundliches, beinahe malerisches, parkartiges Ansehen. In den inneren Räumen war kein lebendes Wesen, da wohl alle Bewohner außerhalb zu thun hatten. Da hörten wir plötzlich menschliche Stimmen und Kinderlachen an unser Ohr schallen und entdeckten nicht weit von uns einen Schuppen, unter dessen schützendem Dach ein Kreis von Sklavinnen mit dem Knüpfen von Fischnetzen beschäftigt war. Eine Schar von Kindern tollte fröhlich um sie herum, während die größeren ihren Müttern bei der Arbeit behilflich waren. Als die Sklavinnen unserer ansichtig wurden, verzogen sich ihre unschönen, breitknochigen Gesichter zu einem freudigen Grinsen. Sie ließen die Arbeit fallen, warfen sich auf die Kniee und fielen mit erhobenen Händen vor uns nieder. Die Kleinen gaben sich die größte Mühe, ihnen Alles getreulich nachzumachen.

„Meint Ihr, wir hätten sie abgerichtet, uns solche Ehrenbezeugungen zu erweisen?“ fragte mich Jesrar. „Durchaus nicht, — aber soweit ich zurückdenken kann, haben sie ihrer Unterwürfigkeit stets auf diese Weise Ausdruck gegeben. Jedenfalls sehen sie höhere Wesen

in uns und fühlten sich so tief unter uns stehend, daß es sie zu Boden wirft."

Die Kinder drängten sich an den Alten heran, der sie streichelte, und drückten ihre wulstigen Lippen schmatzend auf seine Hände.

Warum diese demütige Art der Begrüßung mich wohl so peinlich berühren mochte? War es doch nicht Furcht, was diese mir unverständlichen Wesen damit ausdrücken wollten, sondern nur die Unterwürfigkeit eines anhänglichen, treuen Hundes.

„Kommt, jetzt will ich Euch unsere Farm zeigen," sagte der Greis.

Wir traten in eine langgestreckte, schmale Scheune, die wie ein Stall eingeteilt war. In jeder Abteilung lag ein sonderbar aussehendes, mir ganz fremdes Tier. Der Rumpf war kurz, nach vorne zu sehr schmal und zum Hinterteil breit auslaufend. Kopf und Beine waren unverhältnismäßig klein, und besonders die Vorderbeine so kurz, daß einige von den Tieren, die aufgestanden waren, so aussahen, als müßten sie nach vorne überfallen. Fast ein Drittel des ganzes Tieres bestand aus dem Euter.

„Das sind unsere Kühe," erklärte mir Jefrar. „Auch ein Produkt der letzten Jahrhunderte und durch die Zuchtwahl und die künstliche Befruchtung zu solcher Höhe gebracht. Alles, was an den Tieren nicht

zur Produktion und zur Verbesserung der Milch nötig war, wurde auf ein Minimum beschränkt. Der Kopf ist so klein wie der eines Kalbes, die Hörner wurden fortgeschafft, desgleichen ein großer Teil der Muskeln; die Knochen sind fein und zierlich und die Extremitäten so schwach, daß die armen Tiere nicht gehen, ja sich kaum auf ihren Füßen halten können und fast immer, ohne sich zu rühren, daliegen. Diese Race giebt außerordentlich reichliche Milch, verbraucht wenig Futter und frißt nur Erbsen und Bohnen. Da Alles, was sie fressen, sich in Milch verwandelt, liefern sie aber nur wenig Dünger."

Einem der Sklaven, die gerade mit dem Füttern der Tiere beschäftigt waren, gab Jefrar den Auftrag, den Stier herbeizuführen, und freute sich über die Verwunderung, die sich meiner beim Anblick dieses Tieres bemächtigte, das von der Größe eines Ziegenbockes und sehr zierlich gebaut war.

„Wir halten ihn nur der Zucht wegen," sagte der Greis. „Dunkles Fleisch essen wir nämlich nicht, sondern nur Schaf- und Schweinefleisch und viel Geflügel. Da bei uns hauptsächlich die künstliche Befruchtung in Anwendung kommt, genügt ein einziger Stier nicht nur für unsere Kühe, sondern auch für die unserer benachbarten Gemeinde. Auf der ganzen Inselgruppe existieren überhaupt nur zwei Stiere. Infolge aller dieser Ver-

besserungen kommt uns die Milch, die einen Hauptbestandteil unserer Nahrung bildet, sehr billig zu stehen."

„Daß dieses Vieh ertragsfähig ist, das will ich gerne glauben," entgegnete ich. „Aber ich kann Euch auch versichern, daß unsere Race viel schöner war. Kann man denn das hier überhaupt Race nennen."

„Ja, es ist erstaunlich, wie leicht die Natur sich durch Menschenhände lenken läßt, wie leicht sie aber auch durch deren Berührung verunstaltet wird. Diese Race von Kühen verdankt ihre Existenz der Unersättlichkeit der Menschen, uns wäre es nie in den Sinn gekommen, sie zu züchten. Da sie aber nun einmal da waren, so ließen wir sie forteristieren und ziehen aus ihrer Ertragsfähigkeit Nutzen. Ihr häßliches, abschreckendes Äußeres stört uns auch wenig, bekommen wir sie doch fast niemals zu Gesicht."

Wir gingen weiter und stießen überall auf Sklaven und Sklavinnen, die bei der Arbeit waren. Hier wurden Töpfe und Krüge gedreht, dort Matten geflochten oder Sandalen und Riemen zugeschnitten; wohin wir uns aber auch wandten, überall wurden wir mit freundlichen Mienen und demütiger Unterwürfigkeit empfangen. Das verschiedenartigste Geflügel, Truthühner, Gänse, Fasanen und eine ganz besonders große Hühnerart kreuzte unsere Wege und auf einem eingezäumten Platz meckerte eine Schafherde. Wie in einem präch-

tigen Garten lagen die ärmlichen Hütten da, und alle Bäume waren schwer mit reifenden Früchten beladen. Auch in diesem armseligen Dörfchen herrschte Ruhe, Frieden und im gewissen Sinne Behaglichkeit.

An den Gemüseanlagen längs des Baches vorüber, in welchem die Kinder kreischend und lachend sich tummelten, schlugen wir wieder den Weg ins Lager ein.

„Es nimmt mich Wunder, wie Ihr es zu Wege bringt, diese Menge von Sklaven in Ordnung zu halten," wandte ich mich an Jesrar. „Ihr seid Euerer doch nur so wenige, während die Sklaven gewiß mehr als Hundert an der Zahl sind."

„Da das Gebirge und die steilen Wege die Arbeiten erschweren, bedürfen wir zweihundert Sklaven, wenn Alles glatt und ruhig seinen Gang gehen soll. Auf jeden unserer Freunde rechnen wir einen und einen halben bis zwei von ihnen; die können dann aber auch bequem ihre Arbeit schaffen und brauchen sich nicht zu überanstrengen. — Glücklicherweise ist es kaum nötig, sie zu beaufsichtigen, da jeder Einzelne seine Arbeit versteht und der Nachahmungstrieb in ihnen so stark entwickelt ist, daß die Kinder den Eltern schon von früh auf ihre Künste absehen, die im Grunde auch nicht schwer zu erlernen sind. Jeder Kreis hat von Generation zu Generation immer die gleiche Arbeit zu verrichten und eignet sich darin natürlich eine große Fertigkeit an;

sie geht ihnen so zu sagen in Fleisch und Blut über und wird ihnen geradezu zum Bedürfnis. Nehmt ihnen die Beschäftigung, an die sie gewöhnt sind, und sie werden sich grenzenlos unglücklich fühlen."

„Euere Sklaven erinnern mich unwillkürlich an die Ameisen und die Bienen."

„Sie gleichen ihnen auch in vieler Beziehung," sagte der Greis. „Auch fällt ihnen die Arbeit ebenso leicht wie diesen Insekten."

Unter solchen Gesprächen waren wir an der Grenze der Felder angelangt, als uns plötzlich ein herrlicher Wohlgeruch entgegenströmte. Erstaunt schaute ich um mich und entdeckte ein großes Feld, das im schönsten Blumenflor prangte. Auch jene Blüten, die ich Tags zuvor für Schmetterlinge gehalten hatte, waren reichlich vertreten.

„Was ist das?" wandte ich mich an den Greis.

„Das sind unsere Blumenfelder," entgegnete dieser. „Unser Bedarf daran ist so groß, daß er durch jene, die in der Umgebung unserer Zelte wachsen, nicht gedeckt wird; deshalb haben wir einen Teil unserer Felder der Blumenzucht überlassen."

Während wir noch im Anschauen dieser Pracht versunken waren, erschienen zwei Sklaven mit Körben, um den Vorrat für die Mittagstische einzuholen. Jubelnd sprangen unsere jungen Freunde ihnen entgegen, ent-

wanden ihren Händen die Körbe, und machten sich lachend daran, die Blumen zu pflücken. Die Arbeit ging flink von statten, und in wenigen Minuten waren die Körbe bis an den Rand gefüllt. Darauf kam Loreley mit einem Strauße köstlicher Blüten auf uns zugelaufen, blieb errötend vor mir stehen, bot ihn mir mit einem Lächeln, das ihr liebliches Gesicht noch verschönte, freudestrahlend dar, und lief dann schleunigst davon.

„Ach! Da wünsche ich Euch aber Glück!“ rief Jesrar aus und blickte mich mit einem bedeutsamen Lächeln von der Seite an.

„Wie meint Ihr das?“ entgegnete ich lachend.

„Ist es Euch entgangen, wie verheißungsvoll Loreley Euch anblickte, wie sie errötete, als sie Euch den Strauß darreichte?“ fragte er. „Wißt Ihr, welche Bedeutung das bei uns hat? Damit wollte sie Euch zu verstehen geben, daß sie Euch lieb hat und Euch gerne näher treten würde. Mir schien es schon gestern, als fände sie großes Gefallen an Euch, ließ sie Euch doch kaum einen Augenblick aus den Augen. Ja, so sproßt oft aus dem Mitleid die Liebe empor! Nun, ich kann Euch nur von ganzem Herzen zu dieser Eroberung Glück wünschen und mich für Euch freuen. Loreley ist frei und eine der entzückendsten und lieblichsten ihrer Gefährtinnen.“

Ein unnennbares Glücksgefühl wallte in mir auf und erfüllte meine ganze Seele. Mein Herz bebte vor Freude und die ganze Welt um mich her erschien mir plötzlich in goldenem Lichte zu erstrahlen. Jedes einzelne der holdseligen Geschöpfe hätte ich in brüderlicher Liebe in die Arme schließen und an mein Herz pressen mögen.

Im Drang meiner Gefühle stürzte ich auf Jesrar zu, barg mein Gesicht an seiner Schulter und stammelte unter Thränen:

„Oh, Jesrar, wie bin ich glücklich!"

Der Greis drückte meinen Kopf liebreich an seine Brust.

„Armer, gequälter Mensch!" murmelte er. „Selbst die Freude erpreßt Euch Thränen! Das darf, das soll nicht sein! Nicht einmal solche Thränen dürft Ihr bei uns vergießen! Hat Euch das Schicksal zu uns verschlagen, so sollt auch Ihr nur des Lebens Freuden empfinden. Mag Euch die Liebe allen Kummer, alle Leiden, die Euch Euer Dasein bisher gebracht, vergessen machen! Seid befreit von dieser Bürde!"

Die Wogen meiner Erregung hatten sich geglättet, lächelnd schaute ich zu Jesrar auf, und Hand in Hand wanderten wir weiter.

Vor mir her gaukelte ein sinnbethörendes Bild: das Glück, das mir bevorstand und das meine Phan-

tasie sich in den rosigsten Farben ausmalte. In gehobener Stimmung trafen wir im Lager ein, wo uns das Mahl bereits erwartete. Alles nahm den gleichen Verlauf wie am Tage vorher, nur ich selbst war ein Anderer geworden, denn meine Fröhlichkeit übertraf heute vielleicht noch die aller Übrigen.

## III.

Nach beendeter Mahlzeit begaben wir uns gemeinsam an den Strand, um dort im Schatten des steil emporragenden Felsenufers ein Stündchen der Ruhe zu pflegen und einen Becher duftenden Kaffees zu leeren, der mit dem Saft des Zuckerrohres gesüßt war. Die jungen Geschöpfe hielten das Stillsitzen freilich nicht lange aus, sobald ich mit meinem Kaffee fertig war, bestanden sie darauf, mir ihre Sammlung von Seesternen, Korallen und anderen Muschelarten zu zeigen, die sie auf der Landzunge in hübschen Gruppen aufgethürmt hatten. Ein allerliebstes kleines Museum, das hier unter dem freien Himmel zusammengetragen war! Welche Kunst, welche Poesie hatte die Natur angewandt, um diese Kalksteingebilde möglichst reizvoll zu gestalten! Es war mir ein Genuß, die hübsche Sammlung zu bewundern, übte sie doch durch den eigentümlichen Reiz, der von ihr ausging, geradezu einen Zauber auf mich aus: Das Meer, der Süden! Was giebt es

für den Nordländer wohl Reizvolleres als diese beiden Worte!

„Das Muschelsammeln ist in der letzten Zeit bei unseren jungen Freunden zu einer wahren Leidenschaft geworden," sagte der Greis. „Jede Gemeinde sucht die andere darin zu übertreffen und ihrer Sammlung die schönsten Exemplare einzuverleiben."

Nachdem wir auch die kleinste Muschel genügend bewundert hatten, kehrten Jesrar und ich wieder an unser schattiges Plätzchen zurück, indes die Jugend sich im Wasser zu belustigen begann. Sie schwammen um die Wette, tauchten in die Fluten und holten die wundersamsten Seetiere aus der Tiefe herauf.

Wurden sie dieses Treibens müde, so erkletterten sie die Spitze eines der Felsenriffe, die über den Wasserspiegel emporragten, und meine Augen weideten sich an dem plastischen Bilde, das ihnen geboten wurde. Der tiefblaue Himmelsdom, der sich über den dunklen schäumenden Wogen wölbte, das scharfgezackte Felsenufer, das es umsäumte, und diese Idealgestalten in ihrer nackten Schönheit; es war ein Anblick von so unnennbarem Reiz, daß ich fast zu träumen meinte und glaubte, ein Trugbild täusche mich, und diese Göttergestalten seien Okeaniden und Sirenen, die aus der Tiefe des Meeres aufgestiegen wären, um meine Sinne zu bethören.

„Wie schade, daß es auf der ganzen Erde nur eine so kleine Menge dieser zauberhaften Wesen giebt, daß ihrer nicht mehr als zwei Millionen sind," dachte ich. „Würden die Tropen der zehnfachen Anzahl doch reichlich Raum gewähren."

„Eine so starke Vervielfältigung war uns bisher nicht möglich," entgegnete mir Jesrar, als ich ihm mein Bedauern darüber aussprach. „Es ist aber schon möglich, daß das Menschengeschlecht sich weiter ausbreitet, und mit der Zeit zu fünf bis sechs, oder zu noch mehr Millionen anwächst. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, die geeigneten Plätze zur Ansiedlung zu finden, denn es giebt auf dem ganzen Erdball viel weniger solcher Orte, als Ihr es Euch vorstellen könnt. Vor Allem scheint uns aber eine Zunahme der Bevölkerung wenig wünschenswert, weil sie uns die Aufsicht und die Kontrolle erschweren, und der Zivilisation und dem Fortschritt, die auszurotten wir uns soviel Mühe kosten ließen, Thür und Thor öffnen würde."

„Wie befremdend mir Eure Worte ins Ohr tönen!" rief ich aus. „Zivilisation und Forschritt! — Das waren die bedeutungsvollsten Worte, welche das neunzehnte Jahrhundert mit großen Lettern auf sein Panier geschrieben hatte!"

„Glück und noch einmal Glück! Das ist das Wort, das mit noch viel größeren Lettern auf unserem Panier

zu lesen ist!“ entgegnete der Greis. „Bei Euch war nur der Fortschritt groß, das Glück aber winzig und klein. Bei uns ist es umgekehrt. Vereinigen lassen sich die beiden nicht, darum wählten wir das Glück.“

„Was muß ich hören!“ brauste es in mir auf. „Der Fortschritt abgeschafft! Ists möglich, ohne ihn zu existieren! — Auch diesen Gott willst Du mir nehmen, Jesrar! — Nein, — das soll Dir nicht gelingen! Fest und treu will ich daran halten! Zu wem sollte ich wohl aufblicken, wenn auch dieses Ideal in Trümmer geschlagen würde!“

Da entsann ich mich plötzlich eines Artikels, den ich vor Jahren gelesen und der seinerzeit viel Aufsehen erregt hatte. Der Autor suchte in dieser Schrift zu beweisen, daß die Bildung dem Fortschritt ganz besonders förderlich sei, trotzdem sie im Volke nur Unzufriedenheit säe, und es sich seiner drückenden Lage erst dadurch recht bewußt werde, weil sie die Ansprüche an das Leben steigere. Ich erinnerte mich auch, wie peinlich mich damals diese Auffassung berührt hatte, weil ich mir sagte, daß in diesem Sinne Kummer und Elend nicht vom Fortschritt zu trennen wären. Wie logisch diese Auffassung war, das wurde mir aber heute erst klar und machte mich stutzig.

Sollte Jesrar doch wieder Recht behalten? Blieb uns nichts Anderes übrig, als entweder den Fortschritt

oder das Glück zu verwerfen? Und wem sollte man da den Vorzug geben?

Oh, Du mein armes Ideal! Bist Du auch noch nicht zusammengestürzt, so sehe ich doch schon die Risse, die Dein Gefüge ins Wanken bringen!

„Nur wenn wir jeden Fortschritt meiden und nichts an unserer Lebensweise ändern, ist das Glück des menschlichen Geschlechts ungefährdet," fuhr Jesrar fort. „Deshalb fürchten wir alle Neuerungen, mögen sie auch noch so lockend scheinen und gehen ihnen ängstlich aus dem Wege. Wie viel Komplikationen würde aber eine Zunahme der Bevölkerung mit sich bringen!"

„Es ist mir nicht ganz klar, wie Ihr das meint, Jesrar," entgegnete ich.

„Ihr werdet auch am besten verstehen, wenn ich es Euch an einem Beispiel klar machte," fuhr der Greis fort. „Unsere Freunde hängen mit ganzer Seele am Meere und sind nicht zu bewegen, in das Innere des Landes zu ziehen. Ohne das Meer glauben sie nicht leben zu können, und wie Ihr bemerkt habt, verbringen sie den größten Teil des Tages an seinen Ufern. Stundenlang spielen, baden und schwimmen sie hier, und selbst die Kleinsten, die kaum auf allen Vieren kriechen können, sind nicht vom Strande fortzubringen. In dieser Hinsicht gleichen die neuen Menschen den Amphibien. Aber auch von diesen Plätzen am Meeres-

strand wählen wir nur die am günstigsten gelegenen zu Wohnstätten für uns aus, was uns, so lange unsere Zahl eine beschränkte ist, auch keine Schwierigkeiten bereitet. — Aus irgend welchen triftigen Gründen hatten sich nun auf einer der kleinen Tahiti benachbarten Inseln drei Gemeinden niedergelassen. Im Laufe der Jahre hatte die Bevölkerung stark zugenommen, und da es ihnen an Raum mangelte, beschloß man, aus den drei Gemeinden noch eine vierte zu bilden. Leider war jedoch an der Meeresküste kein Platz zur Ansiedelung zu finden, und man war genötigt, sich in das Innere der Insel zurückzuziehen. Aber siehe da, niemand war Willens, den Strand aufzugeben und die, welche von den Beschützern dazu bestimmt wurden, fühlten sich tief gekränkt. Die Folge davon aber war, daß Zank und Streitigkeiten ausbrachen, sodaß den Beschützern nichts Anderes übrig blieb, als die neue Gemeinde auf einer anderen Insel an einem vom Meere bespülten Platze unterzubringen. — Die Gemeinde, die uns am nächsten gelegen ist, können wir in einigen Stunden erreichen. Wir sehen uns deshalb nur selten, aber so herzlich wir uns freuen, einander zu besuchen, so froh sind wir auch jedes Mal, wenn es ohne Uneinigkeiten und Streitigkeiten abgegangen ist. Würde unsere Bevölkerung dichter sein, wer weiß, was daraus mit der Zeit entstehen könnte, trotz aller Gutherzigkeit und Nach=

giebigkeit unserer jungen Freunde! Auch müßten wir die Zahl unserer Sklaven in diesem Falle vergrößern und mehr Fabriken und Schiffe erbauen. Wie bedeutend würde das Alles aber unser Leben erschweren! Und doch ist die Vereinfachung aller Lebensbedingungen, wie ich Euch schon sagte, unser Grundprinzip."

„Fabriken! Habt Ihr denn Fabriken? Und auch Schiffe?" rief ich aus. „Da habt Ihr wohl auch ein Heer von Arbeitern? Ja, erschwert Euch denn das nicht Euer Leben und wie verträgt es sich mit Euren Vereinfachungsprinzipien?"

„Leider läßt sich das nicht ändern," entgegnete der Greis. „Wir müssen Fabriken und Werkstätten haben. Aber zu unserer Rechtfertigung will ich gleich hinzufügen, daß auf das ganze Menschengeschlecht nur acht Fabriken kommen, wovon die eine eine Werft ist, auf welcher unsere Schiffe gebaut werden. Einen allzugroßen Luxus könnt Ihr darin kaum finden, Ihr wißt ja, wie einfach wir leben. Aber so bescheiden auch unsere Ansprüche sind, es giebt doch Dinge, die wir nicht missen können, so zum Beispiel die Stoffe für unsere Zelte und Kleider und den Musselin für die Mosquitonetze. Damit versorgen uns zwei Fabriken. Eine Papierfabrik liefert uns das Material für die Hefte, in welche wir unsere Beobachtungen über unsere jungen Freunde notieren, und in einer anderen Fabrik werden die Schutzapparate

für unsere Frauen angefertigt. Farbstoffe und einige Medikamente, darunter das uns so wertvolle „Nirwana", werden in einem chemischen Laboratorium hergestellt und die Maschinen, deren wir in unseren Fabriken bedürfen, baut man in einer Anstalt, die auch die Reparaturen an den beschädigten übernimmt. In der Gießerei werden die Platten für unsere Musikinstrumente gegossen. Diese Fabriken sind für uns eine große Erleichterung, denn es wäre sehr unbequem und zeitraubend, müßten alle Stoffe und Gerätschaften angefertigt werden."

„Und wer arbeitet in diesen Fabriken?" fragte ich.

„Sklaven, die von uns Beschützern zu diesen Arbeiten angelernt werden," entgegnete der Greis. „Der Reihe nach sind wir verpflichtet, die Aufsicht in den Fabriken zu übernehmen, was natürlich nicht so angenehm ist, als hier unter unseren Freunden zu leben; bei der kleinen Anzahl von Fabriken sind aber höchstens zwanzig bis dreißig Aufseher erforderlich und da wir unserer vierzig tausend sind, tritt die Aufgabe an jeden Einzelnen kaum einmal während seiner ganzen Lebenszeit heran. Der Dienst in diesen Werkstätten, der für uns ein ungemein schwieriger ist, währt immer nur eine kurze Spanne Zeit, da auch wir nicht über unsere Kräfte arbeiten sollen. — Die in den Fabriken hergestellten Waren werden sofort auf unsere Schiffe

verladen und an die verschiedenen Gemeinden verschickt. Zu gleicher Zeit vermitteln diese Schiffe auch den Verkehr zwischen den Gemeinden. Alles Übrige, das Leder für die Sandalen und Riemen, die Kochtöpfe und die Matten, auf denen wir schlafen, wird von den Sklaven im Dorfe angefertigt; und anderer Dinge bedürfen wir nicht."

„Und wer verfertigt solche Gegenstände, die besondere Akkuratesse und eine geschickte Hand beanspruchen, zum Beispiel die Uhren?" fragte ich. „Sind Euere plumpen halbwilden Sklaven imstande, dergleichen fertig zu bringen?"

„Uhren!" entgegnete Jesrar lachend. „Euere Frage belustigt mich! Was sollen wir mit Uhren beginnen? — Sagte man nicht schon zu Euerer Zeit, — dem Glücklichen schlägt keine Stunde?"

„Nehmt mir meine Frage nicht übel, Jesrar," entschuldigte ich mich. „In dem Jahrhundert, dem ich angehöre, wäre es undenkbar gewesen, ohne solche Kunstwerke zu existieren, und es fällt mir schwer, die Welt von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten."

„Was kümmert uns der Lauf der Zeiten in diesem stillen Erdenwinkel, mein Freund!" entgegnete der Greis.

„Weilt Ihr denn immer hier am selben Orte, Jesrar?"

„Die Stätte hier ist unsere Heimat, unser Hort," erwiderte der Alte. „Doch ereignet es sich wohl bisweilen, daß wir ihr den Rücken kehren und weite Reisen unternehmen. Auch von unseren jungen Leuten waren etliche schon in Australien und in Neu-Guinea, ja die älteren von ihnen kennen sogar Java."

„Und wie erreicht Ihr diese Länder, welches sind Euere Verkehrsmittel?" fragte ich. „Die Umgegend bereisen wir zu Fuß," entgegnete der Greis. „Das ist die angenehmste Art zu reisen. Man muß es nur einmal mit erlebt haben, wie fröhlich es auf diesen Wanderschaften hergeht, wie munter und glücklich Alle sind. Unsere mutwilligen, jungen Geschöpfe gleichen dann einer Schar der Schule entlaufener Kinder, so übermütig lachen und scherzen sie, laufen um die Wette, haschen sich und klettern auf die Bäume. Nur hat die Freude der Schulkinder einen anderen Ursprung; sie jubeln, weil sie dem Zwang der Schule entronnen sind, unsere Freunde freuen sich nur des Augenblicks, ohne daß sein Glanz durch einen Vergleich mit der Vergangenheit verstärkt zu werden brauchte. — Die Inseln der Umgegend erreichen wir auf Pirogen, — Fahrzeugen, welche denen der alten Polynesier ähnlich sind und vermittelst Ruderstangen in Bewegung gesetzt werden. Diese Ruderkähne haben sich als die geeignetesten und sichersten Beförderungsmittel auf dem Meere bewährt. Zu

weiteren Reisen benutzen wir die Segelschiffe, die uns, wie ich Euch schon erzählte, zwei oder dreimal im Jahre unsere Warenvorräte aus den Fabriken bringen."

„Und weshalb baut Ihr keine Dampfschiffe?" fragte ich. „Mit Dampf läßt sich das Reisen doch viel schneller und einfacher bewerkstelligen. Oder wollt Ihr vom Dampf auch nichts mehr wissen?"

„Wollt Ihr Euch wirklich über uns klar werden, so müßt Ihr Euch nicht immer wieder in das neunzehnte Jahrhundert versetzen," sagte der Greis. „Übrigens wurde auch schon damals der Dampf durch die Elektrizität verdrängt. Man nutzte den Wind und die Wasserkraft, die Wasserfälle und Stromschnellen aus, wie wir das heute noch thun, um die Maschinen in unseren Fabriken in Betrieb zu bringen. Fragt Euch aber doch nur, weshalb Euch zu Euerer Zeit die schnellen Beförderungsmittel so wichtig erschienen und zu welchem Zweck Ihr deren bedurftet; Haß und Habgier waren Euere Motive! Euere Feinde wolltet Ihr vernichten, Tod und Schrecken brachte das Dampfroß über die feindliche Schwelle! Oder es lockte Euch Reichtum und Gewinn! Je schneller die Ware verkauft war, desto sicherer füllte sich Euer Beutel! Wir aber kennen weder Krieg noch Handel, weder Haß noch Habgier, was sollte eine erhöhte Geschwindigkeit uns nützen? Diese armseligen Dampfschiffe. Sind sie es wirklich wert, sich über sie so

zu ereifern? Haben wir uns doch eines Beförderungsmittels entäußert, dessen Schnelligkeit die des Dampfes wohl um das Zehnfache überholte und die dabei bedeutend einfacher zu handhaben war! Ich meine die Flugmaschine. Noch im zweiundzwanzigsten Jahrhundert benutzten die Menschen sie und waren damit imstande wie die Vögel durch die Luft zu fliegen."

„Davon hast Du uns nie erzählt, Jesrar," mischte sich einer der Jünglinge in das Gespräch. „Weshalb erlaubst Du uns nicht auch zu fliegen? Müßte das lustig sein!"

„Das kann ich Dir nicht erklären, mein junger Freund; Du würdest mich doch nicht verstehen," sagte der Greis. „Laß Dir nur sagen, daß Du sicherlich zur Erde niederstürzen und Dich arg verletzen würdest. — Euch aber will ich die Gründe darlegen, aus denen wir es nicht einmal für wünschenswert halten, daß es den Menschen gestattet würde, einander auf so schnelle und leichte Weise zu erreichen," fuhr er zu mir gewandt fort. „Es würde der Zivilisation und dem Fortschritt Thür und Thore öffnen. Wären die Menschen so frei wie die Vögel in den Lüften, es dauerte nicht lange, und die alten traurigen Zustände hätten sich wieder eingenistet. Neid, Zwietracht und Unzufriedenheit hielten von Neuem ihren Einzug und in Jammer und Elend schleppte die Menschheit an ihrem Dasein. Nur im

Gleichmaß und im Frieden suchen wir das Heil! Vor allen Dingen würde aber ein so reger Verkehr uns Beschützern unser Amt sehr erschweren, ja es uns vielleicht ganz unmöglich machen, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts so streng zu überwachen wie heute. Daß davon aber unsere ganze Wohlfahrt abhängt, habe ich Euch gestern schon gesagt."

„Auch auf mich übt der Friede und die Weltabgeschiedenheit, in der Ihr hier lebt, einen ganz eigenartigen Zauber aus," sagte ich. „Wie thöricht und naturwidrig erscheint mir jetzt das Treiben der Menschen im neunzehnten Jahrhundert! War das ein Hasten und Jagen von früh bis spät! Kraft und Gesundheit setzte man daran, wenn es galt, dem Nächsten den Rang abzulaufen. Immer weiter, immer weiter, nur vorwärts, nur nicht rasten, nur nicht sich Ruhe gönnen! Und was hat man mit all dieser sinnlosen Hetzjagd erreicht? — Freilich muß ich hinzufügen, daß es auch Ausnahmen gab, daß nicht alle es so toll und sinnlos trieben, ja daß schon damals Menschen existierten, die sich aus dem Weltgetriebe hinaussehnten und in der Natur ihr Glück und ihren Frieden suchten und fanden."

„Daß auch Ihr zu diesen Ruhebedürftigen gehört, freut mich ganz aufrichtig," sagte der Greis. „Ist mir das doch eine Bürgschaft dafür, daß Ihr unseres Lebens

hier nicht überdrüssig werden könnt. Um Geschmack an dem geräuschvollen Treiben der Welt zu finden, muß der Mensch sein ursprüngliches Wesen ganz abgelegt haben. Aber der Fortschritt bedurfte dieses rastlosen Treibens, denn sonst war seine Macht gebrochen. Auch hätte ein Leben, wie wir es führen, die Menschen der damaligen Zeit nicht zu befriedigen vermocht; war es ihnen doch ein Hochgenuß, Schwierigkeiten zu überwinden und ihre Energie, ihre Arbeitskraft zu bethätigen. Glücklicherweise giebt es heute nicht mehr solche Naturen! Ich sage glücklicherweise, denn wenn man bedenkt, welche Leiden vorausgegangen sein mußten, um solche Charaktere herauszubilden, so kann man nur das tiefste Mitleid mit ihnen haben. Wem das Schicksal nichts als Leiden und Qualen gebracht hat, wem das Leben ein steter Kampf war, dem kann man es auch nicht übel nehmen, wenn er sich, will er nicht ganz unterliegen, der Welt gegenüber mit Herzenshärte wappnet und ihr einen eisernen Willen entgegensetzt. Hunderte von Jahren gehörten dazu, um durch Leiden und Entbehrungen diesen Starrsinn in den Menschen groß zu ziehen, der auch nur eine krankhafte Ausgeburt Euerer Zeit war. Wir aber kennen weder Entbehrungen noch Leiden, drum sind uns auch Herzensverbitterung und Starrsinn, deren natürliche Folgen, fremd geblieben. Die Menschheit hat Jahrtausende hindurch leiden müssen

und nur abermals neue Leiden damit hervorgerufen, möge sie jetzt in Frieden ihr Dasein genießen!"

„Nur noch eines sagt mir, Jesrar," begann ich. „Auf welche Weise übt man bei Euch die obrigkeitliche Gewalt aus? Ist sie auch so einfach organisiert, wie alles Übrige hier?"

„Darüber kann ich Euch nur wenig mitteilen," entgegnete der Greis. „Und zwar aus einem sehr natürlichen Grunde: wir kennen bei uns weder eine obrigkeitliche Gewalt, noch Gesetze, noch haben wir überhaupt eine Verfassung. Unser ganzes Geschlecht ist in Gemeinden eingeteilt, die, unabhängig von einander, genau so organisiert sind wie die unsrige. Das Einzige, was diese Gemeinden mit einander verbindet, sind die Beschützer, die alle zwei oder drei Jahre zusammenkommen, um sich zu beraten. Gerade jetzt haben sich zum Beispiel alle Beschützer der Tahiti-Inseln zusammengefunden, um verschiedene wichtige Angelegenheiten zu ordnen. Auch mein Gefährte mit seiner Frau nimmt Teil an dieser Beratung und deshalb seid Ihr ihm hier noch nicht begegnet. Bei diesen Zusammenkünften tauschen wir unsere Erfahrungen und Beobachtungen inbezug auf unsere Freunde aus, berichten uns gegenseitig von der Bewegung unserer Bevölkerung, beraten über Plätze, die sich zu neuen Ansiedelungen eignen dürften, sprechen über geplante Exkursionen und bevor-

stehende Versetzungen der Beschützer u. s. w. Von obrigkeitlicher Gewalt ist aber bei diesen Zusammenkünften nie die Rede, da wir stets nur das allgemeine Wohl im Auge haben. Bei diesen Gelegenheiten bewohnen wir ein gemeinsames Zelt und nutzen die Zeit nur damit aus, die Interessen des Menschengeschlechts zu fördern. Außer diesen Zusammenkünften giebt es aber noch andere, die einen feierlichen Charakter haben. Diese Versammlungen finden nur alle zweihundert Jahre statt, und zu ihnen werden alle Beschützer aller Gemeinden zusammenberufen. Die Beschlüsse, die auf diesen Versammlungen gefaßt werden, sind für uns und unsere Nachfolger zweihundert Jahre hindurch bindend, und ihre Unantastbarkeit wird unseren Söhnen von Jugend auf scharf eingeprägt. Euch mag wohl der Zeitraum zwischen diesen Versammlungen sehr groß erscheinen, wir haben das aber absichtlich so eingerichtet, um weniger Veranlassung zu Abänderungen von Beschlüssen zu geben und damit jedem Fortschritt zu steuern. Es ist unsere heiligste Pflicht, nie eigenmächtig an diesen wohldurchdachten Bestimmungen zu rütteln, und auch unsere Söhne werden von frühester Jugend an darauf aufmerksam gemacht. Die nächste große Versammlung findet in fünf Jahren statt. Ein großer feierlicher Tag, an dem wir uns der Erfolge rühmen können, die wir in den verflossenen Jahrhunderten

erzielten. An den neuen Beschlüssen, die an diesem Tage gefaßt werden sollen, wird schon lange gearbeitet. Sie betreffen das Körpermaß des neuen Geschlechts und die Bestimmungen über die Mütter. Das wäre auch Alles, was ich Euch über eine Organisation zu sagen hätte, wenn es nicht noch etwas gäbe, was wir aus der Vergangenheit zu uns herübergenommen haben. Das ist jedoch etwas so Unwesentliches, daß wir uns kaum darnach richten. Davon erzähle ich Euch ein anderes Mal."

„Wie groß das Alles ist in seiner Einfachheit!" rief ich voll Begeisterung. „Ganz klar erkenne ich jetzt, was Ihr bezweckt!

Groß in der Einfachheit und Überfluß im Mangel! Das ist der Inbegriff Eures Strebens. So schlicht und einfach auch Alles bei Euch ist, so lebt Ihr doch im Überfluß und habt Alles, was Ihr bedürft."

„Wir haben Alles, was wir brauchen, weil wir uns alles Unbrauchbaren entledigt haben," sagte der Greis, und ein stolzes Lächeln umspielte seinen Mund.

## IV.

Jesrars Erzählungen hatten mein lebhaftes Interesse erregt. Voll Bewunderung ließ ich alles Neue und Schöne, was er vor mir ausgebreitet hatte, noch einmal an meinem geistigen Auge vorüberziehen und stieß dabei auf einen Punkt, den er mir noch näher zu erklären versprochen hatte.

„Ihr erwähntet verschiedene Male ein Heilmittel, das Ihr ‚Nirwana' nanntet," begann ich. „Auch mir hat dieses Mittel schon gute Dienste geleistet. Ist es Euch recht, mir Aufklärung darüber zu geben, und wollt Ihr mir sagen, woraus es besteht, und welche wichtige Bedeutung es für Euch hat?"

„Freunde!" rief der Alte sich lebhaft aufrichtend einigen Jünglingen zu, die sich in unserer Nähe gelagert hatten und begierig den Reden ihres Beschützers lauschten. „Freunde, laßt mich für einige Augenblicke mit unserem Gaste allein, ich habe unter vier Augen mit ihm zu reden." — —

„Es ist mir nicht möglich, in ihrer Gegenwart darüber zu sprechen," fuhr er fort, nachdem die erstaunt aufhorchenden jungen Freunde sich entfernt hatten.

„Also, Nirwana ist ein Gift, — ein stark wirkendes Gift, das den sicheren Tod herbeiführt, — und vom Tode brauchen unsere Kinder nichts zu hören. Ich bitte Euch darum, ihnen nichts von dem, was ich Euch sagen werde, wiederzuerzählen."

Ein entsetzlicher Gedanke durchkreuzte plötzlich mein Hirn. Das Unmöglichste schien mir hier möglich, wo ich schon so viel des Wunderbaren gehört hatte.

„Ihr erschreckt mich, Jesrar," rief ich aus. „Sollte es denkbar sein, daß Ihr dieses Mittel benutzt, um Menschen zu töten?"

„Wir erleichtern ihnen damit das Sterben, und da Ihr selbst davon zu sprechen angefangen habt, so stehe ich nicht an, Euch weitere Aufklärungen über diesen Punkt zu geben. Wie unsere Freunde leben, wißt Ihr bereits; erfahret nun auch, wie sie sterben. Leider kann ihr Leben nur von kurzer Dauer sein, es währet fünfunddreißig, höchstens vierzig Jahre. Da wir sie weder das reifere, noch das Greisenalter erreichen lassen, bleibt ihnen nur die schöne Jugendzeit, aber ihre Lebensdauer wird verkürzt. Ihre Schönheit und ihre Jugendfrische bewahren sie sich bis zum letzten Augenblick, dann aber kommt ganz plötzlich das Alter mit seinen Schwächen

über sie und oft ergrauen sie in wenigen Monaten. Ihre Haut erschlafft, wird welk und runzelig, und das Spielen übt keinen Reiz mehr auf sie aus: das sicherste Anzeichen des herannahenden Endes. Diese kurze Lebensfrist ist möglicherweise auch ein Segen für die lieben Geschöpfe, wenn es ihnen doch nicht vergönnt ist, sich bis in das höchste Alter ihre geistige Frische und ihren Frohsinn zu bewahren. Ist das Leben des Lebens wert, wenn es uns nur noch Enttäuschungen zu bieten vermag, wenn ein gebrechlicher Körper uns unfähig macht, an seinen Freuden Teil zu nehmen? — Trotzdem hat der Gedanke an den Tod etwas Entsetzliches für unsere jungen Freunde. Sie sind sehr zart besaitet, sie haben ein leicht erregbares Gemüt und empfinden jeden Kummer, jeden Schmerz auf das Tiefste. Jeder Schlag trifft sie mit doppelter Gewalt, weil sie an ein wolkenloses Dasein gewöhnt und gegen den Schmerz nicht abgehärtet sind. Euch ist das vielleicht schwer verständlich, weil Ihr und Eure Zeitgenossen von Leiden und Sorgen derart bedrängt wurdet, daß Ihr ein harmlos frohes Leben kaum dem Namen nach kanntet. Auf unsere sorglosen, fröhlichen Kinder macht das Sterben einen ganz besonders erschütternden Eindruck und unsere Herzen krampften sich vor Mitleid zusammen, wenn wir ihre schreckensbleichen Mienen sahen. All ihr Frohsinn war plötzlich erloschen, ratlos irrten sie umher, warfen sich in ihrer Verzweiflung

zu Boden, schlugen um sich, schluchzten und weinten und waren auf keine Weise zu beruhigen. So ging das nicht weiter, deshalb beschlossen wir, alles daran zu setzen, sie von dieser Seelenpein zu befreien. Und das ist uns teilweise auch gelungen. Machen wir jetzt die Beobachtung, daß das Ende eines dieser lieben Geschöpfe herannaht, sei es infolge von Krankheit, was freilich eine Ausnahme ist, oder im Zwang der Jahre, so geleiten wir es an einen einsam gelegenen Ort und helfen ihm dort über die schwere Stunde hinweg. Das Nirwana leistet uns dabei gute Dienste. Ihr selbst habt seine segensreiche Wirkung an Euch erprobt, eine etwas größere Dosis aber genügt, dem Leben schmerzlos ein Ende zu machen. Je näher der Tod an den Sterbenden heranrückt, desto größere Mengen des starken Giftes verabreicht man ihm. Das Bewußtsein beginnt sich zu umnachten, aber die Phantasie wird immer reger. Die schönsten Träume umgaukeln ihn, und da er imstande ist, Alles zu verstehen, was wir sprechen, bemühen wir uns, ihm die schönsten Bilder vor die Seele zu rufen. Mit einem Lächeln auf den Lippen schläft er ins Jenseits hinüber. Wie das Abendrot erlischt sein Leben, ganz leise, leise holt ihn der Tod hinweg und er folgt ihm ohne Widerstreben. Welch eine Wohlthat! Wie schwer war in früheren Zeiten das Sterben, wie klammerte sich das Leben an den siechen Körper, welche Folterqualen mußte

der Sterbende erdulden, ehe ihm die Erlösung ward! Dann tragen wir den Leichnam an den Strand, beschweren ihn mit einem Stein und senken ihn in die Fluten. „Ach, mein Freund,“ fuhr der Greis fort, „alle Pflichten, die wir an unseren lieben jungen Freunden zu erfüllen haben, werden uns leicht — diese Pflicht indessen fällt uns entsetzlich schwer. Vermissen später die Überlebenden ihren lieben Gefährten und bestürmen sie uns mit Fragen, wo er geblieben,“ fuhr der Alte fort, „dann suchen wir ihnen sein Verschwinden mit einem Märchen zu erklären und sagen ihnen, daß es den Menschen nur eine geraume Zeit vergönnt sei, hier auf der Erde zu weilen. Sobald diese Zeit abgelaufen, senke sich eine Wolke zur Erde hernieder, umhülle sie und hebe sie mit sich empor zum Himmel. Tief im Ätherblau verborgen, führten sie dann dort oben, auf der Sonne oder auf einem anderen Gestirn, mit vielen Freunden und Gefährten ein neues Leben, das dem auf Erden an Seligkeit nicht nachstände. — Leider ist es uns aber bisher doch noch nicht gelungen, sie mit diesen Erzählungen vollständig zu beruhigen. — Sie haben das dunkle Gefühl, daß wir ihnen etwas zu verheimlichen trachten, um ihnen Kummer und Schmerzen zu ersparen; auch wissen sie, was es mit dem Tode auf sich hat, weil sie gehört haben, daß die Tiere sterben müssen, und weil sie durch Überlieferungen

erfuhren, was ihre Gefährten in früheren Zeiten gelitten hatten. Wir hoffen aber, daß sich diese Eindrücke mit der Zeit ganz verwischen werden, und in einigen Gemeinden hat man das auch schon jetzt erreicht. — Wir versuchen es, ihnen die Überzeugung beizubringen, daß es in unseren Zeiten überhaupt keinen Tod mehr giebt, daß nur die früheren Geschlechter, die noch nicht eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hatten, ihm unterworfen waren und daß diese die Reise in ein anderes Land angetreten hätten. Unser größter Triumph soll es sein, wenn wir den neuen Menschen nicht nur die Furcht vor dem Tode genommen, sondern ihnen sogar die Überzeugung eingeimpft haben werden, daß es keinen Tod giebt. Werden sie dadurch auch nicht wirklich unsterblich, so werden sie sich doch dafür halten, und ist das nicht gleichbedeutend? Und ich bin sicher, daß wir dieses Ziel erreichen werden."

„Das ist freilich das Wundersamste, was ich hier bis jetzt vernommen habe, Jesrar!" sagte ich. „Nicht nur, daß Ihr den Menschen ewige Jugend und ein ungetrübtes Glück verliehen, daß Ihr sie von dem Fluch der Arbeit erlöst habt, Ihr nahmt ihnen auch die Schrecken des Todes, und damit habt Ihr die Gottheit selbst übertroffen! Wie soll ich mir Eure Macht erklären? Wie soll ich es fassen, daß Ihr imstande seid, die Menschen von ihrer eigenen Un-

sterblichkeit zu überzeugen? Aber warum sollte ich Euch nicht auch diese Kraft zutrauen? Was wäre Euch nicht möglich! Freilich, hätte ich es nicht aus Eurem eigenen Munde, ich hielte es für Phantasieen eines Fieberkranken! Wollt Ihr noch immer leugnen, daß Ihr ein Gott seid, Jesrar?"

Lächelnd blickte der Greis auf mich hernieder.

„Und seid Ihr wirklich kein Gott," fuhr ich in meinem wirren Reden fort, „so sagt mir wenigstens, ob Ihr an einen solchen glaubt! Habt Ihr eine Religion und woran glauben die neuen Menschen?"

„Wie ich Euch schon sagte, glauben sie an ein zukünftiges Leben," antwortete mir der Greis. „Auch an ein höheres Wesen glauben sie und stellen sich in ihrer Phantasie darunter einen Beschützer der abgeschiedenen Seelen vor. Wir machen sie mit den Grundideen der Religion bekannt und Alles, worüber wir ihnen keinen Aufschluß geben wollen oder können, führen wir auf den Willen dieses höheren Wesens zurück. Auf diese Weise ergänzen wir ihre Anschauungen von der ewigen Wahrheit, und sie fühlen sich vollkommen dadurch befriedigt. Dem Sonnenball bringen sie, weil er der Gottheit am nächsten ist, die größte Verehrung dar und erblicken in ihm den Schöpfer der Welt und den Erhalter alles Lebens. Und ist die Sonne nicht in der That der Urquell alles Seins? Sie wärmt uns, sie

ernährt uns, sie stählt unsere Willenskraft, sie erheitert unsere Sinne und weckt das Leben in der Natur. Jeden Morgen bringen wir ihr beim Erwachen unsere Huldigung dar, jeden Morgen grüßen wir sie von Neuem! — Im Übrigen bringen unsere jungen Freunde allen religiösen Fragen eine große Gleichgiltigkeit entgegen, wofür die Gründe wohl leicht zu finden sind: das Bedürfnis, in der Religion und in Gott sein Heil und seine Zuflucht zu suchen, stellte sich bei den Menschen gewöhnlich erst ein, wenn das Leben ihnen Enttäuschung und Kummer gebracht hatte; lachte ihnen das Glück, so war auch ihr Herrgott vergessen, — unseren Freunden blieben jedoch so bittere Erfahrungen von jeher fern, woher sollte ihnen der Wunsch nach göttlichem Beistand kommen?"

„Und Ihr, Jesrar? Wie haltet Ihr es mit der Religion?" fragte ich.

„Was uns anbelangt, so sind wir Skeptiker," entgegnete der Greis. „Nichts leugnen und nichts anerkennen, — das ist unser Wahlspruch. Gleich den Skeptikern sind auch wir bereit, Alles einzuräumen, und sind von Nichts zu überzeugen, wofür man uns nicht unbestrittene Beweise liefern kann, und wir sind sogar der Ansicht, daß es unserem armen beschränkten Menschenverstande gar nicht möglich ist, Beweise aufzustellen, die nicht widerlegbar wären. Eure Philosophen behaupteten,

daß es ein Absolutes giebt, aber so viel wir armen Menschenkinder auch darüber nachgegrübelt haben, auch dieses Absolute ist für uns nur ein relativer Begriff geblieben. Übrigens halten wir es auch für völlig zwecklos, solange wir an diese Erde gebunden sind, über derartige Fragen nachzugrübeln und zu diskutieren. Vielleicht giebt uns ein anderes Leben Aufschluß darüber, obgleich wir auch nicht sicher wissen können, ob es ein solches Leben giebt. Und giebt es eins, wer bürgt uns dafür, daß unser Erkenntnisvermögen dort ein weniger beschränktes sein wird, daß wir nicht auch dort unlösbaren Rätseln gegenüberstehen werden? Sollte aber dieses Absolute, d. h. uns ganz Unerklärliche, wirklich existieren, könnte etwas uns so fern Liegendes uns auch nur im Geringsten interessieren, könnten wir es für etwas unbedingt Notwendiges halten?"

„Ach, Jesrar! Wie ist es möglich, daß Ihr solche Reden führt?" rief ich aus. „Glaubt mir, es giebt ein Absolutes, es giebt höhere Gewalten, und sie beschäftigen sich viel mehr mit uns Menschen, als Ihr ahnt! Bin ich doch sogar fest davon überzeugt, daß all Euer vielgepriesenes Glück nur ihrer Hände Werk ist!"

„Sehr möglich, mein Freund! Sehr möglich!" entgegnete der Alte. „Wir behaupten ja auch nicht einmal, daß es nicht ein anderes Leben giebt, nur haben wir keine sicheren Beweise dafür. So können wir es uns

auch vorstellen, daß es ein Absolutes giebt, wenn wir unter dieser Bezeichnung auch keinen personifizierten Gott verstehen, sondern eine Kraft, zu der wir wohl in keiner Beziehung stehen, die aber absolut positiv und kein relativer Begriff ist. Betreffs Eurer Behauptung, daß wir unser Glück möglicherweise diesem großen Geiste zu verdanken haben könnten, kann ich Euch nur sagen, daß ich das für völlig unzutreffend halte. Unser Glück verdanken wir nur uns selbst! Ruft Euch die Geschichte des Menschengeschlechts in das Gedächtnis zurück, erinnert Euch jenes erhabenen Menschen, der vor zweitausend siebenhundert Jahren auf der Grenze der alten und der neuen Welt zum Leben erwachte! Er war ein Gott, der Mensch geworden war, hieß es in Eurem Glaubensbekenntnis. Und was hat dieser Gott zum Glück der Menschheit beigetragen? Was hat er gelehrt und was hat seine Lehre den Menschen für Nutzen gebracht? Dulden und leiden sollten sie um der ewigen Seligkeit willen! Und wie groß war die Zahl derer, die sich nach diesen Lehren richtete? — Ihr seht also, den Menschen das irdische Glück zu verschaffen, reichte seine Macht nicht aus und das wußte er, deshalb war das Glück, das er ihnen in Aussicht stellte, nicht von dieser Welt. Diese Hoffnung genügte aber den Menschen alle die Jahrhunderte hindurch nicht und sie bauten so wenig auf jenes in Aussicht gestellte Paradies, daß sie ohne-

ein irdisches nicht auszukommen vermochten. Um in den Himmel eingehen zu können, muß man schon auf Erden ein seliges Leben geführt haben, da der Weg dorthin nicht durch die Hölle geht. Die Nichtachtung des materielleu Glücks, des Weltlichen war das Fehlerhafte an dieser Lehre, ein verhängnisvoller Fehler, denn nur ihm ist ihr Mißerfolg zuzuschreiben.

Und nun überlegt Euch einmal: wenn solch ein großer Meister, ein Gott, wie Ihr sagtet, der Mächtigste, nicht imstande war, den Menschen das irdische Glück zu geben, ja wenn er nicht einmal den Versuch dazu machte, wie wäre es wohl anderen Mächten, die ihm untergeordnet waren, möglich gewesen, das zu vollbringen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß diese Mächte es den Menschen überließen, sich aus eigener Kraft zu helfen? — Jedenfalls bauten wir nicht darauf, daß irgend welche höhere Mächte sich die Mühe nehmen würden, uns irdisches Glück zu schaffen, und die Gründe, die wir hatten, an ihren Absichten zu zweifeln, waren auch gewiß stichhaltig genug. Warum sollten sie es hunderte und tausende von Jahren gleichmütig mit angesehen haben, wie die Menschen unter ihren Sorgen und Lasten stöhnten, wie sie unter ihnen zusammenzubrechen drohten, wenn jene Mächte den Menschen zu helfen beabsichtigten? — Deshalb nahmen wir armen Sterblichen es kurz entschlossen auf uns, die Erde zum

Paradiese zu machen und so weit unsere schwachen Kräfte es ermöglichten, haben wir diese Aufgabe gelöst. Was wir nicht ausführen konnten, das haben wir Euren höheren Mächten zu vollbringen übrig gelassen."

Ein spöttisches Lächeln umspielte bei diesen Worten die Lippen des Greises.

„Warum werft Ihr den Göttern Ohnmacht und Mangel an Interesse vor?" begann ich von Neuem. „Sollte man diesen Vorwurf nicht eher den Menschen machen? War es nicht ihr böser Wille, ihre Abneigung ihrem großen Lehrmeister nachzufolgen, was ihrem irdischen Glück im Wege stand? Hätten die höheren Mächte, wenn sie ihnen dieses Glück geben wollten, nicht vorerst ihren bösen Willen brechen müssen und damit auch jede andere Willenskraft an ihnen ertötet? Was wäre der Mensch aber ohne seinen freien Willen? Eine Maschine, ein Automat, — ein Tier!"

„In diesem Falle wäre es besser, das Menschengeschlecht hätte überhaupt niemals existiert," sagte der Greis. „War es den höheren Mächten nicht möglich, die Menschen auf eine andere Weise glücklich zu machen, mußten sie dieselben zum Tier erniedrigen, dann war es eine unverzeihliche Grausamkeit, sie ins Leben zu rufen! Wie Ihr darauf kommen konntet, mir eine derartige Einwendung zu machen, ist mir ganz unverständlich! Oder ist Euch noch immer nicht Alles ganz klar? Wie

mir scheint, ist Euch Alles wieder entfallen, was Ihr hier im Laufe zweier Tage zu beobachten Gelegenheit hattet. Oder findet Ihr, daß die Menschen, denen Ihr hier begegnet seid, nicht glücklich sind?“

„Gewiß sind sie glücklich, vollkommen glückliche Geschöpfe,“ entgegnete ich.

„Und doch sind es die Nachkommen jener verderbten Geschlechter, die wir zu glücklichen Geschöpfen gemacht haben,“ sagte der Greis. „Jener Geschlechter, die sich aus Böswilligkeit ihrem eigenen Glücke widersetzten! Hatten wir es deshalb aber nötig, ihren Willen zu brechen, mochte er auch noch so böse sein? Haben wir nicht Alles mit Gutem erreicht, bedurfte es von unserer Seite der geringsten Gewalt? Danken wir nicht der Zuchtwahl alle unsere Erfolge, auch die sittliche Veredlung des Menschengeschlechts? Sagte ich Euch nicht auch, daß es unser Prinzip ist, uns nie dem Bösen zu widersetzen? Habt Ihr an diesen beiden Tagen auch nur einmal bemerkt, daß ich einem der jungen Geschöpfe Zwang anlegen oder es tadeln mußte? — Als wir das neue Menschengeschlecht ins Leben riefen, übernahmen wir auch, es zu erziehen und zu leiten, und noch heutigen Tages sind wir unseren jungen Freunden Autorität, wenn sie uns auch das größte Vertrauen entgegen bringen. War das aber zu Euren Zeiten anders, übten Eure Eltern, Erzieher und die kirchliche Obrigkeit nicht

die gleiche Gewalt aus? Hat Euer größter Lehrmeister, der Euch Gesetze gab und Euch durch seinen Lebenswandel zum Vorbild wurde, nicht genau dasselbe gethan? Sahen nicht alle diese Leiter und Führer der Menschen sich genötigt, ihre Maßregeln mit Gewalt durchzuführen, mußten sie Euch nicht zuvor Eurer Freiheit berauben, um Euch ihre Wohlthaten angedeihen zu lassen? — Darum frage ich Euch: wenn es uns schwachen Sterblichen möglich war, das Menschengeschlecht in den Hafen des Glücks zu geleiten, ohne Gewaltmittel anzuwenden, weshalb sollte das den höheren Mächten nicht möglich gewesen sein? Lag es an ihrem Unvermögen, oder wollten sie es einfach nicht?" Was hätte ich auf diese Frage antworten können? Ich zog es vor, zu schweigen und auch Jesrar versank in tiefes Sinnen.

„Es war auch die höchste Zeit, das Lebensschiff der Menschen in einen friedlichen Hafen zu lenken," begann er nach einer ganzen Weile. „Das Übel, der Jammer, das Elend nahmen gewaltig überhand. Krankheit und Schmerzen, das qualvolle Sterben, der Todeskampf, — sind das nicht ganz unnötige und unerhörte Grausamkeiten? — Denkt Euch aber einmal das Ächzen und Stöhnen all der Millionen von Sterbenden in einen Laut zusammengeschmolzen, wie entsetzlich müßte das klingen! Was sind aber alle Todesqualen im Vergleich zu den Leiden, welche die Menschen während ihrer

Lebenszeit zu erdulden hatten? Wie Viele kehrten dem Leben nach dem ersten heftigen Schlag, der sie traf, freiwillig den Rücken, um nur ja dem zweiten zu entfliehen. Laßt alle die körperlichen und seelischen Schmerzen, denen Eure Zeitgenossen unterworfen waren, an Eurem geistigen Auge vorüberziehen, horcht auf das Wehegeschrei aller Kranken und Verwundeten, seht die Thränen der Frauen und Kinder, all den Jammer der Bedrängten und Armen, der Schwachen und Unterdrückten, den Abschiedsschmerz der Sterbenden, — und dann fragt Euch, wie es möglich war, daß dieser Jammer, der die Welt in seinen Grundvesten erzittern machte, nicht zum Himmel emporschrie? Warum Eure höheren Mächte trotz all dieses Jammers ungerührt blieben und den armen Leidenden nicht zu Hilfe eilten? Stellt Euch einmal vor, daß Ihr oder ich oder irgend ein anderer Sterblicher Herrscher der Welten wäre und erhörte das Wehegeschrei! Würden wir nicht allen Sündern hundertfach all ihre Schuld vergeben, so gewaltig sie auch sei, wenn wir sie nur wieder froh machen und der Welt ihren Frieden wiedergeben könnten? Ihr werdet vielleicht sagen, daß die sündhafte Natur des Menschen diesem Frieden, diesem Glück nicht zugänglich ist? O, wenn ich der allmächtige Gott wäre, wie wollte ich diese Natur niedertreten und vernichten, damit sie mir nicht den Weg zu den Herzen der Menschen versperre, damit ich

nahe, ganz nahe an sie herantreten, ihre Thränen trocknen, sie an meine Brust ziehen, ihnen verzeihen und ihnen für alle Zeiten Glück und Frieden wiedergeben könnte! — Ach, mein Freund, ich bin wohl Skeptiker und vermag nicht so bedingungslos zu glauben wie Ihr, — aber trotzdem empört mich der Gedanke, daß Gott, falls er wirklich existiert, sich den Menschen so fern hält, daß er all ihre Thränen nicht sieht und ihr Weinen nicht hört, diese Thränen, welche die Erde überschwemmt haben und nie wieder ungeweint zu machen sind! Es ist ein Glück, daß ich Skeptiker bin, denn glaubte ich so fest wie Ihr an eine höhere Macht, welche Entrüstung müßte sich meinem Schmerz noch zugesellen, wie empört müßte ich über alle diese Grausamkeiten sein! Unendlich viel leichter ist all das Elend zu ertragen, wenn man sich sagen muß, daß Alles in der Welt vom Zufall abhängt, daß Alles, was geschieht, weder Zweck noch Ziel hat, daß Niemandem die Schuld an allem Unglück beizumessen ist. Denn gäbe es einen Urheber all der menschlichen Leiden, unsere Empörung fände keine Grenze!" — Jefrars Gemütsbewegung hatte sich von Minute zu Minute gesteigert und vergeblich bemühte ich mich, ihn zu beruhigen. Endlich glaubte ich das Rechte gefunden zu haben, um ihm Trost zu spenden und seiner Seele den Frieden wieder zu geben, aber leider erreichte ich damit gerade das Gegenteil.

„Ich kann es wohl verstehen, Jefrar," begann ich, „daß Euch das traurige Schicksal, dem die Menschen in früheren Zeiten unterworfen waren, tief zu Herzen geht, besonders, da Ihr heute von all dem Elend erlöst seid. Auch mir ist Vieles unverständlich geblieben, doch tröste ich mich damit, daß alle Leiden, alles Elend der Welt gegeben wurde, um die Seelen der Menschen zu läutern, und daß die Weihe des Unglücks ihnen auf diese Weise zum Segen gereichte."

Als hätte ihn eine Natter gestochen, so heftig sprang Jefrar von seinem Sitz in die Höhe. Seine Züge verzerrten sich, er bebte am ganzen Körper und fahle Blässe überzog seine Wangen.

„Schweigt mir davon!" schrie er mich an. „Wie könnt Ihr es wagen, solchen Ansichten Worte zu leihen! Ich bin nicht in der Verfassung, Eure Reden kaltblütig hinzunehmen, — mein ganzes Inneres empört sich dagegen! — Wißt Ihr auch, was Ihr redet, welche Grausamkeit in Euren Worten enthalten ist? Was würdet Ihr von einem Vater sagen, der bestrebt wäre, seinen Söhnen das Leben zu verbittern, der es ihnen auf jede Weise zu erschweren suchte, sie zur Verzweiflung triebe, bis sie schließlich im Tode Rettung suchten, — von einem Vater, der sich so an seinen Kindern versündigte, nur weil er sie zu erziehen, zu vollkommenen Menschen zu machen beabsichtigte? Würde es Euch

nicht an Ausdrücken fehlen, dieses Gebaren genügend scharf zu verurteilen? Ein Scheusal würdet Ihr solch einen Menschen schelten, an seinem Verstande zweifeln und Euch voll Abscheu von ihm abwenden. Und dem himmlischen Vater wollt Ihr solche Beweggründe unterschieben? Giebt es eine Rechtfertigung, die grausamer wäre als diese? — Nur Liebe, Nachsicht und milde Zurechtweisungen dürfen wir anwenden, wollen wir unsern Kindern den rechten Weg zeigen und sie bessern. Eine Härte, die wir schon einem irdischen Vater nicht verzeihen können, wie sollten wir sie dem himmlischen vergeben, oder sie gar entschuldigen? Wie wir die Sünde verdammen, so verdammen wir auch die Grausamkeit. Von solch einem Gott würden wir uns abwenden und nichts von ihm wissen wollen. — Hebe Dich fort von uns!" würden wir sagen. „Hebe Dich fort!" —

Erschöpft sank der Greis in sich zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und verharrte lange Zeit in dieser Stellung.

„Glücklicherweise giebt es, so viel wir wissen, keine so grausamen Mächte! Es wäre auch zu traurig!" murmelte er nach einer Weile. „Aber lassen wir dieses Gespräch, es regt uns Beide nur auf," fuhr er dann mit erhobener Stimme fort. „Auch ist es zwecklos, über Etwas zu diskutieren, wovon wir Beide nichts

wissen können. Es sind nur Vermutungen, sie sind indessen so schmerzlicher Natur, daß es kein Genuß ist, sie weiter auszuspinnen. — Kommt, — es ist Zeit, das Abendbrot wird bereit sein."

Mit gesenkten Häuptern und kummervollen Mienen erhoben wir uns.

„Ich armer Mensch! Nicht zwei Tage habe ich an dieser Stätte des Glückes weilen können, ohne daß sich die Schatten des neunzehnten Jahrhunderts darüber ausbreiteten!" —

Die Stimmung während des Essens war gedrückt. Wie eine Wolke hatte sich unsere Niedergeschlagenheit auch auf die jungen Gemüter herabgesenkt. Mit verstörten Mienen blickten die Verschüchterten zu uns hinüber und auch nach der Mahlzeit kehrte ihre Munterkeit nicht in gewohntem Maße wieder. Ihre Bitten, nach dem Essen noch an das Meer zu gehen oder ein Spiel vorzunehmen, schlug Jesrar unter dem Vorwande kurz ab, daß ich dringend der Ruhe bedürfe, und er forderte mich auf, ihn in sein Zelt zu begleiten. Hier langte er einen umfangreichen Band von seinem Bücherbrett und reichte ihn mir.

„In diesem Buche findet Ihr die Geschichte des Menschengeschlechts während der letzten acht Jahrhunderte aufgezeichnet," sagte er. „Es wird Euch Aufklärung darüber geben, welchen Weg wir zurücklegen mußten,

um zu einem Glücke zu gelangen, wie wir es heute genießen."

Hocherfreut nahm ich das mir dargebotene Buch entgegen und äußerte den Wunsch, die Nacht dazu zu benutzen, seinen Inhalt kennen zu lernen. „Da würdet Ihr wohl auf Schwierigkeiten stoßen, mein armer Freund," sagte der Greis. „Wir haben weder Lampen noch Lichte, und es wird Euch wohl nichts Anderes übrig bleiben, als das Lesen bis zum morgigen Tage aufzuschieben. — Wenn aber Eure Wißbegierde so groß ist," fuhr er fort, als er meine Enttäuschung bemerkte, „so wüßte ich noch einen Ausweg. Ich selbst will Euch in kurzen Umrissen die Begebenheiten der letzten Jahrhunderte zu schildern versuchen. Es dämmert bereits, — ich will uns ein Feuer vor unserem Zelte anmachen lassen."

Knisternd leckten die Flammen an den harzigen Holzscheiten, als wir uns auf den Matten lagerten, die vor Jesrars Zelt auf dem Boden ausgebreitet waren. Ringsum herrschte tiefe Stille und der Greis begann:

## V.

„Euer Jahrhundert trug den Stempel der Unbestimmtheit, des Schwankenden an sich. Es war ein seltsames Gemisch von streng wissenschaftlichem Ernst und blindem Glauben, industriellen Bestrebungen und Militarismus, Kapital und Sozialismus, Nationalgefühl und kosmopolitischen Neigungen. In moralischer Hinsicht war dieses Jahrhundert auf der Suche nach Wahrheit, aber als es sich seinem Ende zuzuneigen begann, machten sich schon die schwachen Linien einer Strömung bemerkbar, die dem folgenden, dem zwanzigsten Jahrhundert seine Färbung geben sollte. Es waren die sozialistischen Bestrebungen, die auf Ausgleichung der Gegensätze gerichtet waren. Eine unwiderstehliche Macht drängte die bedeutendsten Zeitgenossen, sich der ungebildeten Masse anzunehmen und ihr zur Bildung zu verhelfen. Man mischte sich unter das Volk, suchte es zu belehren, versorgte es mit Büchern, gründete Schulen und Bibliotheken und sogar Universitäten, und die

krassesten Egoisten brachten die größten Geldopfer, obgleich diese Bestrebungen gar nicht von Vorteil für sie waren, ihrer bevorzugten Stellung sogar eher zum Nachteil gereichten. Eine bestimmte Partei hatte es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Banner hochzuhalten, und blindlings wie unter dem Einflusse einer Suggestion folgte man ihm, trotzdem die eigenen Interessen dadurch geschädigt wurden. In der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts war in vielen Ländern eine Durchschnittsbildung für alle Bürger durchaus selbstverständlich, und ganz gewöhnliche Arbeiter, Fuhrleute und Tagelöhner waren häufig Doktoren der Philosophie und der Rechte. Oft hatte der Arbeiter mehr Bildung und Kenntnisse als Brot. Die natürlichen Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Das Volk hatte das volle Verständnis für das Unzulängliche seiner Stellung, vermochte jedoch nichts an ihr zu ändern. Da die Bildung Allgemeingut geworden war, regte sich in ihm auch der Wunsch nach einer Teilung der irdischen Güter, und schließlich kam es so weit, daß der Sozialismus, die Theorie einer wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung, die schon im neunzehnten Jahrhundert bedeutende Erfolge zu verzeichnen hatte, im zwanzigsten Jahrhundert in den unteren und mittleren Klassen als das einzig Richtige angesehen wurde, und es fehlte nur wenig, so wäre sie praktisch eingeführt worden. In einigen Ländern, wie z. B. in

Frankreich, bürgerte sich der Sozialismus auch sehr bald ein, ohne auf irgend welchen Widerstand zu stoßen. Als man aber in England und in Amerika, wo das Kapital die Oberherrschaft hatte, und in Militärstaaten wie Deutschland diese Lehre praktisch verwerten wollte, kam es zu den heftigsten Auftritten und es ging nicht ohne Blutvergießen ab. Besonders erbittert war der Kampf in Amerika. Auf beiden Seiten kämpfte man wie die Wilden. Es wurde gesengt und gebrannt, man skalpierte sich gegenseitig und zog sich das Fell bei lebendigem Leibe über die Ohren. Was man aber auch aufbot, Milde oder Gewalt, der Schluß war doch, daß der vierte Stand den Sieg davontrug und die sozialistische Gesellschaftsordnung eingeführt wurde. Anfangs schien Alles gut zu gehen. Eintracht und Einmütigkeit waren während der Periode des Kampfes zu hoher Blüte gelangt und erhielten sich noch eine ganze Zeit lang fort, und das reiche Erbe an öffentlichen Gebäuden, Maschinen und dem mannigfachsten Inventar, das in mehreren Jahrhunderten zusammengetragen worden, ermöglichte den siegreichen Massen eine Aufbesserung ihrer Verhältnisse und ein leichtes und bequemes Leben. Als nun aber der Kampf nach außen hin beigelegt und Friede ins Land gezogen war, stellten sich, wie das gewöhnlich der Fall ist, innere Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten ein, und, wie gewöhnlich, waren es

auch hier wirtschaftliche Schwierigkeiten und speziell die Arbeitsteilung, welche den Frieden bedrohten.

Gelegenheiten, die zu derartigen Schwierigkeiten und Zerwürfnissen Veranlassung boten, gab es zur Genüge.

Die Gesellschaft hatte sich nur zu schnell in die Rolle des reichen Erben hineingewöhnt, der die Wohlthaten seines Besitzes genießen und nicht selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen will. Auch hatte die Arbeit an und für sich an Reiz eingebüßt, und man war nicht mehr so leistungsfähig, seit die eiserne Notwendigkeit die Menschen nicht wie früher mit Peitschenhieben antrieb, sich ihr tägliches Brot zu verdienen oder sich Schätze zu sammeln.

Es kam aber noch etwas Anderes dazu.

Die zivilisierte Welt der früheren Jahre verdankte ihren Reichtum und ihr Ansehen nur der unerhörten Ausnutzung der ungebildeten und halbgebildeten Klassen. Sie hatte die ihr Dienstpflichtigen auf die empörendste Weise ausgesogen, sich, besonders in Europa und Amerika, durch deren Arbeit bereichert und kolossale Schätze zusammengehäuft. Diese schmutzige, wenn auch ergiebige Quelle mußte versiegen, weil die neue gesellschaftliche Ordnung auf Gerechtigkeit begründet war und weil die früher zur Unterordnung verpflichteten Lehnsknechte mit der fortschreitenden Bildung sich ihrer schimpflichen

Abhängigkeit bewußt geworden waren und sich ihrer Fesseln entledigt hatten.

Alle diese Umstände führten ganz allmählich, wenn auch nicht zur Armut, so doch zu Einschränkungen und Entbehrungen. Die wirtschaftliche Gleichstellung wurde freilich noch aufrecht erhalten, war es jedoch früher der Wohlstand, der gleichmäßig unter Alle verteilt wurde, so war es jetzt der Mangel. Die Hoffnungen, denen man sich hingegeben, daß man bei einer zwei= oder dreistündigen Arbeitszeit zur Wohlhabenheit gelangen könnte, waren nur Illusionen geblieben, die Ansprüche der Menschen hatten sich aber derartig gesteigert, daß man große Anstrengungen machen mußte, um ihnen gerecht zu werden. Da hieß es also ebenso schwer arbeiten, wie in früheren Jahren, wenn nicht noch schwerer, und von der ersehnten Freiheit war wenig zu spüren. Wenn auch nicht mehr der Sklave seiner Mitmenschen, wenn auch keine Maschine, so war der Mensch jetzt der Sklave der neuen Richtung und seiner eigenen hochgeschraubten Ansprüche. Er lebte jetzt ebenso wenig, wie er früher gelebt hatte, er arbeitete, um nur leben zu können, und lebte, um zu arbeiten.

Und doch hatte man nur um der Freiheit willen so erbitterte Kämpfe geführt! Waren sie dieses Sieges wert? Tief verborgen in der menschlichen Natur, ein

Erbe aus seiner Urväter Zeiten, schlummert die Sehnsucht nach Freiheit! Frei sein wie die Vögel in den Lüften, frei atmen können, sich in der Natur ergehen, singen und fröhlich sein und sich unter kein Joch beugen müssen! Auch nicht unter das Joch der Arbeit! — Von jeher war den Menschen die Arbeit eine schwere Last, und bot sich ihnen die Gelegenheit, sich davon zu befreien, so griffen sie mit Freuden zu. Sie waren sogar so roh und grausam, sie auf die Schwächeren abzuwälzen, auf die Weiber, die Sklaven und zu Eurer Zeit auf die Arbeiter. — Bei der neuen gesellschaftlichen Ordnung war das ein Ding der Unmöglichkeit. Es existierten keine Leute, denen man diese Last hätte aufhalsen können. So blieb den Menschen nur übrig, sich diese Last, die Arbeit, auf jede mögliche Weise zu erleichtern. Das ergab wieder eine neue Richtung, welche die Vereinfachung der Lebensweise anstrebte. Man beschloß, die Zivilisation um ein Bedeutendes herunterzuschrauben, und war bereit, sich jeden Luxus zu versagen, um sich dafür Erleichterungen zu verschaffen, die wirklich solche waren. Um das Recht zu haben, über sein eigenes Ich und seine eigene Zeit verfügen zu können, um nicht nach den Vorschriften Anderer leben, nicht beständig auf ein Glockenzeichen oder einen Pfiff hören zu müssen, — kurz, um ein Mensch zu sein und kein Rädchen an einer Riesenmaschine! Die Kinder-

natur in den Menschen war erwacht, und Kinder hassen jeden Zwang.

Das Resultat dieser Bestrebungen war eine Bewegung, die sich die Aufgabe stellte, die Arbeit vollständig zu beseitigen. Dieses Ziel wurde denn schließlich auch erreicht. Man traf die Vorkehrung, daß jeder Bürger, unter der Bedingung, daß er des Tages zwei Stunden arbeitete, Alles erhielt, was er zu seinem Lebensunterhalte unumgänglich bedurfte, d. h. das tägliche Brot. Nun hatten die Menschen es nicht mehr nötig, Tag für Tag in die Fabriken und Werkstätten zu gehen, um dort immer wieder dieselbe ermüdende, einförmige, stumpfsinnige Arbeit zu verrichten, was ihrer Natur so zuwider ist, sondern es genügte, daß sie zwei Tage eine achtstündige Arbeitszeit einhielten, um die ganze Woche, oder daß sie eine Woche stramm arbeiteten, um einen ganzen Monat frei zu sein. Viele Leute waren von dieser Einrichtung entzückt und genossen ihre Freiheit mit Behagen. Sie waren es zufrieden, in Lumpen zu gehen, sich mangelhaft zu ernähren, und begnügten sich mit den elendesten Wohnräumen, wenn ihnen nur die Möglichkeit geboten wurde, frei zu atmen und frei zu wandeln. Aus diesen Leuten entwickelte sich mit der Zeit ein neuer Stand, — „die Bohémiens", wie man ihn nannte. Er trat an die Stelle des „Proletariats", wie dieses aus dem „tiers état"

entstanden war. Die Bohémiens, denen sich auch alle Leute anschlossen, die dem Müßiggang huldigten, genossen die gleichen Vorteile, die den arbeitenden Klassen geboten wurden. Sie genossen dieselbe Bildung, hatten dieselben Schulen, benutzten dieselben Wohlfahrts-Anstalten, Apotheken, Verkehrsmittel, Straßen und dieselbe Beleuchtung und belustigten sich in denselben Gärten, Theatern, Konzerten und Vergnügungen, — mit einem Wort, sie konsumierten vier- und fünfmal so viel, als sie produzierten. Daß die Gesellschaft sich unter solchen Bedingungen bankerott erklären mußte, war unvermeidlich, aber das war auch der Ruin der Gleichberechtigungsideen. Die erwerbende Klasse, die durch ihren Fleiß den Unterhalt für die gesamte Masse bestritten hatte, beanspruchte als Äquivalent für sich und die Ihrigen eine bevorzugte Stellung, und das war auch nicht mehr als recht und billig.

Ganz unmerklich bildete sich dadurch wieder eine Spaltung in der wirtschaftlichen Lage, wie man sie schon einmal gekannt hatte. Die neuerdings zur Herrschaft gelangte Klasse, auf deren Schultern die schwere Pflicht lag, nicht nur für sich selbst, sondern für die Gesamtheit den Lebensunterhalt zu beschaffen, weigerte sich, das in dem gleichen Maße noch ferner zu thun, und so kam es, daß die ganze sozialistische Gesellschaftsordnung zusammenzubrechen drohte.

Der festgesetzte minimale Arbeitslohn wurde wieder abgeschafft und eine sechsstündige, späterhin sogar eine achtstündige Arbeitszeit als obligatorisch eingeführt. Aber der neue fünfte Stand, durch den Müßiggang demoralisiert und an ein Faulenzerleben gewöhnt, wollte sich das nicht gefallen lassen und agitierte und konspirierte gegen die Oberherrschaft, welche die Menschen wieder in das alte Joch spannen wollte.

„Nieder mit den Tyrannen! Es lebe die Freiheit!" hörte man die umherziehenden, empörten Volkshaufen brüllen, und die arme Freiheit, von der nur so wenig übriggeblieben war, wurde von Neuem das Ideal der Menschen, zu dem sie mit einer Inbrunst aufschauten wie noch nie zuvor. Weder religiöse, noch politische, noch wirtschaftliche Ideale hatten je in der Volksmenge eine derartige Begeisterung hervorzurufen vermocht. Die Agitation ließ nicht nach, und die Komplotte und Verschwörungen wiederholten sich immer öfter. Der Anarchismus pflanzte seine Fahne auf, und die Gesellschaft wurde durch Drohungen und ruchlose Schandthaten in Angst und Schrecken versetzt. Unter solchen Verhältnissen blieb der aus tüchtigen und rechtschaffenen Leuten zusammengesetzten leitenden Klasse nichts Anderes übrig, als wiederum eine Streitmacht zu organisieren und den revoltierenden Pöbel, der von den unzufriedenen

Elementen der sozialistischen Richtung aufgehetzt war, mit der Waffe niederzuwerfen.

Zu den oben erwähnten Ursachen der herrschenden Unzufriedenheit traten aber noch andere hinzu.

Wo der Boden unfruchtbar und das Klima rauh war, hatten die Menschen, wollten sie ihr Dasein nicht in Not und Entbehrungen hinschleppen, zwei und drei Mal so schwer zu arbeiten, um ihre bescheidenen Lebensansprüche zu befriedigen, als in südlicher gelegenen Landstrichen mit besserem Erdreich. Das erregte den Neid der schwerer Belasteten und sie verlangten, daß die Bewohner der fruchtbareren Gegenden ihnen einen Teil ihres Ertrages abgeben sollten. Da nun aber die Gesellschaft nach sozialistischen Ideen organisiert war, und diese Organisation auch noch fortbestand, weniger aus idealen Rücksichten, — man hielt damals wenig von Humanität und Menschenliebe, — als aus materiellen, selbstsüchtigen Gründen, so meinten die durch die Natur Begünstigteren, sie hätten durchaus keine Verpflichtung, für Andere zu arbeiten. Sie wiesen jenes Ansinnen entrüstet zurück und beanspruchten auch fernerhin, die Vorteile, welche ihnen ihr Land bot, zu ihrem eigenen Besten auszunutzen. Das veranlaßte die Bewohner der ärmeren Landstriche, in die fruchtbareren Gegenden überzusiedeln, wodurch die verlassenen Plätze noch mehr verarmten. Die Auswanderung nahm von Tag zu Tag an Umfang

zu, und schließlich wohnte die Bevölkerung so dicht bei einander, daß es an Raum zu mangeln begann. Neuen Einwanderern wurde jetzt der Zutritt verwehrt und auf Grund und Boden Beschlag gelegt. Durch diese Maßnahmen steigerte sich jedoch die gegenseitige Erbitterung, es kam zu Streitigkeiten und Handgemengen und zum Schluß wurden förmlich kleine Schlachten geliefert.

Natürlich hätten derartige Fragen, wenn die Menschen besser geartet, entgegenkommender und weniger streitsüchtig gewesen wären, auch auf friedlichem Wege gelöst und alle Ausschreitungen vermieden werden können. Aber die Menschen waren noch nicht reif genug, die Ideen, die in ihren Köpfen spukten, zu verwirklichen und friedliche Auseinandersetzungen widerstrebten ihrem Charakter, der eine Erbschaft des verflossenen Jahrhunderts war. Diese erbarmungslose Zeit mit ihrem stark entwickelten Individualismus, ihrer Verbitterung und ihren grausamen Kämpfen um die Existenz, in welchen alle schwachen und friedliebenden Elemente der rücksichtslosen Gewalt weichen mußten, hatten die Charaktere verhärtet, den Starrsinn geweckt, einen unbezähmbaren Unternehmungsgeist gezeitigt und die Menschen zu hartherzigen Egoisten gemacht. Für jenes Jahrhundert war diese Willenskraft, dieser Egoismus freilich unentbehrlich, schützte er seine Kinder doch wie ein Panzer gegen die Schläge des Schicksals und machte

es ihnen möglich, dieselben zu ertragen, ohne daran zu Grunde zu gehen. Der Kampf war ein so hartnäckiger und rücksichtsloser, daß zartbesaitete Naturen unterliegen mußten, und wer nur einen Moment darin nachließ, wurde erbarmungslos niedergetreten.

Ganz besonders stark entwickelt waren diese Charaktereigenschaften bei der angelsächsischen Rasse, die sich schon vorher durch Rücksichtslosigkeit ausgezeichnet hatte. Leider hatte diese Nation, dank ihren Charaktereigentümlichkeiten im zwanzigsten Jahrhundert, ihre Herrschaft beinahe über den ganzen Erdball ausgedehnt. Sie verdrängte und verschluckte ganze Volksstämme und ihre Gewalt war unbegrenzt. Als der Sozialismus die Zügel in die Hände nahm, waren die Angelsachsen dermaßen Herren der Situation, daß sie sich an die Spitze der Bewegung stellten. Die neue Richtung bedurfte jedoch keiner so energischen, rücksichtslosen und ruhmsüchtigen Charaktere, ja diese standen sogar direkt in Widerspruch zu ihr, weil sie sich ihrer Individualität gemäß den Bedingungen der neuen Richtung nicht fügen konnten, sondern die Herrschaft an sich zu reißen, die bestgelegenen Plätze auf der Erde für sich selbst in Anspruch zu nehmen und alle anderen Völker zu verdrängen strebten. Jede Streitfrage, jedes Mißverständnis, das unter gutmütigeren, weniger selbstsüchtigen Naturen leicht beizulegen gewesen wäre, hätten

sie zu einem Weltereignis aufgebauscht, aus dem sich unbedingt ein Trauerspiel entwickeln mußte; der Kampf aber, der sich vorher entwickelt hatte, der Kampf des Menschen gegen den Menschen, des Einzelnen gegen die Überzahl und der großen Menge gegen den Einzelnen, wäre doch nicht beseitigt worden, er hätte nur seine Form verändert und hätte das ganze Menschengeschlecht in Mitleidenschaft gezogen. Ein Jeder hätte nur seinen eigenen Vorteil verfolgt, Handel und Industrie wären mit wissenschaftlichen Interessen in Konflikt geraten, Grund und Boden wären zu Streitobjekten gemacht und alle diese Kämpfe mit jener rücksichtslosen Energie zu Ende geführt worden, welche der Individualismus des verflossenen Jahrhunderts großgezogen hatte. — Die Unzufriedenheit der Volksmassen, die sich in Verschwörungen und Aufständen Luft machte, war also erstens darauf zurückzuführen, daß der fünfte Stand keine Lasten auf sich nehmen wollte, zweitens auf die Bemühungen der Angelsachsen, die Weltmacht und die Weltherrschaft an sich zu reißen, und drittens darauf, daß die Bewohner der fruchtbaren Gegenden ihren Grund und Boden nur zu ihrem eigenen Nutzen bearbeiten wollten.

Alles dies zusammen führte dahin, daß die unzufriedene Menge immer verbitterter wurde, daß die Feindseligkeiten sich immer mehr steigerten,

und die Anarchie über die Menschheit hereinzubrechen drohte.

Wie ich schon oben erwähnte, sah sich die leitende Klasse genötigt, Gewaltmittel zu Hilfe zu nehmen und zu diesem Zwecke eine Streitmacht ins Leben zu rufen. Die Stimmung der Unzufriedenen wurde durch diese Maßregel nur noch gereizter, die herrschende Partei rief neue Streitkräfte herbei, und bald hatte sie gesiegt und ihre Macht war eine unbegrenzte.

Ruhe und Frieden hätten sich nun entfalten können, wenn die leitenden Persönlichkeiten, statt ihre Macht zu mißbrauchen, die Entwicklung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, und die gemäßigten sozialistischen Prinzipien gefördert hätten. Statt aber diese Ideen durchzuführen, verfiel die herrschende Klasse bald in die gleichen Fehler, welche sie soeben bekämpft hatte, und kaum waren zwei oder drei Generationen dahingegangen, als sich aus ihr genau dieselben Charaktere entwickelt hatten, von denen zu befreien sie es sich so viel Mühe hatten kosten lassen; Egoisten waren aus ihnen geworden, die ihren Nächsten auf jede Weise auszunutzen bestrebt waren.

Bald war von der ganzen sozialistischen Richtung auch nicht ein Stein mehr übrig, und am Ende des zweiundzwanzigsten und zu Anfang des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts war Alles so anders geworden, daß man

sich in die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts zurück versetzt glaubte. In den oberen Schichten der Gesellschaft dieselben Bank- und Aktienschwindeleien, dieselben Krachs und Bankerotte, derselbe Luxus, derselbe rücksichtslose Egoismus und dieselbe Geldherrschaft; in den unteren dieselbe Rohheit und Trunksucht und dasselbe verkommene Lumpengesindel. Alles, was Fleiß und reger Eifer während dreier Jahrhunderte zustande gebracht hatten, war spurlos vom Erdboden verschwunden, mit Ausnahme der Errungenschaften, die man auf technischen und wissenschaftlichen Gebieten verzeichnen durfte. Die Lage der Dinge hatte sich insofern sogar verschlimmert, als die höheren Klassen und die Intelligenz es sich nicht mehr zutrauten, dem Volk wie in früheren Jahren zu seinem Recht verhelfen zu können. Alle Ideale, welche die bösen Instinkte zum Schweigen bringen konnten, waren zerronnen; man sah kein Unrecht mehr darin, seinen schwächeren Bruder zu knechten, und suchte, wenn man es that, nicht einmal mehr den Schein zu wahren. Selbst die edleren unter den Menschen der damaligen Zeit gestanden es mit ruhigem Gewissen zu, daß, falls es ihnen nicht geboten würde, die Wohlthaten der Erde zu erreichen, sie alle Mittel gebrauchen wollten, um zu ihnen zu gelangen. Das einfache Volk war seit zwei oder drei Jahrhunderten dahin gebracht worden, daß es sich seine durch Überlieferung eingebürgerte Bescheidenheit

und Anspruchslosigkeit vollständig abgewöhnt und daß es seine von Generation zu Generation vererbte Ausdauer und Arbeitsamkeit verloren hatte. Die Mißerfolge hatten in den unteren Klassen jede Hoffnung auf bessere Zeiten ertötet, aller Lebensmut war ihnen entschwunden, und bäumten sie sich auch noch ab und zu gegen ihr Schicksal auf, so geschah das weniger für die gute Sache, sondern entsprang mehr dem Wunsche, die Verhältnisse zu ändern, zu bessern. Ein ohnmächtiges Wutgeheul der Schwachen und Bedrängten!

Kam es aber auch wirklich einmal zum praktischen Handeln, rotteten sie sich zu einem Aufstand zusammen, so war auch dann nicht mehr das Ideal, die sozialistische Idee die Triebfeder, sondern der Egoismus. Die physische Kraft gab ihnen das Recht des Stärkeren und dieses Recht gefiel ihnen mit der Zeit so gut, daß sie alle Ideale in Stücke schlugen und in den Staub traten, und daß kein Gesetz ihnen mehr heilig war. Nicht nur die göttlichen Gebote ließen sie außer Acht, — die waren schon lange in Vergessenheit geraten, — sondern auch die menschlichen, die dazu dienten, Sitte und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Dem Stärkeren schien Alles erlaubt. Der Pöbel rühmte sich jetzt seiner Rohheiten, und Jeder suchte den Anderen darin zu übertreffen. In großen Trupps, lärmend und tobend zogen die Empörer durch die

Straßen, überredeten die Fabrikarbeiter, die Handwerker und die Tagelöhner, ihre Arbeit niederzulegen und sich ihnen anzuschließen, raubten und brannten und vergewaltigten Frauen, Schwestern und Töchter. Wieder war eine neue Zeit hereingebrochen, die Zeit des Faustrechts, des reaktionären Feudalismus und der Knechtschaft. Das Menschengeschlecht sank noch um einige Stufen tiefer, als es im neunzehnten Jahrhundert gestanden hatte. Es schien vom Schicksal dazu bestimmt, die Leiter, die es mit so großen Anstrengungen, mit so schweren Opfern erklommen hatte, immer wieder hinunter zu stürzen. Dieses Mal war aber der Sturz so jäh gewesen, daß es sich nicht wieder zu erheben vermochte. —

Als man sich bewußt geworden, daß der Starke dem Schwachen und Schutzlosen gegenüber seine Kraft ungestraft mißbrauchen durfte, ging man darin natürlich auch bald weiter: die Starken wurden von denen, die noch stärker waren, überwältigt und es entstand ein allgemeines Gemetzel. Das brachte die herrschende Klasse zur Besinnung. — Dies System der Gesetzlosigkeit und der Sittenverderbnis war unhaltbar und schädigte das Allgemeinwohl!

Wiederum wurden neue Gesetze und Verordnungen geschaffen, die freilich nur die Interessen der Stärkeren wahrnahmen. An die Schwachen dachte schon Niemand

mehr, obgleich diese Gesetze auch für sie von tiefer Bedeutung waren: ihre Schutzlosigkeit und ihre Erniedrigung wurden damit besiegelt! —

Noch niemals hatte die Moral auf einer so niedrigen Stufe gestanden, wie zu dieser Zeit. Weinend verhüllte der gute Engel der Menschen sein Antlitz und senkte die Flügel. Und seine Thränen fielen auf die zu Stein verhärteten Herzen, daß sie weich wurden und zu schmelzen begannen. Leise regte sich hier und da ein Gewissen und rieb sich den Schlaf aus den Augen, und je fester es geschlummert hatte, desto klarer war jetzt sein Blick. Ach, wie bitter war dieses Erwachen!

Mächtig schallte der Weckruf derer, die aus ihrem Schlafe aufgerüttelt worden, durch die Welt:

„Auf! Auf! Erhebt Euch, kommt zu Euch! Gebt uns wieder, was Ihr uns genommen, gebt uns Wahrheit und Gerechtigkeit!"

„Wahrheit und Gerechtigkeit wollt Ihr?" war die Antwort. „Das sind Illusionen, die sich nie verwirklichen lassen!"

In die Vergangenheit griffen sie zurück und suchten in der Geschichte die Beweise für ihre Antwort zu finden. Aber ihre aus dem Schlaf erwachten Brüder gaben sich nicht damit zufrieden, ihre Seele schrie nach einem Ausweg aus diesem Wirrsal.

Da überflutete plötzlich, von spiritistischen Hypothesen ausgehend, eine neue Strömung das Land. Wie ein Gegengewicht gegen die Gewaltherrschaft, den Egoismus und die erbarmungslose Meuterei erhob sich diese mystisch-psychische Richtung.

„Wenn wir nicht Alle glücklich werden können, wollen wir lieber Alle unglücklich sein!“ hieß es. Scharenweise strömten die Menschen in die Klöster und führten ein Leben wie im Mittelalter. Voll Verachtung wandten sie der lasterhaften Welt den Rücken, suchten Trost in der Einsamkeit und lebten nur für die Wissenschaft und das Heil ihrer Seele. Sich kasteien und sich Lasten und Entbehrungen auferlegen war der einzige Genuß, den sie kannten. Aber auch diese Strömung, die sich auf die Lehren des Spiritismus stützte, versiegte nur zu bald. Ihre Grundidee war die Existenz einer Geisterwelt, der Verkehr mit den Seelen Verstorbener, Erscheinungen und Manifestationen. Dieser Verkehr mit den Geistern hatte einen eigentümlichen, geheimnisvollen Reiz. Ätherische Wesen, Luftgestalten erschienen plötzlich ohne jede Rücksicht auf die Entfernung, man wußte nicht, woher, gaben sich zu erkennen, enthüllten Bilder aus der Vergangenheit, erschlossen die dem Sterblichen dunkle Zukunft und verschwanden dann ebenso geheimnisvoll, wie sie gekommen. Eine leichte Nebelwolke, die sich alsbald in nichts auf-

löste, war die einzige Spur, die sie hinterließen.

Aber die trockene, nüchterne Wissenschaft mit ihren mathematischen Analysen und ihrem Wiegen und Wägen schlummerte nicht. Unbarmherzig riß sie den Schleier von dem Antlitz dieses Geheimnisses und schlug das Götzenbild in Trümmer. An der Hand von unanfechtbaren Beweisen legte sie dar, daß diese Erscheinungen nur Ausgeburten einer krankhaft erregten Phantasie und daß alle psychischen Kräften den Naturkräften analog wären. Auch die Naturkräfte wären an keine Entfernung gebunden und vermöchten Wärme, Luft, Elektrizität und alle anderen Formen von Energie zu erzeugen, die sich dann wieder im menschlichen Organismus in psychische Kraft verwandelten. Und, gleich wie das Licht im Brennpunkte der Linse gesammelt und durch besondere Prismen wieder verteilt werden kann, so gelang es der Wissenschaft, die psychische Kraft zu konzentrieren, ja sogar die Zahl der Schwankungen und die Größe der Kraftwellen zu berechnen und ihre Interferenz zu ermitteln.

Mit Hilfe eines besonderen Apparates konnte man also die psychische Kraft eines jeden Menschen konzentrieren und materialisieren und seine Gedanken, seine Vorstellungen erschienen, wenn man sie dazu nötigte, in Gestalt von halbmateriellen, menschenähnlichen Wesen.

Ohne diesen Apparat gelangen derartige Experimente aber nur hochgradig nervösen Menschen. Daraus konnte man klar ersehen, daß alle Materialisierungen und Manifestationen von Geistern nur auf krankhafte Erscheinungen des menschlichen Organismus zurückzuführen, und daß es die eigenen Gedanken des Kranken, die materialisierten Geister seiner Phantasie waren, die seine psychische Kraft zu Tage gefördert hatte. Aus diesen Beweisen ließ sich auch erkennen, daß alle Erscheinungen des Mysticismus und des Spiritismus eine materielle Kraft waren, die man auf die rohe Materie übertragen hatte. Als man aber diesen Erscheinungen den Boden unter den Füßen fortzog, stürzte mit ihnen zu gleicher Zeit auch die ganze mystische Bewegung zusammen, und ihre Adepten, die voll Inbrunst zu ihnen aufgeschaut und ihr ganzes Leben auf diesen Glauben gestützt hatten, sanken mit einem Schrei des Entsetzens zu Tode getroffen zu Boden. Das war das Signal zu einer neuen Ideenverbindung, der alle Welt flehend die Hände entgegenstreckte.

Schon früher waren die Besten unter den Menschen Skeptiker gewesen, jetzt wurde dieser trostlose Gemütszustand ein allgemeiner. Träge schleppte sich das menschliche Leben von Jahr zu Jahr dahin, ohne höhere Ziele, ohne Glauben, ohne Zuversicht und ohne Hoffnung. Die Menschen lebten nur, um zu leben. Solch

ein Dasein überstieg aber ihre Kräfte. Da sie an eine rege Thätigkeit gewöhnt waren, mußte dies Vegetieren für sie schlimmer sein als der Tod. Ja, mein Freund, Ihr vermögt Euch nicht annähernd eine Vorstellung von der Trostlosigkeit zu machen, in der damals die Gemüter schmachteten. Zu Eurer Zeit gab es doch nicht nur Kummer und bittere Not. Ihr besaßt noch Ideale, die Euren Lebensweg verklärten, — Eure Fortschrittsideen halfen Euch über die Bitterkeiten des Daseins hinweg, und in der Hoffnung, daß sich früher oder später Eure Wünsche verwirklichen, und die goldene Zeit anbrechen müßte, ertrugt Ihr alles Elend und strebtet rastlos vorwärts.

Zu jener Zeit aber, von welcher ich spreche, waren die Menschen schon durch ihre bitteren Erfahrungen klug geworden, und glaubten weder an den Fortschritt noch an das goldene Zeitalter. So trostlos, so stumpf schien ihnen dieses Leben ohne Interesse an der Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft, daß sie noch einmal ihre Energie zusammenrafften und den Versuch wagen wollten, die Bande zu lösen, die ihren Geist in Fesseln geschlagen hatten.

Die Besten aus dem Geschlechte der Menschen vereinigten sich zu einem Kongresse, um noch einmal in die Vergangenheit zurückzugreifen und mit dem Seziermesser in der Hand jedes Zeitalter bis in das innerste

Mark hinein zu zerlegen und zu durchforschen. Möglicherweise fand man doch noch einen Weg, um die trostlosen Zustände zu bessern und sich aus einem Leben voll Jammer und Thränen zu retten, möglicherweise gab es doch noch ein Glück, das diesem Leben einen Reiz verlieh!

Zehn Jahre angestrengtester Arbeit waren verflossen, ohne daß der geringste Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre, ohne daß sich das Geringste geändert hätte. Statistiker und Historiker bewiesen mit unanfechtbarer Sicherheit, daß eine Besserung der Verhältnisse ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Die Geschichte, die das ausgedehnteste Beweismaterial zur Stelle hatte, bekräftigte dieses Urteil in seinem ganzen Umfange:

„Das Menschengeschlecht ist dem Gesetz der Bewegung unterworfen und schwankt wie ein Pendel vom Bösen zum Guten und vom Guten zum Bösen," sagte sie. „Diese Schwingungen dauern von Ewigkeit zu Ewigkeit fort und keines Menschen Hand ist imstande, sie zu unterbrechen. Auch der Fortschritt führte die Menschheit noch niemals zum Glück, sondern war stets nur die Ursache zu Verwicklungen. Ohne irgend welchen wohlthätigen Einfluß auf das Geschick der Menschen auszuüben, brachte er nur ihr Leben aus dem Gleichgewicht, sodaß das Elend von Jahrhundert zu Jahrhundert zunahm."

Auch die Biologen schlossen sich diesem Urteil an und wiesen dabei auf einen Grund hin, den fortzuräumen nicht in der Macht der Menschen stand. „Die Verhältnisse, von denen die menschliche Existenz abhinge, veränderten sich schneller als der Mensch selbst," meinten sie. „Infolgedessen wäre diesem die Möglichkeit genommen, sich den Verhältnissen anzupassen. Je schneller aber diese Änderung der Verhältnisse vor sich ginge, je weiter die Natur des Menschen zurückbliebe, desto schwerer wäre es für diese, mit jenem im Einklang zu bleiben.

Die Nichtübereinstimmung des menschlichen Organismus mit den Bedingungen seines Daseins wäre aber gleichbedeutend mit Leiden.

So wußten also auch diese Gelehrten keinen Ausweg aus dem Labyrinth. Was man auch zu thun gedachte, Alles war bereits versucht worden, Etliches sogar zu wiederholten Malen. Die Physiologen suchten an der Hand mathematischer Analysen zu beweisen, daß das Glück überhaupt nicht erreichbar sei, selbst in der Theorie nicht, weil, je nach Maßgabe dessen, wie sich die menschliche Natur nach dem Sturz wieder entwickelte, wie stark Geist und Gemüt des Menschen dabei in Mitleidenschaft gezogen wurden, auch die Empfänglichkeit für die Leiden dieser Welt gewachsen sein mußte. Als der Mensch sich noch im Urzustand

befand, war er viel weniger empfindlich gegen körperliche Schmerzen, und Herzenskummer und Seelenleiden waren ihm völlig unbekannt. Der zivilisierte Mensch ist aber nicht nur zu körperlichen Schmerzen verurteilt, die er viel nachhaltiger empfindet als der Naturmensch, sondern auch noch zu diesen höheren Leiden, die weit schwerer zu ertragen sind als jeder physische Schmerz. Und so ging es immer weiter.

Was dem Menschen der letztverflossenen Jahrhunderte Kummer verursachte, war oft so subtiler Art und so schwer zu verstehen, daß es an Euch Menschen des neunzehnten Jahrhunderts sicherlich spurlos vorübergegangen wäre. Schon die Angst vor dem Tode, dieses Schreckgespenst, die Ausgeburt einer vorgeschrittenen Kultur, welche früheren Geschlechtern ganz fremd gewesen und erst in Euerem Jahrhunderte zum Leben erwachte, war eine Qual, die alle Grenzen überschritt. Wie ein Alb legte sich dieses Entsetzen auf die Seelen der armen Menschen und ließ sie nicht zum Genuß der spärlichen Freuden kommen, die das Schicksal ihnen gelassen. Hierzu gesellten sich noch andere Qualen: das niederdrückende Gefühl, nicht imstande zu sein seine Gedanken und Empfindungen in künstlerischer Weise zum Ausdruck zu bringen, das Unvermögen, eine wissenschaftliche Aufgabe in vollendeter Weise zu lösen; das Gefühl des Unbefriedigtseins, das der Skeptizismus

zeitigt, die Pein, sich nicht von den Ketten befreien zu können, die unser Wissen in Fesseln geschlagen haben, weil unserem Geiste gewisse Grenzen gesteckt sind, die Ohnmacht die Natur und ihre Gesetze zu ergründen und die Ungewißheit über die Zukunft, die uns bevorsteht.

Ihr Menschen des neunzehnten Jahrhunderts seid vor diesen massiven, unübersteiglichen Mauern ruhig stehen geblieben, oder Ihr habt Euch auf den Schwingen des Glaubens, Eurer Phantasie oder Eurer Einbildungskraft darüber hinwegtragen lassen; wir armen, zartbesaiteten Geschöpfe haben uns aber in unserer Verzweiflung die Köpfe an diesen Steinmassen wund gestoßen. —

So waren denn alle Bemühungen, eine bessere Zukunft herbeizuführen, erfolglos geblieben. Das Einzige, was man erreichte, war, daß die Menschheit sich entschloß, ihrem Entwicklungsprozesse ein Ende zu machen, und daß eine Periode der allgemeinen Auflösung hereinbrach, welche die Welt in kürzester Frist dem Untergang entgegenführen mußte. Wie die späteren Ereignisse bewiesen, hatte man sich aber doch in einem Punkte geirrt. Die Entwicklung des Menschengeschlechts war freilich beendet, es stand ihm jedoch trotzdem noch etwas Wichtiges, Großes bevor: ein Leben im sicherem Gleichgewicht, ein Zustand, in den zu gelangen wir erst das

Glück gehabt haben, der aber, wenn das Schicksal uns wohl will, noch lange andauern kann. Natürlich kann sich das Menschengeschlecht dem Prozeß der Auflösung, der ein Weltgesetz ist, endgiltig nicht entziehen, aber wir hoffen, uns dieses glückliche Zeitalter noch so lange zu erhalten, bis die Sonne zu erkalten beginnt und somit den Menschen ein Leben auf der Erde unmöglich gemacht wird. Bis wir dahin gelangen, haben wir aber noch eine ganze Ewigkeit vor uns.

Zu jener Zeit ahnten die Menschen indessen nicht, daß ihnen noch ein neues Leben bevorstand, und nach Allem, was sie durchzumachen gehabt, waren sie auch vollkommen berechtigt, diese Periode der Seelenruhe und des Gleichgewichts völlig zu übersehen, und der Überzeugung zu leben, daß der Untergang der Welt ihnen dicht bevorstände. Diese Überzeugung war also das Endresultat und Alles, was die gelehrtesten Männer ihrer Zeit, als sie sich zu einer Beratung vereinigten, zu Wege zu bringen vermocht hatten.

Das große Trauerspiel war ausgespielt, das Ende der Welt stand vor der Thür! Niemand war imstande, sich ihm zu entziehen!

Wie ein Donnerschall schlug dieses Wort an das Ohr der entsetzten Menschheit und hallte dumpf und unheilverkündend in Aller Herzen wieder. Es war eine entsetzliche Zeit, die jetzt anzubrechen begann. Erst jetzt

wurden sich die Menschen ihrer Lage vollständig bewußt, und es packte sie die Verzweiflung. Die Verzweiflung ist aber die Mutter der Ruchlosigkeit. Alle Begriffe verwirrten sich, Haß und Feindseligkeiten waren an der Tagesordnung, der Bruder erhob die Hand gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater. Es war eine Zeit, wie sie in der Offenbarung Johannes geschildert wird, eine Zeit, in der Alles gespannt darauf wartete, daß Posaunen den Untergang der Welt verkündeten. Aber kein Posaunenschall ließ sich vernehmen, nur das Wehklagen, die Verzweiflung und die Verwünschungen der Menschen durchzitterten das Weltall.

Ihrer Sinne kaum noch mächtig irrten die Menschen wie die Wahnsinnigen von Ort zu Ort, nur noch von dem Wunsche beseelt, sich selbst zu betäuben. Mit wüsten Gelagen, Völlerei und einem zügellosen Lebenswandel suchten sie das Grauen in sich zu ersticken, das sich ihrer angesichts des wilden Treibens und des drohenden schrecklichen Endes bemächtigt hatte. Selbstmord häufte sich auf Selbstmord. Unter Verwünschungen machten die Menschen ihrem Leben ein Ende, weil sie in ihrem überreizten Gemütszustande die Hölle den Folterqualen des Lebens vorzogen. In dieser Zeit der allgemeinen Verwirrung und der krankhaften Überreiztheit gelangte eine Anzahl von Leuten zu der Überzeugung, daß es unter keinen Umständen geboten wäre, sich diesen

Zuständen noch länger zu unterwerfen, und daß die Zeit gekommen wäre, das ganze Menschengeschlecht, das ohnehin dem Untergange geweiht war, bis auf den letzten Mann auszurotten. Zu diesem Zwecke bildete sich eine geheime Verbindung, die weder sich selbst noch Andere, weder Freund noch Feind schonte und zu den grausigsten Mitteln griff, um die Menschen vom Erdboden zu vertilgen. Städte und Dörfer wurden verwüstet, Ströme und Brunnen vergiftet und Pestilenz und andere Seuchen gewaltsam über die Erde verbreitet. Aber der größere Teil der Menschen hing in seinem Selbsterhaltungstrieb doch noch immer mit allen Fasern am Leben und sträubte sich mit allen Kräften, sich dem Tode in die Arme zu werfen. Man scheute sich dann nicht, diesen Ärmsten die Haut bei lebendigem Leibe über den Kopf zu ziehen oder sie über einem gelinden Feuer langsam zu Tode zu rösten.

Und all diese entsetzlichen Schauspiele vollzogen sich ganz öffentlich vor dem versammelten Volk. Das elektrische Licht strahlte aus prächtigen Bogenlampen und aus den eleganten Flugschiffen, die durch die Luft schwirrten, schauten die Menschen voll Interesse den Greuelthaten zu.

Man kann nicht wissen, wohin das Alles noch geführt hätte, wäre zu dieser Zeit nicht ein Mann ins Leben getreten, dessen Wirken dem Lauf der Dinge eine andere Richtung gab.

Um Euch ein recht klares Bild von den nun folgenden Ereignissen bieten zu können, ist es durchaus notwendig, Euch vorher auf eine Erfindung aufmerksam zu machen, die ein russischer Gelehrter namens Petrow am Ende des einundzwanzigsten Jahrhunderts gemacht hatte. Es war ihm gelungen, zwei farblose Flüssigkeiten herzustellen, welche, obgleich sie weder einen besonderen Geschmack noch irgend einen Geruch an sich hatten, auf das männliche Geschlecht die bedeutsame Wirkung ausübten, es unfruchtbar zu machen. Wenige Tropfen erst von der einen, dann von der anderen Flüssigkeit genommen, genügten für alle Zeiten, ohne im Übrigen der Natur des Mannes Schaden zuzufügen. Die Zusammensetzung dieser Flüssigkeiten wurde streng geheimgehalten und erbte sich in der Petrowschen Familie vom Vater auf den Sohn fort. Dies Elixir mußte von denen, die seiner bedurften, mit Gold aufgewogen werden, wodurch die Familie des glücklichen Erfinders mit den Jahren zu großem Wohlstand gelangte. Jener Mann nun, den ich eben erwähnte, ein Nachkomme dieses Gelehrten, des Dr. Petrow, wandte sich an die geheime Verbindung, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Menschengeschlecht auszurotten, und bot ihr zu diesem Zwecke sein Geheimmittel an. Er pries es als ebenso sicher und weniger gewagt und grausam, als die bisher angewandten Verfahren, und war bereit,

sein Eigentum den Menschen zum Opfer zu bringen. Ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, wurden ihren Nahrungsmitteln einige Tropfen von diesem Elixir, „Sterilisator“ genannt, beigemischt und man erzielte damit in der That den gewünschten Erfolg Auf diese Weise hoffte man, mit der Zeit das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen, und im Laufe von zwei Jahrhunderten war man auch wirklich dahin gelangt, ganze Landstriche zu entvölkern.

Was nun die Gründe anbelangt, welche die Verbindung veranlaßten, in so grausamer Weise vorzugehen, so war es nicht Hartherzigkeit und kalte Berechnung, sondern das Erbarmen mit den Menschen, die das Unglück zu Tieren entartet hatte. Auf diese unglücklichen Degenerierten hatte man es deshalb ganz besonders abgesehen und ließ die Übrigen einstweilen ruhig weiter existieren, woraus sich überraschender Weise ganz unbeabsichtigte Resultate ergaben. In Gegenden nämlich, in denen zahlreiche Mitglieder der Verbindung ansässig waren und das Aussterben der Menschen mit Riesenschritten vor sich ging, machte man die Beobachtung, daß, abgesehen von etlichen schlechten Elementen, die wohl durch einen Zufall der Vernichtung entschlüpft waren, die Menschen gesitteter zu werden begannen. Sie waren ruhiger, anständiger, rechtschaffener und arbeitsamer geworden, und das Leben war dadurch

leichter zu ertragen. Hielt eine derartige Besserung der Verhältnisse auch nicht lange an, weil der Zufluß schlechter Elemente den guten Erfolg immer wieder vernichtete, so rief dies Resultat bei den Mitgliedern der Verbindung doch einen neuen Gedanken ins Dasein, den Gedanken, den Sterilisator nicht nur dazu zu benutzen, das Menschengeschlecht auszurotten, was viel schwieriger war, als man es sich vorgestellt hatte, sondern vor allen Dingen dazu, es zu vervollkommnen. Aus der Vernichtung sproßte auf diese Weise die Veredlung.

Man beschloß, alle rohen, egoistischen, herzlosen, habgierigen und kranken Elemente zu sterilisieren und nur die guten zur Fortpflanzung des Geschlechts übrig zu lassen. In diesem Verfahren erblickte man die einzige Möglichkeit, die Menschen zu veredeln, die einzige Rettung, und diese Idee wurde von Allen mit Begeisterung aufgenommen. Ihre so grausam bedrohte Existenz schien wieder gesichert, man gab sie dem Leben zurück, das von Neuem an Reiz gewann. Alle Schrecken erblaßten und am Horizont der Menschheit leuchteten die goldenen Kuppeln eines neuen Reiches im strahlenden Sonnenglanze auf.

Das war das Reich des Glücks!

Nachdem die Verbindung auch unter den eigenen Mitgliedern aufgeräumt und neue angeworben hatte,

machte man sich, von der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft neu belebt, wenn auch mit großer Vorsicht an die Ausführung der neuen Idee. Es währte nicht allzulange, als man die Freude hatte, die Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen, da die Verbindung an vielen Orten allmächtig war und ungehindert vorzugehen vermochte. Aber so heimlich die Angelegenheit auch betrieben wurde, war es doch unvermeidlich, daß man argwöhnisch wurde und ihr auf die Spur kam, und daß die Anhänger der Verbindung befehdet und verfolgt wurden. Um der erhabenen Idee willen ließen sie Alles über sich ergehen.

Im Laufe der Zeit hatte man auch zu erfahren Gelegenheit gehabt, daß es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, das ganze große Geschlecht der Menschen zu veredeln. Immer wieder wucherten die schlechten Elemente, die man ausgerottet zu haben meinte, von Neuem empor, die guten aber, die zur Veredlung bestimmt waren, fielen wieder in ihre alten Laster zurück und waren den schlechten Einflüssen gegenüber nicht widerstandsfähig genug.

So war von einer Veredlung des Menschengeschlechts im Großen und Ganzen wenig zu spüren, und das Ganze schien eine Danaidenarbeit zu sein.

Infolgedessen beschloß man, in einer abgelegenen Gegend, in welcher die Verbindung der Veredler

unumschränkte Gewalt ausübte, ganz systematisch zu Werke zu gehen, und von dort aus allmählich vorzubringen.

Zu diesem Zweck kaufte man dem lateinischen Bund den ihm gehörigen Kongostaat ab, führte so viele gute Elemente, wie sich dort unterbringen ließen, hinüber und sperrte dann, nachdem auch alle Mitglieder der Verbindung angesiedelt waren, die Grenzen ab. Als man sich anf diese Weise gegen alle schädlichen Einflüsse, die von außen eindringen konnten, gesichert hatte, machte man sich an die Arbeit und begann auch Versuche mit der künstlichen Befruchtung zu machen.

Leider war das Land, das man gewählt hatte, der Idee nicht günstig. Der Kongostaat war zu jener Zeit, was den Handel anbelangt, ein sehr wichtiges Land und die Angelsachsen protestierten aus diesem Grunde energisch gegen die Absperrung der Grenzen, die ihnen die Ein- und Ausfuhr ihrer Waren verwehrte. Mit der diese Rasse charakterisierenden Selbstsucht und Habgier, die in der Welt nur einen Markt sieht, auf dem man Tücher und Stahlwaren absetzen kann, suchten sie die große Idee, welche im Kongostaate verwirklicht werden sollte, als einen Akt der Immoralität und Unmenschlichkeit darzustellen, und verfolgten damit ihre egoistischen Ziele. Sie sammelten Verbündete und schickten ein großes fliegendes Heer gegen uns aus,

welches das ganze Land mit einem Hagel von Sprengbomben überschüttete. Wir wurden zertreten und niedergemetzelt, und der größte Teil der Unsrigen vernichtet, die Überlebenden aber stoben nach allen Seiten auseinander und verstreuten sich über den ganzen Erdball.

Trotzdem die erhabene Idee der Veredlung des Menschengeschlechts durch diesen neuen Schlag für eine Weile in den Hintergrund gedrängt war, konnte sie doch nicht mehr ganz vernichtet werden, und hier und da hatte man immer wieder Erfolge zu verzeichnen. Ja, diese Niederlage hatte sogar das Gute mit sich gebracht, daß jene Idee sich mehr und mehr über die ganze Erde ausbreitete. Alles, was gut und edel war, zogen wir, die Veredler, zu uns heran, und nach zwanzig bis dreißig Jahren war unsere Verbindung mächtiger und größer als je zuvor. Leider waren aber unsere Mittel durch Zerstörung des Kongostaates bedenklich zusammengeschmolzen, und da wir zur Verwirklichung unserer grandiosen Idee großer Summen bedurften, mußte es jetzt unser ernstes Bestreben sein, auf irgend welche Weise zu Reichtum zu gelangen. Zu diesem Zweck sammelte die Verbindung so viel an freiwilligen Gaben, wie ihr irgend geboten wurden, und gründete eine Aktiengesellschaft, die sich aus den zuverlässigsten Mitgliedern zusammensetzte. Diese Ge-

sellschaft, deren Beziehungen zu unserer Verbindung natürlich nicht bekannt waren, traf mit den reichsten Familien des Landes eine Abmachung, kraft welcher diesen für ewige Zeiten die Revenüen des Kapitals zugesichert wurden, d. h., daß nach dem Tode des Vaters der Sohn Aktionär werden sollte. Da nun zu jener Zeit das Geld sich nur schlecht verzinste, die Aktiengesellschaft aber hohe Prozente in Aussicht stellte, fanden unsere Aktien reißenden Abgang und unser Zweck war erfüllt. Jetzt kam es nur noch darauf an, uns auch die Zinsen zu sichern, und um uns das zu ermöglichen, mischten wir allen männlichen Nachkommen der Aktionäre einige Tropfen unseres Elixirs in die Speisen und, ehe zwei Generationen dahingegangen, waren wir die Besitzer eines unermeßlichen, schuldenfreien Vermögens. Die Quelle, aus der wir unseren Reichtum geschöpft hatten, war freilich nicht ganz so klar wie Bergkrystall, aber an solchen Kleinigkeiten konnten wir uns damals nicht stoßen, bedurften wir dieser Mittel doch, um unseren Kampf zum glorreichen Siege zu führen.

Über alle Lande breiteten die Veredler sich aus und arbeiteten emsig, wenn auch unbemerkt, an dem großen Werk der Sterilisation. Unseren Schlachtplan hatten wir insofern geändert, als wir jetzt vor Allem unsere Aufgabe darin erblickten, die Anzahl der

Menschen zu verringern, um aus den Übrigbleibenden die besten Elemente auszusuchen und aus diesen, vermittelst der künstlichen Befruchtung, ein neues Geschlecht heranzuziehen.

Trotz all unserer Bemühungen hätten wir doch beinahe wieder einen Mißerfolg gehabt, weil die Veredler selbst im Laufe der Zeit, infolge der ungünstigen Verhältnisse, in denen sie zu leben gezwungen waren, schlecht zu werden begannen und die ganze Verbindung anzustecken drohten. Glücklicherweise traten Ereignisse ein, die das Unglück von uns abwendeten, ja unsere Sache förderten.

Von Asien kommend, überschwemmten riesige Völkermassen Europa, Amerika und Australien. China und Japan hatten schon vorher die ganze südliche Hälfte von Nord-Amerika erobert, überall ihre Faktoreien eingerichtet und Handel, Gewerbe und Kapital an sich gerissen. Nachdem der mongolische Volksstamm, der bis zu dieser Zeit kolossal angewachsen war, so den Boden vorbereitet hatte, wandte er sich wie eine dunkle Wolke nach Europa und überflutete alle Länder, die von Enropäern bewohnt waren. Die arische Rasse zitterte vor dem mongolischen Drachen, war aber entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Der Kampf brach an und auf beiden Seiten floß das Blut in Strömen. Fünfzig Jahre währte das Ge-

metzel, bei welchem das Glück sich bald hierin, bald dorthin wandte. Die Völker verarmten, die Bildung wurde untergraben, und Hunger und Kälte machten die Menschen zu Tieren. Krankheiten verheerten das Land, Epidemieen, durch Mikroben veranlaßt, die man bisher noch nicht gekannt hatte, überfluteten die Menschheit, der Irrsinn steigerte sich zu entsetzlichen Höhen, und die Anstalten reichten nicht mehr aus, die von ihm Ergriffenen aufzunehmen. Unbewacht irrten sie umher, vermehrten sich und vererbten ihre Krankheit auf ihre Nachkommenschaft, die sich dann wieder weiter fortpflanzte. Die Menschheit artete zum Vieh aus, und wären wir nicht gewesen, so wäre die arische Rasse ohne Zweifel zugrunde gegangen. Diesen Zustand der Demoralisation benutzten wir Veredler und nahmen alle unsere Energie zusammen, um mit allen Kräften an der Sterisilation des Menschengeschlechts zu arbeiten. Dank unseres enormen Reichtums und unserer großen Anzahl von Mitgliedern, die sich über alle Lande verbreitet hatten, war es uns möglich, überall bei Freund und Feind Einlaß zu finden. Männer, Frauen und junge Mädchen opferten sich, ohne sich zu besinnen, der großen Idee, gingen als Überläufer, als Ärzte in das Lager der Feinde, verdingten sich als Dienstboten und erniedrigten sich zu Maitressen. Den Sterilisator hatten sie immer bei sich, und seine Wirkung machte sich überall geltend.

Alle Asiaten sollten ohne Ausnahme ausgerottet, weder die mongolische noch die Negerrasse in den Bestand der neuen veredelten Menschheit aufgenommen werden, weil uns weder ihre physischen noch ihre moralischen Eigenschaften zu genügen schienen. Auch die semitische Rasse, die Armenier, Perser und Syrer und andere Volksstämme mußten verschwinden.

Durch unsere Erfolge sichergemacht, gingen wir aber wiederum zu eifrig vor, was manche böse Erfahrung zur Folge hatte. Man wurde aufmerksam auf unsere Thätigkeit und unter den Unsrigen fand sich ein Verräter, ein Judas, der alle unsere Pläne aufdeckte und uns der Menge preisgab. Entsetzen erfaßte die Völker, als sie erfuhren, was wir im Schilde führten, und als sie sahen, wie sich ihre Reihen lichteten und wie die Menschen dahinschmolzen, gleich dem Schnee in der Frühlingssonne. Längst vergessene Begebenheiten kamen ihnen wieder in den Sinn, wutentbrannt stürzten sie sich auf uns und suchten uns zu vernichten. Unsere Kinder marterten sie vor unseren Augen zu Tode und, fiel ihnen einer der Unsrigen in die Hände, so spannten sie ihn auf die Folterbank. In Acht und Bann wurden wir gethan, und wer als Veredler denunziert ward, den riß die wütende Menge in Stücke. Geduldig hielten wir all diesen Leiden stand. Wir wußten, daß auch unsere Zeit kommen mußte, und daß all die Schrecken

nichts Anderes waren, als die letzten Zuckungen der im Todeskampf liegenden Menschheit. In zwei bis drei Jahrhunderten waren die Reihen unserer Feinde gelichtet, der Sterilisator hatte seine Pflicht gethan. Fast ganz Asien war entvölkert, in Europa waren nur noch wenige Millionen Menschen übrig, und ungehindert setzten wir unsere Arbeit fort. Am Ende des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts waren wir Herren der Situation, wir hatten alle Macht in unseren Händen und atmeten endlich auf. Unser Anschlag war geglückt, unsere große, kühne, gigantische Idee hatte gesiegt. Eine Hand voll Menschen hatte die ganze Welt gestürmt!

## VI.

Jetzt brach die zweite Periode unserer Thätigkeit an — die Periode der Organisation, von der wir nicht weniger Schwierigkeiten zu erwarten hatten, als von der ersten. War es bisher unsere Aufgabe gewesen, niederzureißen und zu zerstören, so galt es jetzt, Neues zu schaffen und uns das Neue zu erhalten.

Eine Schwierigkeit war es besonders, von der wir befürchteten, daß sie uns einen Stein in den Weg werfen dürfte, — das war die Meinungsverschiedenheit, welche sich jetzt ab und zu unter uns Beschützern zu zeigen begann. Waren wir in der Hitze des Kampfes und drohenden Gefahren gegenüber stets einstimmig derselben Meinung gewesen, so hatten wir jetzt sehr auf der Hut zu sein, daß kleine Mißverständnisse nicht zu ernsten Konflikten ausarteten, die unsere Macht lähmen und unsere Erfolge behindern konnten. Die jüngste Vergangenheit der Menschen diente uns in dieser Beziehung als warnendes Beispiel. Wenn wir durchschlagende

Erfolge erzielen wollten, mußte Eintracht unter uns herrschen, das sahen wir wohl ein, und war es bei der großen Anzahl von Beschützern auch nicht möglich, daß Alle stets einer Meinung waren, so galt es doch bei unseren Beschlüssen, einmütig wie ein Mann zusammenzuhalten.

Um diese Einmütigkeit zu erreichen, faßten wir den Entschluß, fünfundzwanzig der zuverlässigsten, tüchtigsten, rechtschaffensten und charakterfestesten Männer aus unserer Verbindung auszuwählen, die nach Ablauf einer Reihe von Jahren aus ihrer Mitte den Mann zu bestimmen hatten, welchem alle Beschützer sich ohne Widerrede fügen sollten. Feierlichst gelobten wir einander, uns diesem Manne bedingungslos und ohne jede Kritik unterzuordnen und seine Anweisungen stets ohne Zaudern auszuführen. Jede Meinungsverschiedenheit, jede Mißhelligkeit mußte ihm unterbreitet werden, und sein Urteil war für uns Alle maßgebend. Wer das Geringste an den Beschlüssen dieses Mannes änderte, sollte auf eine entlegene Insel verschickt und dort festgehalten werden.

Dieser Beschluß wird Euch, mein Freund, gewiß befremden und Ihr werdet mir wahrscheinlich einwenden, daß ein einzelner Mann leicht Irrtümer begehen kann, und Eure Einwendungen wären auch vollkommen berechtigt. Aber in diesem Falle war die Wahl des Mannes, dessen Schiedsspruch wir uns Alle fügen sollten,

unter so günstigen Auspizien vor sich gegangen, daß das Unheil, welches er möglicherweise angestiftet hätte, im Vergleich zu dem Schaden, der durch Zwistigkeiten in unserer Mitte angerichtet wurde, geringfügig zu nennen gewesen wäre. Wurde dieses Oberhaupt durch den Tod abgerufen, so wählten die fündundzwanzig Männer, deren Zahl sich immer wieder ergänzte, aus ihrer Mitte ein neues Oberhaupt, dem wiederum auf Lebenszeit Gehorsam gelobt werden mußte, u. s. f. Dieser Ausschuß der Fünfundzwanzig besteht noch heutigen Tages, und die absolute Gewalt ist auch noch immer in einer Person verkörpert. Weil jedoch unsere organisatorische Thätigkeit beendet ist, und jetzt Alles seinen ordnungsmäßigen Gang geht, ist ihre Aufgabe erledigt, man spürt nur noch wenig von ihrer absoluten Gewalt und ihr Amt ist sozusagen mehr ein Ehrenamt. Ihre einzige Pflicht ist es jetzt, die allgemeinen Versammlungen einzuberufen und zu leiten, die Beschützer zu überwachen, damit sie nicht die Gesetze übertreten, und das Rezept unseres Sterilisators aufzubewahren, das wir uns für eine in weiter Ferne liegende Zeit aufheben, in welcher die Sonne zu erkalten beginnen und den Menschen dadurch die Existenz erschwert werden wird.

Dadurch, daß wir zur rechten Zeit ein Oberhaupt wählten, war dem Streit die Spitze abgebrochen, und die Eintracht für ewige Zeiten hergestellt.

Eine hehre Zeit war es, die jetzt für uns herannahte. Riesengroß war die Verantwortlichkeit, die wir auf uns genommen hatten, und reine Hände und reine Herzen gehörten dazu, das erhabene Werk zu vollenden. Vor allen Dingen war es notwendig, daß wir unter uns selbst aufräumten, ehe wir uns an diese Aufgabe wagten. Wir waren unserer zu Viele, als daß sich nicht auch in unsere Reihen so manches minderwertige Element eingeschlichen haben sollte, und die grausige Schreckenszeit mit ihrem erbarmungslosen Vertilgungskampf hatte auch auf unsere auserlesene Schar ihren schädlichen Einfluß ausgeübt und einen großen Teil von uns moralisch verdorben. Aus diesem Grunde trafen wir unter allgemeiner Zustimmung die Vereinbarung, dem geheimen Komitee, das mit der Herstellung des Sterilisators betraut war, den Auftrag zu geben, das Elixir dieses Mal unseren eigenen Brüdern zukommen zu lassen.

Auch einen anderen Zweig unserer Thätigkeit, dem wir uns bisher noch nicht widmen konnten, begannen wir jetzt ernstlich in Erwägung zu ziehen. Wir waren von dem Wunsch beseelt, die Natur der Menschen zum Guten umzuwandeln, ihnen das Glück zu geben, vermittelst der Zuchtwahl Menschen zu erziehen, die vor Allem fähig sein sollten, sich glücklich zu fühlen, um sie dann späterhin so zu organisieren, daß ihnen dieses

Glück für ewige Zeit gesichert blieb. Zu diesem Zweck galt es vor allen Dingen, die Frage zu lösen, wie solche Menschen beschaffen sein mußten.

Ich erwähnte schon früher, wie wir in der Geschichte nach Vorbildern suchten, die uns hätten die Wege weisen können, da es uns unmöglich schien, nach Theorieen einen neuen Typus zu erschaffen. So erhabene Werke zustande zu bringen, vermag eben nur unsere Mutter, die Natur. Auch ist Euch wohl erinnerlich, wie lange wir vergebens suchten und forschten, und, wie wir ganz zufällig auf den glücklichen Gedanken kamen, den Typus der Kinder zu erwählen, die zu allen Zeiten und unter allen Bedingungen nie in ihrem Glück zu stören gewesen waren. Wir erkannten unsere Aufgabe darin, die Menschen sowohl physisch als auch moralisch den Kindern so ähnlich als möglich zu gestalten, das heißt mit anderen Worten, kindliche Wesen ins Leben zu rufen, die reif genug waren, um sich weiter fortzupflanzen.

Der Tag, an dem wir zu dieser Erkenntnis gelangten, war uns ein Festtag, weil er uns den Weg, den wir zu gehen hatten, klar erkennen ließ. Die Menschen, welche ihn mit erlebten, gerieten in einen Freudentaumel, stürzten sich in die Arme, weinten und beglückwünschten sich, und mit Entrüstung wiesen sie jeden Zweifel an dem Gelingen unseres Unternehmens

von sich ab. Wie gewöhnlich alle großen Erfindungen und Entdeckungen beruhte auch diese auf ganz einfachen, natürlichen Prinzipien und jedermann war erstaunt, daß man nicht schon längst auf diese Idee gekommen war. Daß wir die richtige Fährte gefunden hatten, schien uns Allen so klar und so über jeden Zweifel erhaben, daß wir ohne langes Zögern und Zaudern und ohne jede Debatte sofort an die Ausführung gingen. Wie jede geniale Entdeckung zog aber auch diese bedeutsame Folgen nach sich, ganz natürlich und einfach entwickelten sich aus ihr, als verstände sich das von selbst, alle anderen Bedingungen, deren wir zur Veredlung des Menschengeschlechts bedurften. Wenn die Menschen, um glücklich zu sein, zu Kindern werden mußten, so war es selbstverständlicher Weise unmöglich, daß sie ohne die leitende Hand existieren konnten, und daraus ergab sich, daß auch von uns, ihren Beschützern, nicht abgesehen werden durfte. Ferner konnte eine so große Schar von Kindern und das kleine Häuflein Beschützer nicht alle erforderlichen Arbeiten leisten, deshalb mußte noch eine Arbeiterklasse organisiert werden, um es den Kindern zu ersparen, im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot zu verdienen. Aber auch noch aus einem anderen Umstande ergab sich das dringende Bedürfnis, eine arbeitende Klasse ins Leben zu rufen.

Wie uns die Geschichte klar nachweist, war die schwere, körperliche Arbeit von jeher der Urquell alles Elends und die Klippe, an welcher das Lebensschiff so mancher Menschen scheiterte. Die Arbeit entspricht der menschlichen Natur so wenig, daß diese sich unwillkürlich dagegen auflehnt, und so wird es bis in alle Ewigkeiten bleiben. — Ja, wie ist das aber zu ändern? Gehört nicht auch dazu Arbeit und immer wieder Arbeit? Mußten wir nicht arbeiten und alle unsere Kräfte anspannen, wollten wir wirklich unser Ziel erreichen? Bedurfte es nicht der angestrengtesten Geistesarbeit, um uns darüber klar zu werden, auf welchem Wege wir dahingelangten? Der eine Teil der Beschützer wollte zur Arbeit Leute verwendet haben, die schon darin geübt waren, Leute, die man längst zu den Sklaven zählte, die Generationen hindurch im Elend gelebt hatten und sich ihrer Schmach kaum noch bewußt waren. Ein anderer Teil machte den Vorschlag, eine höhere Art von Affen, die dem menschlichen Typus ziemlich nahe kam, heranzubilden und sie so abzurichten, daß sie unseren Ansprüchen zu genügen vermochten. Wie mühsam wäre das aber gewesen, wieviel Zeit hätte es in Anspruch genommen, um unsere Anforderungen schließlich vielleicht doch nicht zu befriedigen.

Nach langem Hin- und Herreden entschieden wir uns endlich für folgenden Plan: Aus den ent-

legensten Winkeln der Erde sollten die elendesten, halbvertierten Geschöpfe zusammengelesen und ihnen der Instinkt der Unterwürfigkeit eingeimpft werden, worauf man sie für unsere Zwecke abrichtete und aus ihnen Geschöpfe heranbildete, die von den neuen Menschen in jeder Beziehung abstechen sollten. Um ihnen die Lasten, die wir ihnen aufbürden mußten, nicht zu schwer werden zu lassen, beschlossen wir, in ihnen den Instinkt der Arbeit besonders hochgradig zu entwickeln, das Bewußtsein ihrer Erniedrigung hingegen sehr herabzudrücken, damit sie sich in ihrer Stellung nicht unglücklich fühlen sollten.

Die Anforderungen, die unsere Aufgabe an uns stellte, wurden auf diese Weise freilich verdoppelt, denn es lag uns nicht nur ob, aus einer verderbten und entarteten Klasse von Menschen ein unverdorbenes und kindliches Geschlecht zu entwickeln, wir sahen uns auch genötigt, aus stumpfen, rohen Halbtieren, indem wir ihre Instinkte und ihre Vernunft beeinflußten, eine neue Art von Sklaven heranzuziehen.

Aber die welterschütternde Entdeckung, die das Dunkel, das uns umgeben, bereits so stark erhellt hatte, zog außer diesen auch noch andere Folgen nach sich. Von Kindern konnte man nicht verlangen, daß sie ein Leben fortführten, wie die Kultur und die Zivilisation es durch hunderte von Jahren gezeitigt hatten. Weder

hätte es ihrer Natur entsprochen, noch hätten das kleine Häuflein der Beschützer und die nur einseitig ausgebildeten Sklaven alle die Ansprüche, die damit zusammen hingen, zu befriedigen vermocht. Es ergab sich daher von selbst, daß man das Leben vereinfachen mußte, indem man jeden Luxus, jede übertriebene Verfeinerung, die Blüten einer zu stark entwickelten Zivilisation, die dem Glück der Kinder durchaus entbehrlich waren, bei Seite schaffte. Auch für diese Schlußfolgerung boten die Erfahrungen, welche man im Laufe der Jahrhunderte gesammelt hatte, reichliche Bestätigung. Je weniger verwickelt das Leben, je einfacher und anspruchsloser die Menschen gewesen waren, desto eher war es ihnen gelungen, eines jener in das menschliche Dasein so spärlich gesäeten Körnchen Gold aufzufinden, die das Glück bedeuten. Zehn langer Jahre bedurfte es, ehe alle diese Fragen endgiltig gelöst waren, und der ganze Adel der damaligen Zeit war mit Leib und Seele dabei, der Menschheit die Krone des Lebens zu erobern. Freilich nahm dieser Adel eine andere Stellung ein als in Eurem, im neunzehnten Jahrhundert, er war die Aristokratie des Geistes und des Herzens.

Die größten Gelehrten, die begabtesten Schriftsteller steuerten von allem Erhabenen, was ihnen noch geblieben, dazu bei, diese große Idee zu fördern, und opferten all

ihren Geist, all ihre Talente, all ihre Kenntnisse nur diesem Zweck.

Endlich, nach zehnjährigen Bemühungen, sahen wir das Ziel vor uns aufleuchten.

Der 15. Mai des Jahres 2496 war gekommen und von allen Seiten strömten die Veredler zusammen, um ein neues Gesetz aufzustellen, das den neuen Menschen von nun an als Ziel und Richtschnur dienen sollte.

Auf dieser Versammlung wurden folgende Sätze festgestellt, die wir uns fest einprägen mußten, weil sie die Grundpfeiler bildeten, auf denen das neue Geschlecht der Menschen aufgebaut werden sollte.

1. Die Menschen können nicht eher eines Glückes teilhaftig werden, ehe sie nicht durch die Zuchtwahl veredelt und Kinder geworden sind. Nur Kinder tragen die Fähigkeit in sich, vollkommen glücklich zu sein.
2. Das Menschengeschlecht, das aus Kindern zusammengesetzt ist, kann nicht andauernd glücklich sein ohne Beschützer, die sie leiten und für sie sorgen.
3. Das Menschengeschlecht kann nur glücklich sein, wenn das Leben auf jede Weise vereinfacht wird. Das ist aber nur in den Tropen möglich.
4. Das Menschengeschlecht kann nicht ohne Sklaven glücklich sein, die es von harter Arbeit be-

freien, denn Arbeit war von jeher der Urquell alles Übels. Diese Arbeit soll den Sklaven aber keine Last sein, und ihr Stand soll sie nicht bedrücken.

5. Das Menschengeschlecht kann nicht glücklich bleiben, wenn seiner Vermehrung nicht Grenzen gesteckt werden. Diese Grenzen müssen auch außerhalb der Zuchtwahl aufrecht erhalten werden.
6. Das Menschengeschlecht kann sich sein Glück nur dann für ewige Zeiten erhalten, wenn es auf den Fortschritt verzichtet und nichts an den neuen Verordnungen ändert.

Ach, mein Freund, obgleich die Wahrheiten, welche diese Sätze enthalten, mir schon in Fleisch und Blut übergegangen sind, erfaßt mich jetzt, wo ich sie Euch kund thue, eine gewaltige Erregung. Es sind nur wenige Worte, nur kurz zusammengefaßte Gedanken, wie viel hängt aber von diesen Satzungen ab! Je nachdem man sich danach richtet oder nicht, schleppen Millionen von Menschen von Kummer und Sorgen gebeugt ihr elendes Dasein dahin, den Wurm im Herzen, Verwünschungen auf den Lippen, oder — tanzen im hellen Sonnenschein durch das Leben, jubeln und scherzen und wissen nichts vom Schmerz! Mein ganzes Inneres erzittert von der Gewalt, die in diesen wenigen Worten enthalten ist!

Als diese sechs Grundsatzungen, einstimmig angenommen waren, erhoben sich alle Anwesenden und leisteten den feierlichen Eid, der auch für ihre Nachkommen bindend war, diese Satzungen für ewige Zeiten heilig zu halten, nie an ihnen zu rühren, nie Kritik an ihnen zu üben, und während der folgenden zweihundert Jahre nichts an ihnen zu ändern.

Damit die zukünftigen Geschlechter sich diese Satzungen noch besser zu eigen machen können und die neue Richtung, welche das menschliche Leben von jetzt ab einzuschlagen hat, klar vor sich sehen, haben wir es für notwendig erachtet, außer ihnen noch zehn Gebote aufzustellen, welche den Menschen für alle Zeit als Richtschnur dienen sollen. Diese Gebote, welche unsere Väter verfaßt haben, sind uns ein Ersatz für Eure zehn Gebote, die sich für unsere neue Lebensweise zum größten Teil nicht mehr eigneten und unzureichend geworden waren. Welchen Sinn hätte für uns zum Beispiel das Gebot: „Du sollst nicht stehlen!“ da es doch bei uns gar nichts zu stehlen giebt. — Oder das Gebot: „Du sollst nicht töten!“, da es hier bei uns niemandem in den Sinn kommen wird, einen Mord zu begehen. Oder das Gebot: „Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider Deinen Nächsten!“, da es doch bei uns gar keinen Gerichtshof giebt, vor dem man Zeugnis ablegen könnte. Oder: „Du

sollst nicht ehebrechen!“, da jedermann bei uns berechtigt ist, die Ehe zu brechen. Oder: „Du sollst den Feiertag heiligen!“, da jeder Tag bei uns ein Feiertag ist.

Daß unsere Gebote alle Ewigkeiten überdauern werden und niemals veralten können, davon sind wir fest überzeugt.

Diese Gebote lauten folgendermaßen.

Zehn Gebote
für das neue Menschengeschlecht.

Erstes Gebot: Seid einfältig und unschuldig wie die Kinder.

Zweites Gebot: Genießet die Freuden, die Euch die Erde bietet.

Drittes Gebot: Lebt schlicht und einfach, damit Euch das Leben nicht zur Last wird und bleibt in den Tropen, weil es sich nur dort leben läßt.

Viertes Gebot: Gehorchet Euren Beschützern und liebet sie. Und Ihr Beschützer, hütet Eure Schützlinge, als wären sie Eure leiblichen Kinder.

Fünftes Gebot: Arbeitet nicht um Euer tägliches Brot. Haltet Euch Sklaven, die Eure Arbeit verrichten, und sorgt dafür, daß ihr Stand ihnen nicht zur Last wird, damit sie nicht darunter leiden.

Sechstes Gebot: Begehret keinen Fortschritt. Der Fortschritt enthält ein Gift, das Euch vernichtet.

Siebentes Gebot: Vermehrt Euch nur nach dem Prinzip der Zuchtwahl.

Achtes Gebot: Widersetzt Euch nicht dem Übel. Laßt es ruhig an Euch herantreten und seiner Auflösung entgegensehen.

Neuntes Gebot: Seid glücklich in der Schönheit und durch das Glück verschönt.

Zehntes Gebot: Begehret nicht den Tod kennen zu lernen, damit Euch nicht das Entsetzen erfaßt.

Diese zehn Gebote sind übrigens noch nicht in Kraft getreten, und, wenn ich sie erwähne, so geschieht das nur, weil ich fest davon überzeugt bin, daß sie auf der nächsten Versammlung angenommen werden. Selbstverständlich wird man sie indessen nur den Beschützern bekannt geben.

Damit waren unsere Vorarbeiten abgeschlossen, und es lag uns nur noch ob, die Theorieen auf die Praxis zu übertragen. Was die Thätigkeit anbetrifft, die jetzt für uns begann, habe ich Euch nur wenig darüber zu berichten, weil Ihr Alles ausführlich in dem Buche niedergeschrieben findet, welches ich Euch vor wenigen Stunden einhändigte. Nur einige wichtige Momente möchte ich noch hinzufügen.

Zu allererst machten wir uns daran, unter den weiblichen Wesen eine sehr sorgfältige Auslese zu treffen. Zweitausend junge Geschöpfe, die sich durch Schönheit, Gesundheit, heitere Charakteranlagen und weiche kindliche Gemüter auszeichneten, wurden nach der Insel Tahiti abgesandt. Aber schon wenige Jahre darauf sahen sich die Beschützer aus diesem oder jenem Grunde genötigt, die Hälfte von ihnen bei Seite zu schaffen, größtenteils, weil die jungen Geschöpfe an Körper und Geist zu unreif waren. Aus den übrig gebliebenen Tausend trafen wir nach einiger Zeit noch einmal eine Auswahl und weihten Alle, die dem Klima nicht gewachsen waren, aus Barmherzigkeit dem Tode, so daß schließlich nicht mehr als sechshundert und fünfzig auf Tahiti übrig blieben.

Was das männliche Geschlecht anbetrifft, waren wir befugt, noch schärfer vorzugehen, weil wir in der ersten Zeit nur die künstliche Befruchtung anzuwenden gedachten. Wir beschränkten unsere Auswahl daher auf fünfundzwanzig Männer, die, obgleich sie das Reifealter erreicht hatten, doch noch Kinder geblieben waren.

Diese sechshundert und fünfzig Frauen und fünfundzwanzig Männer waren der Stamm, aus welchem das neue Menschengeschlecht hervorgegangen ist. Zur Basis hatten wir die romanische Rasse ausersehen, Franzosen, Italiener und Spanier, deren Naturell sich besonders

durch Frohsinn und Leichtlebigkeit hervorthat und die, was körperliche Vorzüge anbelangt, den Idealgestalten, die uns vor Augen schwebten, am nächsten kamen. Besonders geeignete Stammväter und weibliche Schönheiten lieferten uns die spanischen Nachkommen in den ehemaligen südamerikanischen Kolonieen. Diesem Stamm mischten wir noch etliche Tropfen slawischen Blutes bei in anbetracht des sympathischen Wesens und des blonden Typus dieser Cimbrischen Rasse, vor allen Dingen jedoch, um verschiedenartige Schönheiten ins Leben zu rufen und das zukünftige Geschlecht nicht einseitig zu beeinflussen.

Einige unserer Frauentypen, die sich durch besondere Schönheit auszeichnen, stammen auch von Griechinnen und Grusierinnen ab. Nur zu gern hätten wir die Rasse, die auf den polynesischen Inseln heimisch war, auch noch beibehalten, weil sie dem Naturell, das wir anstrebten, infolge ihres weichen, anschmiegenden Charakters sehr nahe kamen, aber ihre ausgesprochen häßlichen, groben Gesichtszüge machten es uns leider unmöglich.

Wie ich schon erwähnte, überwog die Anzahl der Frauen diejenige der Männer anfangs bei Weitem und wir sahen uns genötigt, diese Ungleichheit während der ersten sechs Jahrhunderte fortbestehen zu lassen. Da die Wissenschaft in der damaligen Zeit schon sehr weit

vorgeschritten war, fiel uns das nicht besonders schwer, und es lag in unserer Macht, je nach Gutdünken das eine oder das andere Geschlecht zu bevorzugen. Das Überwiegen des weiblichen war damals aber dringend zu wünschen, weil uns viel darauf ankam, die Bevölkerung zu vergrößern. Doch dank der geringen Anzahl, aus welcher sie bestand, wurde aus unserem Reiche kein Amazonenstaat, sondern nur ein Reich der Schönheit und eine Augenweide. Unter den Männern trafen wir in der ersten Zeit eine ganz besonders sorgfältige Auslese.

Die dritte Generation zählte bereits siebentausend Frauen und dreißig Männer, in der vierten beschenkten uns dreitausendfünfhundert Frauen mit sechszehntausend Kindern weiblichen und fünfunddreißig männlichen Geschlechts, und als die siebente Generation heranzuwachsen begann und hundertundfünfzigtausend Frauen existierten, gestatteten wir auch dem männlichen Geschlecht, sich weiter auszubreiten, aber erst in der Gegenwart wird das Verhältnis der Geschlechter zu einander wieder ein normales.

Auf die gleiche Weise verfuhren wir mit den Wilden, die wir mit großer Mühe aus den verschiedenen Gegenden der Welt zusammengebracht hatten. Zahlreiche Expeditionen waren ausgesandt worden, um sie in ihren Schlupfwinkeln aufzustöbern und sie durch den Sterilisator unschädlich zu machen. In der ersten Zeit

gestatteten wir einer Anzahl, die sich hauptsächlich aus Arbeiterkreisen rekrutierten, in Gegenden, die weit von den Wohnstätten der neuen Menschen entfernt waren, ihr Dasein weiter zu fristen. Da sie aber alle sterilisiert waren, starben sie allmählich aus, und wir empfanden diesen Verlust auch nicht schmerzlich, weil die Zahl unserer Sklaven inzwischen bedeutend angewachsen war.

Was uns Beschützer anbelangt, so ist unsere Zahl nicht viel größer geworden und hat sich in den letzten zwei Jahrhunderten kaum verdoppelt. Auch für uns benutzen wir den Sterilisator und gestatten nur den Besten unter uns, das Geschlecht fortzupflanzen. Auf diese Weise haben wir unsere moralischen Eigenschaften sehr veredelt, die Menschenliebe stark in uns entwickelt, unsere körperlichen Vorzüge herausgebildet und die Dauer unseres Lebens sowohl bei uns als auch bei unseren Frauen weit hinausgeschoben. Das ist in kurzen Worten die Geschichte des Menschengeschlechts in den letzten achthundert Jahren. Hell und klar wölbt sich der Himmel über unseren Häuptern, und auch das schärfste Auge vermag nicht das leichteste Wölkchen am Horizonte der Menschheit zu erblicken."

Mit verklärtem Lächeln schloß der Greis seine Erzählung.

## VII.

Ein heiliger Schauer hatte meine Seele erfaßt. Grausig und überwältigend war alles, was ich vernommen, und doch so wunderbar, so unfaßlich in seinem strahlenden Glanze! Vor mir der Himmel in seiner krystallenen Klarheit, seinem leuchtenden Blau, hinter mir finstere, drohend zusammengeballte Wolkenmassen, die sich grollend in den gähnenden Abgrund der Vergangenheit zurückzudrängen suchten. Da durchzuckte ein jäh aufflammender Blitzstrahl das bläulichschwarze unheilschwangere Gewölk, und in seinem grellen Schein sah ich plötzlich klar und deutlich den Weg aufleuchten, der aus dem Elend zu dem heißersehnten, von uns so lange vergeblich gesuchten Glück hinaufführte. Deutlich erkannte ich auch, woran die Schuld gelegen, daß die Menschen diesen Weg, der mir jetzt so einfach, so wenig beschwerlich schien, Jahrtausende hindurch nicht einschlagen mochten. Nur die Hände hätten sie auszustrecken brauchen, um des Glückes habhaft zu werden! So nahe war es ihnen, hätte nicht ein tiefer Abgrund sie von ihm getrennt!

Wie hätten Millionen und abermals Millionen Menschen es aber je erhaschen können, wenn jeder einzelne von ihnen etwas anderes unter diesem Begriff verstand, wenn sie es sich nicht klar zu machen versuchten, daß es etwas Gemeinsames war, wonach sie strebten, und daß sie sich auch gemeinsam darum bemühen mußten? Nur wenn sich aus diesen Millionen ein Häuflein zusammenfand, das in seinem Wünschen und Wollen einig war, wenn der Wille jedes einzelnen aus dieser beschränkten Zahl in einem vollklingenden, mächtigen Akkorde, der alles andere übertönte, demselben Ziele zustrebte, erwachte die Göttin aus ihrem Zauberschlaf, horchte sie auf die ihr so wundersam bekannten Melodieen und neigte ihnen willig ihr Ohr.

Wollte man der Welt ein ewig unveränderliches Glück zu eigen geben, so mußte man die Natur des Menschen von Grund aus umwandeln, und das war unserem Geschlecht nicht möglich, dazu steckte es zu sehr in den Erstlingsschuhen seiner sittlichen Entwicklung und stand noch zu unsicher auf seinen Füßen. Um das zu vollbringen, mußte sich aus dem ohnmächtigen, schwankenden Willen eine Kraft emporringen, so konzentriert, so intensiv, daß sich alles vor ihr in Ehrfurcht beugte, eine Kraft, welche die Menschheit nicht wie bisher auf dunklen, unbekannten Schleichwegen, sondern im

hellen Sonnenglanze einem Glück entgegenführte, das alle Ewigkeiten überdauert.

Nur einer beschränkten Anzahl war es möglich, einmütig einem Ziele zuzustreben, ihr stand dann aber auch eine unumschränkte Macht zu Gebote. Sie führte die Menschheit von Stufe zu Stufe bis zur Vollkommenheit, und in ihrer Hand lag, wie in jener der Veredler und der Beschützer, das Geschick des gesamten Menschengeschlechts. Um diesen Willen in die That umzusetzen, mußten alle übrigen, so verschiedenartigen Wünsche und Bestrebungen, die sich überdies immer wieder gegenseitig aufgehoben hatten, in nichts aufgelöst, alles Alte, Abgestorbene vernichtet werden, um aus dem Protoplasma ein neu verjüngtes Geschlecht zu erzeugen. Das alte umzuwandeln, war ein Ding der Unmöglichkeit; nur wenn aus dem Urstoff ein neuer Mensch zum Leben erweckt wurde, konnte man sich der Hoffnung hingeben, befriedigende Resultate zu erzielen.

Verstand, Glück und Arbeit, diese drei lassen sich ebensowenig zu einem Ganzen vereinigen, wie Feuer, Wasser und Luft, und nur wenn jedes für sich in Wirksamkeit tritt, wenn die Obliegenheiten der Beschützer, der Freunde und der Sklaven von einander getrennt werden, ist ein Glück auf Erden, im wahren Sinne des Wortes, denkbar. Schmilzt man diese drei Elemente gewaltsam zusammen, so ergiebt sich daraus nur ein Chaos.

Ehe das menschliche Geschlecht zu dem Entschluß herangereift war, sich einmütig einem Willen unterzuordnen, hatte es aber einen bitteren Kelch bis auf die Neige zu leeren, und daß ihm davon auch nicht der letzte Tropfen erspart geblieben war, das wußte ich nun aus Jefrars Erzählung.

Wie klar, wie selbstverständlich mir das alles jetzt erschien! Zu welcher Höhe mein Geist sich aufgeschwungen hatte! Kaum, daß ich alles, was hinter mir lag, noch zu erkennen vermochte.

„Hoffentlich haben meine Worte Euren Wissensdurst befriedigt," begann Jefrar auf's Neue. „Wenn's Euch genehm wäre, würde ich Euch jetzt um einen Gegendienst ersuchen. Zwei Tage habt Ihr nun inmitten der neuen Menschen zugebracht, und was Ihr nicht mit ihnen erlebt, das erfuhrt Ihr aus meiner Erzählung; darf ich Euch nun wohl bitten, mir ganz offen und ehrlich zu sagen, ob Ihr der Meinung seid, daß wir unser Ziel erreicht haben, daß die neuen Menschen glücklich sind? Unbefangen und ohne Vorurteil tratet Ihr in unseren Kreis, — Euer Urteil ist für mich von ganz besonderem Wert."

„Ob sie glücklich sind? — Gewiß sind sie das," entgegnete ich nach kurzem Zaudern. „Jedenfalls sind sie bedeutend glücklicher, als wir es je gewesen, und, was das Bedeutsamste ist, sie kennen keine Sorge,

keinen Kummer. Nur fürchte ich, daß meine Zeitgenossen ein Glück, wie das Eurige, nicht sehr hoch geschätzt hätten, weil es zu elementar, zu materiell, zu sinnlich ist und zu wenig geistige Elemente enthält. Kinder sind bekanntlich immer glücklich und leicht zu beglücken, deshalb ist ihr Glück auch kein vollständiges, es ist nicht tief und nachhaltig — mit einem Wort, es ist ein Kinderglück. Selbstverständlich hat auch ein derartiges Glück seine Reize, — ist es aber das Ideal? Wird man dadurch in einen Zustand versetzt, in welchem man volle Befriedigung empfindet, in dem man nicht nach mehr verlangt? Das Glück, das meiner Seele vorschwebt, ist anderer Natur, es ist durchgeistigter. Bildung, Wissen, Forschen, Überwinden von Schwierigkeiten und Selbstverleugnung sind die Nahrung, deren es bedarf, um zu gedeihen; für gläubige Seelen aber liegt das Glück in der Anbetung eines höheren Wesens und in dem Bestreben, ihm gleich zu werden. Alles ist bei Euch nicht zu finden, und meint Ihr nicht, daß dies ein Mangel ist, daß Ihr damit das Niveau des menschlichen Geistes herabgedrückt habt?"

„Selbstverständlich haben wir das gethan, das heißt, wir haben die geistigen Ansprüche und Anschauungen vereinfacht," entfuhr es Jesrar. „Unsere Freunde stehen geistig nicht auf der Höhe, auf welcher die früheren Geschlechter standen, und daß sie diese Höhe nie erreichen,

dafür haben wir gesorgt! Seht Ihr denn nicht, daß alles rings um uns her, das ganze Menschengeschlecht, unser ganzes Leben, alles, was wir bisher errungen haben und was wir zu schaffen im Begriff sind, alle unsere Prinzipien, kurz und gut alles nichts anderes ist als die bewußte Verkörperung dieses einen Grundgedankens, des erhabensten aller Gedanken, der jemals einem menschlichen Hirn entsprungen ist, — daß es die Idee der Vereinfachung aller geistigen Ansprüche ist, welche uns leitet? Zweihundert Jahre ist es jetzt her, daß sie die Welt beherrscht, daß alles nur von ihr ausgeht; sie beherrscht das Erdreich, von Tag zu Tage vergrößert sich ihre Macht und wird sich möglicherweise mit der Zeit über die Grenzen der Erde hinaus auf das Universum ausdehnen.

In früheren Jahrhunderten stellte man zu hohe Anforderungen an den Geist der Menschen. Eine so starke Anspannung des Verstandes und der Sinne widerspricht der menschlichen Natur und läßt sich mit den Bedingungen des Daseins und des irdischen Glücks nicht vereinbaren.

Ihr und Eure Vorfahren lebten, was Eure Ansprüche an den Geist anbelangt, über Eure Verhältnisse und richtetet Euch nicht nach den Mitteln, die Euch von der Natur verliehen waren; und, wie ein jedes Leben über die Verhältnisse hinaus, mußte auch das Eure zum

Bankerott führen. Alle Leiden, welche die Nachwelt zu erdulden hatte, sind diesem geistigen Zusammenbruch zuzuschreiben. Möge die Geisterwelt, wenn es eine solche giebt, ausschließlich geistigen Interessen leben, die Erdenbewohner aber, die körperliche, aus Nerven zusammengesetzte Wesen sind, sollen auf der Erde bleiben und sich genügen lassen an den Freuden, die *sie* ihnen zu bieten hat. Auch dürft Ihr nicht vergessen, daß, als wir die Ansprüche an den menschlichen Geist herunterschraubten, wir den Geist selbst zu gleicher Zeit erhöhten, denn ein geistiger Zusammenbruch, wie er vor etlichen Jahrhunderten stattfand, ist heute bei den neuen Menschen nicht mehr möglich. Bei uns giebt es weder eine Hypertrophie noch eine Atrophie des Geistes.

Ich weiß sehr wohl, Ihr könntet mir darauf die Einwendung machen, daß der Erdenbewohner nicht nur Körper, sondern auch Geist ist, und daß der Geist vielleicht das Wichtigste, das Bedeutsamste am Menschen ist. Ihr könntet mir antworten, daß, wenn es ein überirdisches Dasein giebt, der Zweck des Menschen hier auf Erden nur der ist, den Geist, der in ihm lebt, diesen wichtigsten Teil seines Wesens, heranzubilden; daß der kurze Aufenthalt in dieser Welt nichts anderes ist, als eine Vorbereitung auf eine andere, länger andauernde Existenz außerhalb aller irdischen Interessen. In diesem Sinne würdet Ihr Euch wohl sogar für

berechtigt halten, uns einen Vorwurf daraus zu machen, daß wir dieses uns ferner liegende Ziel ganz außer Acht lassen und nur für das irdische Dasein der Menschen sorgen. — Es ist wohl möglich, daß alles sich so verhält. Wir sind Skeptiker und sind bereit, auch diese Möglichkeit zuzugestehen. Wir wollen auch zugeben, daß Ihr in diesem Falle recht hättet, dem Leben der Menschen auf Erden diese Bedeutung beizulegen. Ihr wäret jedoch im Unrecht, wenn Ihr uns den Vorwurf machen wolltet, daß wir nichts dazu thun, die neuen Menschen auf ein möglicherweise existierendes überirdisches Dasein vorzubereiten. Sollte Eure feste Zuversicht Euch darin nicht täuschen, so würden unsere Freunde, unsere unschuldigen Kinder, auch auf dieses neue Dasein, welcher Art es auch sei, in jeder Hinsicht genügend vorbereitet. Sie sind ein reines, unverfälschtes Material, aus dem sich alles machen läßt, und dies Material so rein und unverdorben zu erhalten, ist unsere größte Sorge. Aber auch noch aus einem anderen Grunde sind wir berechtigt, das neue Menschengeschlecht im kindlichen Zustande zu erhalten, sie zu Kindern zu machen: „Denn ihrer ist das Himmelreich!" sagt Euer großer Meister.

Aber merkt wohl auf: wenn das jenseitige Leben, auf das Ihr so fest baut, auch wirklich ein rein geistiges sein sollte, so steht es doch noch gar nicht fest,

welcher Art dies geistige Leben sein dürfte. Euch freilich steigen auch nicht die leisesten Zweifel darüber auf, daß es eitel Freude und Seligkeit sein wird, weil Euer Herz mit unaussprechlichem Sehnen darnach bangt, weil Euer Leben jeder Freude bar gewesen ist. Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß Eure Wünsche in Erfüllung gehen, ebenso leicht ist es indessen möglich, daß wir statt der ewigen Seligkeit einem Leben voll neuer Enttäuschungen, voll Kummer und Mühsal entgegengehen und daß uns das Jenseits ganz unbefriedigt läßt.

Mit welcher Genugthuung werden unsere Freunde, die dann nicht mehr Kinder sind, auf das glückliche Dasein zurückschauen, das sie hier auf den paradiesischen Inseln führten, wie werden sie in den Erinnerungen an ihre unvergleichlich schöne Kinderzeit schwelgen. — Ist es denn ganz ausgeschlossen, daß uns nach unserem leiblichen Tode nicht abermals schwere Lasten auferlegt werden? Ist es nicht möglich, daß unsere Kämpfe dann von neuem beginnen, daß wir von neuem auf die verschiedenste Weise dem Glück nachjagen werden?

Darum wollen wir den Geistern, wenn es solche giebt, überlassen, ihre geistigen Ziele zu verfolgen; den Bewohnern dieser Erde wollen wir aber so viel irdisches Glück zu verschaffen suchen, als in unserer Macht liegt. Sollte es aber Euch, mein Freund, möglich sein, das eine mit dem andern zu vereinigen, — wohlan, so

lehrt es uns, — wir brachten es noch nicht zustande!“

„Ich! Ich sollte diesen Weisen belehren? Mein Gott, wie sollte ich wohl einen Ausweg wissen! Läßt sich denn Beides mit einander vereinigen?“

Tief aufatmend blickte ich von der schwindelnden Höhe, zu der mich Jesrars Worte hinaufgehoben hatten, in den tiefen Abgrund hinab, der unter mir gähnte. Wie dem Adler hoch in den Lüften, erschien mir dort unten zu meinen Füßen alles so winzig, so nichtig, so vollkommen verändert gegen früher. Bis ins Unendliche hatte der ehrfurchtgebietende Greis meinen Horizont erweitert; eine ungeheure Fernsicht bot sich meinem staunenden Blick, und voll Verwunderung fühlte ich, wie sich eine Wandlung in meinem inneren Wesen vollzog. War ich auch noch nicht vollständig überzeugt, so war ich doch auf dem besten Wege, mich überzeugen zu lassen.

## VIII.

Es war spät geworden, und auf Jefrars Vorschlag begab ich mich in das Innere des Zeltes und warf mich auf das Lager seines Sohnes.

„Geht zur Ruhe, es ist die höchste Zeit für Euch," sagte er. „Ich bleibe noch eine Weile am Feuer sitzen."

Der Schlaf floh mein Lager. Was ich soeben gehört, hatte meine Seele aufs Tiefste erschüttert. Ruhelos warf ich mich von der einen Seite auf die andere und kam endlich zu dem Entschluß, wieder aufzustehen und mich ins Freie zu begeben. Das entzückende Bild, das sich hier meinen Blicken bot, fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Der Ehrfurcht gebietende Greis saß noch immer vor dem glimmenden Scheiterhaufen; er war aber nicht mehr allein: acht bis zehn der reizenden jungen Geschöpfe hatten sich in den malerischsten Stellungen um ihn geschart, und ihre Blicke hingen gespannt an den Lippen des Alten, der ihnen ein Zaubermärchen zu erzählen schien, das ihre Sinne in Fesseln schlug.

Der Mond stand hoch am Himmel, und seine silbernen Strahlen beleuchteten die sinnbethörenden

nackten Gestalten, die in ihrer klassischen Ruhe herrlichen Statuen glichen.

Das hinreißend verlockende Bild, die laue Sommernacht, der Mondscheinzauber, der Zelte, Bäume und Sträucher mit seinen silbernen Strahlen überflutete und das Meer in seinem märchenhaften Glanze aufleuchten machte, die wunderbar geformten nackten Menschenkörper, in denen die Herzen so rein und unschuldig schlugen, alles das zusammen machte meine Seele in unbeschreiblicher Erregung erzittern. Eines der holdseligen jungen Geschöpfe hatte sich an die Schulter des Alten gelehnt und blickte, das liebliche, von dunklen Locken umrahmte Köpfchen leicht zur Seite geneigt, sinnenden Auges in die Ferne. Der Mond schien voll in das engelgleiche Antlitz und wie gebannt hingen meine Blicke an diesen Zügen, unfähig sich von ihnen loszureißen. Ich stand ihr gerade gegenüber, aber trotzdem sie mich sehen mußte, rührte sie sich nicht von der Stelle, und nur an ihrem wechselnden Gesichtsausdruck vermochte ich zu bemerken, daß sie meiner ansichtig geworden war. Unverwandt ruhte ihr schmerzvoller Blick auf meinem Antlitz und drang mir bis in die tiefste Tiefe meiner Seele. Ein Schauder durchrieselte mein Gebein, — rings um mich her schien alles ins Wanken geraten zu sein, nur das Frauenantlitz vor mir blieb unbeweglich in seiner steinernen Ruhe, und

das dunkle Auge bohrte sich immer tiefer in meine Seele.

Da plötzlich — welch ein Schrecken — trennte sich das Haupt von dem Körper und schwebte lautlos durch die Stille der Mondnacht dahin. Immer näher schwebte es auf mich zu, das Blut erstarrte mir in den Adern, und das Herz pochte mir an die Rippen, als wollte es seine Hülle sprengen. Ich wollte aufschreien, aber kein Ton entrang sich meiner Kehle. — Das totenbleiche, geisterhafte Antlitz rückte immer näher an mich heran, immer fester hafteten die starren Blicke an meinen Zügen! Entsetzen packte mich, es würgte mir an der Kehle, — da entrang sich ein heiserer markerschütternder Schrei meiner gequälten Brust . . . . . . . . . . . . . .

„Kostja, mein Junge, was fehlt Dir?“ hörte ich plötzlich meiner Mutter milde Stimme, und ihre weiche Hand fuhr liebkosend über meine feuchte Stirn. Ich wußte nicht, wo ich war, was mir fehlte. Mein Herz schlug mit gewaltigen Schlägen gegen meine Brust, und ich schluchzte so heftig und krampfhaft, wie nur ein Mann zu schluchzen vermag.

„Kostja, liebster Junge, beruhige Dich doch! Hast Du einen bösen Traum gehabt?“ sagte die Mutter und beugte sich über mein Lager.

„Licht, Mutter! Licht! — Die Lampe!“ schrie ich. Die Mutter öffnete die Fensterläden, denn es ging schon

gegen Morgen und der Tag erwachte. Grau und düster blickte der Winterhimmel in meine Fenster hinein, und in dichten Flocken fiel der Schnee und hüllte Feld und Flur in seine weiche Decke. Schwer hingen die blendenden Schneemassen über die Dächer herab, ballten sich um die winterlich nackten Äste der Bäume, rundeten alle Ecken und verdeckten alles, was unschön und uneben war. Hell war es freilich in meiner Stube geworden, aber, mein Gott, was war das für ein trübes, graues, freudeloses Licht! In diesem düsteren Schein erblaßten alle die Märchenbilder, die meine Phantasie mir vorgezaubert, und die mir so deutlich vor Augen gestanden hatten. — Leise, leise, wie eine leichte Wolke senkte sich ein Schleier auf sie herab, — der Schleier des Vergessens!

So war alles, was ich erlebt hatte, nur ein Traum gewesen!

Nicht einmal nippen durfte ich von dem Glück, das mir doch schon so nahe gewesen, daß ich vermeinte, es mit meinen Händen greifen zu können! Niemals, niemals würde ich seiner teilhaftig werden, selbst wenn ich noch hundert, zweihundert, ja dreihundert Jahre lebte.

Ich schloß die Augen, um mir noch einmal all das Wunderbare vor die Seele zu rufen: — da waren sie alle, die lieben jungen Freunde, — leibhaftig sah ich

sie vor mir stehen! Da waren Loreley und Stella und alle die Übrigen in ihrer unverhüllten, wunderbaren Schönheit! Dort drüben das Meer, die Zelte, die malerische Bucht, — und Jesrar! — mein lieber, guter Freund! — Mir war es, als fühlte ich seine Hand in der meinen und hörte seine milde freundliche Stimme. — Dort weiter im Hintergrunde tanzten sie den Schmetterlingstanz, und auf der von Bäumen umsäumten Wiese sah ich die Cascade über den Felsblock gleiten! — O Jesrar, mein armer Jesrar! Wie wird mein plötzliches Verschwinden Deine Seele bis in den Tod betrüben!

Aber was phantasiere ich denn? Es war ja nur ein Traum, ach, nur ein Traum! Nur meine Rückkehr in die armselige Gegenwart ist nackte Wahrheit! Wie schwer, wie schmerzlich war dieses Erwachen! Jetzt heißt es wieder mit den Menschen leben, mit den kalten, herzlosen, egoistischen, habgierigen, rohen Menschen! Da sind die Fabriken, Schulen und die elenden Hütten der Armut! Das rohe Arbeiterpack prügelt trunkenen Mutes Weib und Kinder! Dort kommen Scharen von Soldaten, habgierige Wucherer, Würdenträger, die sich nicht scheuen, ihr Gewissen feilzubieten! Die schlechtbezahlte ehrliche Arbeit, die sich im Schweiße ihres Angesichts ihr kärgliches Brot verdient, und der arme geplagte Gelehrte, der in der dumpfen, stickigen Luft

des Laboratoriums sein Leben verrinnen sieht! — Und dann der Tod . . . . . . . der unerbittliche Tod, mit seinen Schrecken, . . . . . . . dem niemand zu entrinnen vermag! . . . . . .

Soll ich wirklich niemals wieder diese himmlische Unschuld, diese göttliche Nacktheit zu schauen bekommen! . . . . . . Und wenn nicht, . . . . . . was läge daran! . . . . . . Hüllt Eure Leiber in garstige Modefetzen, Eure nackten Seelen in Lug und Trug und Heuchelei! Eines ist so scheußlich wie das andere!

Warum mußte mein Auge den Himmel offen sehen?! Warum? . . . . . . . Wie trostlos und bitter schaut mich das nackte Leben jetzt an! . . . . . Wer dürfte mich darob schelten? . . . . . Welchen Trost bietet mir das Dasein?

Du grausamer Rachegeist! Weshalb führtest Du mich in das goldene Reich der Träume, wenn Du mich doch wieder in den finsteren Abgrund der rauhen Wirklichkeit zurückzustoßen gedachtest? . . . . Und wenn es doch kein Traum gewesen sein sollte! . . . . . . . . Armes Menschengeschlecht, welch trauriges Schicksal stände Dir noch bevor! . . . . . . . . . . . . . . . . . . Menschen, Menschen, armes verblendetes Geschlecht, . . . werdet Ihr niemals meinen Traum zur Wahrheit werden lassen?! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Ende.

# Anhang.

Kapitel I.

## Der Fortschritt ist verabscheuungswürdig.

Es giebt Ideen, welche die Gemüter der Menschen Jahrzehnte, Jahrhunderte lang, ja zuweilen Tausende von Jahren beherrschen, ohne daß man sie auf irgend eine Weise kontrollieren könnte. Sie dringen dem Säugling mit der Muttermilch in das Blut, setzen sich mit dem ersten selbständigen Schritt in seinem Gehirn fest und übertragen sich von Generation auf Generation wie ein Erbstück, das von Hand zu Hand geht. Niemandem kommt es in den Sinn, sie zu zergliedern, sie einer Kritik zu unterwerfen. Man sieht sie als absolut zutreffend an und achtet in ihnen althergebrachte Grundsätze, die keiner Beweise bedürfen.

Zu diesen Ideen muß man auch den Fortschritt rechnen, von dem man allgemein annimmt, daß er etwas Erhabenes, Großes, Unanfechtbares, und von dem man überzeugt zu sein scheint, daß er ein Segen für das Menschengeschlecht sei.

Wir wollen diese Idee einmal näher ins Auge fassen und versuchen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihren moralischen Wert abzuschätzen.

Jede Entwicklung, jede Vervollkommnung ist schon an und für sich ein schwieriger, angreifender und schmerzlicher Prozeß, der nichts anderes bedeutet, als ein Anpassen und Gewöhnen an neue Verhältnisse, dem naturgemäß das Zertrümmern der alten vorausgeht, was selbstverständlich nicht ohne peinvolle Gefühle vor sich gehen kann. Natürlich bezieht sich das, was ich hiermit ausspreche, nur auf die Kulturvölker, da die rohen, unzivilisierten Menschen sich allem Anschein nach keines Fortschritts bewußt sind. Achtet aber einmal darauf, welchen Qualen die armen, vielgeplagten zivilisierten Menschen auf dem Wege ihrer Entwicklung und Vervollkommnung unterworfen sind. Veranlassung zu dieser Entwicklung ist der Kampf um das Dasein, ein Kampf auf Leben und Tod, der nur dem Befähigtsten zum Siege verhilft und folglich für den schwächeren eine schmachvolle Niederlage bedeutet. Vertieft man sich etwas aufmerksamer in diesen qualvollen Wettstreit, so erweist er sich als viel entsetzlicher, als er uns dem Wortklang nach zu sein schien. Ununterbrochen zieht er sich, ohne sich abzuschwächen, Millionen von Jahren hin! Jedes Jahr, jeder Tag gebiert Millionen, — was sage ich! — Milliarden solcher blutiger Zweikämpfe, von

denen jeder einzelne zu einem grausigen Drama ausartet, das, wenn die Menschen schwächlicher Natur sind, mit dem Tode, wenn sie widerstandsfähiger, mit Not, Hunger und Siechtum endet. Man achte einmal darauf, wie entsetzlich langsam der Entwicklungsprozeß sich vollzieht und wieviel unerträgliche Schmerzen jeder noch so kleine Fortschritt mit sich bringt!

Ist der kleine Schritt, den man weiter gekommen ist, wenn man ganz aufrichtig sein will, dieser Schmerzen wert?

Ihr seid der Meinung, daß die Tiere, vor allem die der niedrigeren Gattungen, weniger unter dem Entwicklungsprozeß leiden, als es den Anschein hat, weil sie auf einer tieferen Stufe der Erkenntnis stehen? Bedenkt indessen, welch' eine unermeßliche Anzahl von Tieren täglich zur Welt kommt, daß das Jahr dreihundertfünfundsechzig Tage zählt und daß Millionen solcher Jahre hinter uns liegen! — Zählt alle diese Jahre zusammen und veranschlagt darnach das Maß an Leiden, das sich daraus ergiebt! Zu welch' unberechenbarer Höhe wird es angewachsen sein! Vergeßt auch nicht, daß die Qualen, die ein jedes Lebewesen empfindet, ihm desto fühlbarer sind, je höher die Stufe ist, auf welcher es steht. Ich glaube, daß ein Wurm, den Euer Fuß zertritt, nach menschlichem Maße gemessen, schon einen ziemlich heftigen Schmerz empfinden

muß, daß ein Hund aber kaum weniger darunter leiden wird, als ein Mensch. Hier stoßen wir auf ein Naturgesetz, das in seiner Grausamkeit schreckenerregend ist, und, wenn wir uns genau überlegen, recht dazu angethan zu sein scheint, jede Begeisterung für den Fortschritt in uns wankend zu machen, ein Gesetz, das alle, die ein Herz in der Brust haben, dazu treiben könnte, sich von dieser scheinbar so erhabenen Idee loszusagen. Wie Ihr soeben gehört habt, ist das Erkenntnisvermögen eines jeden Organismus um so reger, je höher die Stufe der Entwicklung ist, auf der er sich befindet. Infolgedessen wird sich auch seine Empfänglichkeit für alle Leiden steigern und er jeden Schmerz, jede Qual dementsprechend tiefer empfinden. Die objektive Größe der Leiden, wenn man sich so ausdrücken darf, die jeder Entwicklungsprozeß, jede Vervollkommnung mit sich bringt, ist für alle Organismen dieselbe; die Infusorien haben ebenso gut wie die Fische und die Hunde den Kampf um das Dasein auszukämpfen, haben unter Hunger und Kälte zu leiden, sehen sich genötigt, ihr Leben gegen andere Organismen, die ihnen an Kräften überlegen sind, zu verteidigen, und schweben beständig in der Gefahr, vollständig vernichtet zu werden. Sind sich die Infusorien dieser Leiden aber kaum bewußt, so spüren die Fische sie doch schon deutlicher, während ein Hund sie sogar tief und schmerzlich em-

pfindet. Daraus läßt sich also folgern, daß die Empfänglichkeit für Leiden, welche dem Hunger, der Kälte u. s. w. entspringen, bei den verschiedenen Organismen variiert. Je vollkommener die Wesen, je weiter sie in ihrer Entwicklung vorgeschritten sind, um so tiefer empfinden sie diese Leiden, und das ist das Entsetzlichste am Fortschritt. Ist es Euch auch vollkommen klar, was das bedeutet? — Es bedeutet, daß mit dem Fortschritt auch das Leiden im steten Wachsen begriffen ist! Ist der Fortschritt an und für sich schon ein Martyrium, so steigert sich dieses Leiden, je mehr er sich entwickelt, — das ist ein Naturgesetz und zwar eines der furchtbarsten und grausamsten! Vor solch' einem verderbenbringenden Gesetz, solch' einem falschen Götzen neigen sich nun die Menschen in Ehrfurcht! Voll Andacht schauen sie zu ihm auf, flehen um seinen Segen und bringen die größten Opfer, um ihm die Wege zu ebnen!

Ist das nicht im höchsten Grade verwunderlich? Womit läßt sich das erklären? Ist darin ein moralischer Defekt der menschlichen Natur zu erblicken oder haben die Menschen den Sinn dieser Bewegung falsch aufgefaßt?

Ich glaube, daß sowohl das eine, als auch das andere der Fall ist, daß die Menschen fremden Leiden gegenüber nicht feinfühlig genug, daß sie aber auch in

das Wesen des Fortschritts nicht tief genug eingedrungen sind.

Gewöhnlich präsentiert sich der Fortschritt nur in seinem Festtagsgewande. Wie prächtig und verlockend er sich darin ausnimmt! Wie wunderbar schimmert das Gewebe, in das er sich hüllt, wie leuchtend sind seine Farben, wie reich die Stickereien, die es verzieren! Wie kostbar sind die Perlen (Perlen sind eine Krankheit der Muscheltiere), die Hals und Nacken schmücken! Wie entzückend paßt das eine zu dem anderen! Nicht satt sehen kann man sich an all dem Glanz und anbetend neigt man sich vor diesem Götzen bis in den Staub!

Entkleidet ihn aber seiner prunkenden, äußeren Hülle und schaut ihn Euch dann in seiner jammervollen Nacktheit an: der abgezehrte Körper ist über und über mit offenen Wunden bedeckt, aus denen Blut und Eitermassen hervordringen! Das bleiche Antlitz ist schmerzverzerrt, und alle Schrecken eines gewaltsamen Todes spiegeln sich in seinen Zügen wieder! Je weiter er unter den auf ihn niedersausenden Peitschenhieben der Not, des Hungers und der Todesfurcht vorwärts schreitet, desto weiter öffnen sich auch seine Wunden, desto heftiger strömt das Blut aus ihnen hervor, desto krampfhafter verzerrt sich sein Gesicht! Voll Abscheu wendet Ihr Euch ab und ruft: „Wir mögen keinen Fortschritt, wenn er wirklich so fürchterlich ist!"

„Ja er ist fürchterlich! Ich habe nicht zu viel gesagt, nicht übertrieben!

Der Zweck mag herrlich und erhaben sein, die Mittel sind empörend und verabscheuungswürdig!“

„Aber der Mensch?“, werft Ihr ein.

Ja, ist denn der Mensch nicht auch ein Organismus wie jeder andere? Ist er nicht ebenfalls den Naturgesetzen unterworfen? Hat er sich etwa nicht entwickelt, hat er etwa keine Fortschritte gemacht, nicht alle die Leiden erdulden müssen, welche die Natur ihm auferlegte? Zu diesem biologischen gewaltsamen Verfahren ist späterhin noch ein anderes anthropologisches hinzugekommen — die Selbstvervollkommnung, d. h. die Selbstvergewaltigung aus eigenem Antriebe, das Knechten der eigenen Natur, — aber wie der Fortschritt früher eine ununterbrochene Reihe von Leiden mit sich brachte, so thut er es heute noch und so wird er es auch in Zukunft halten. Der Mensch kann sich nur unter Leiden vervollkommnen, und je höher er steigt, je mehr er sich entwickelt, je mehr sich sein Gefühl, seine Sinne, seine Einbildungskraft verfeinern, desto tiefer und schmerzlicher wird er auch die Qualen empfinden, die sich davon nicht loslösen lassen.

Zu jenen Zeiten, als der Mensch sich noch im Naturzustande befand, wußte er nichts von geistigen und seelischen Leiden, und auch das Gefühl für physische

Schmerzen war nur sehr schwach in ihm entwickelt. Der zivilisierte Mensch ist aber außer den körperlichen Leiden, für die er viel empfänglicher ist, als der Wilde, auch noch anderen, seelischen, unterworfen, die weit schwerer zu ertragen sind. Dies Naturgesetz ist so grausam, weder Menschen noch Tiere zu verschonen.

Der werte Leser wird mir gewiß gestatten, daß ich ihm die eben ausgesprochenen Wahrheiten an einem Bilde veranschauliche, das meine Phantasie mir eines Tages in wunderbarer Genauigkeit und Klarheit vor die Seele führte.

Ich sah einen hohen, steilen Berg vor mir, der so steinig war, daß kaum ein Hälmchen Nahrung auf ihm fand. Glühend heiß brannten die Sonnenstrahlen auf die nackten Felsenwände, die je höher sie sich emporreckten, desto öder und unfruchtbarer wurden. Sein Gipfel reichte aber bis in die Wolken und schien sich im unendlichen Luftmeer zu verlieren. Auf einem Abhang erblickte mein Auge ein ganz absonderliches Riesengefährt, das aus den edelsten Metallen, aus Gold und Silber, hergestellt war, das man jedoch trotz seiner Dimensionen nicht unschön nennen konnte. Auf diesem Wagen, der mit allen möglichen merkwürdigen Dingen schwer beladen war, hätte eine kleine Stadt reichlich Platz gefunden. Eine seltsame Ladung war es, die man hier zusammengetragen hatte: Fabriken mit hoch-

aufragenden Schornsteinen, Häuser in allen Größen, Kirchen mit spitzen Türmen und mit runden, vergoldeten Kuppeln, kleine Forts, die mit dicken Steinmauern umgeben waren, große Haufen von Kanonen, von denen jede einzelne hunderte von Pfunden wog, stählerne Panzerschiffe, die verschiedenartigsten Maschinen und große Bibliotheken, die Millionen von Bänden umfaßten. Auch Statuen, Bilder und Möbel waren wild durcheinander auf den riesigen Wagen gepackt, wie man bei einem Wohnungswechsel sein Hausgerät von einem Hause zum anderen befördern läßt. Eine entsetzlich schwere Fuhre! Wäre der Wagen nicht so solide und massiv gewesen, er hätte die Last nicht tragen können. Statt der Pferde hatten sich Menschen vorgespannt, um ihn den steilen Berg hinaufzuziehen; eine unübersehbare Menge von Männern, Frauen und sogar Kindern, die alle ihre Kräfte anstrengten, um die schwere Fuhre von der Stelle zu bringen. Keuchend und stöhnend ging es Schritt vor Schritt bergan. Die Adern auf der Stirn schwollen ihnen an, dicke Schweißtropfen rannen ihnen über das Gesicht, aber ohne Unterlaß zogen die Ärmsten den Wagen immer höher und höher, trotzdem es ihnen mit jedem Schritt, den sie machten, schwerer und unerträglicher wurde. Hier und da beugte sich einer von ihnen zur Seite und sammelte neue Lasten vom Wege auf, die zu den anderen auf den Wagen gepackt wurden:

Maschinen, Gebäude, große mit Gold- und Silbermünzen gefüllte Säcke, und Kupfer und Eisen in langen, schweren Barren.

Aber nicht in Frieden und Eintracht arbeiteten die Leute an ihrem mühseligen Werk, sondern sie traten, stießen und prügelten sich dabei, rissen sich an den Haaren, bissen verzweiflungsvoll um sich, zankten, schrieen und fluchten. Die Stärkeren warfen die Schwachen zu Boden und traten sie mit Füßen; Gebrüll, angstvolles Stöhnen und Fluchen erfüllten die Luft und vereinigten sich zu einem markerschütternden Geheul. Neben dem Wagen her schwebten übernatürliche große Gestalten in der Luft, deren Züge schwer zu erkennen waren. Mit den langen Peitschen, die sie drohend hin- und herschwangen, trieben sie die unter ihrer Last fast zusammenbrechenden Menschen zu größerem Eifer an und wehe dem, der einen Schlag erhielt. Blutigrote, hochaufgelaufene Striemen zeichneten sein Gesicht und die nackten Teile seines Körpers. Brach hie und da einer der Armen erschöpft am Wege zusammen, dann sauste die Peitsche mitleidslos auf ihn nieder, so daß er aufheulend wieder aufsprang und sein Joch auf sich nahm. Große Thränen rollten ihm über die schmerzverzerrten Züge und mischten sich mit den Schweißtropfen, welche die Anstrengung ihm auspreßte. Die Mehrzahl der Menschen zog aber rastlos und un-

unterbrochen an der schweren Fuhre weiter. Den Kopf zu Boden gesenkt, stierten sie vor sich hin und sahen weder nach rechts noch nach links, weder vorwärts noch rückwärts. Warum sie sich so übermäßig anstrengten, schien ihnen nicht einmal bewußt zu sein, nur das schien ihnen klar, daß es entsetzlich schwer zu ertragen war. . . Wandte einer von ihnen aber zufällig einmal den Blick rückwärts, so verklärten sich wohl seine Mienen, wenn sein Auge auf die Schätze fiel, die zu Bergen auf dem Wagen aufgetürmt lagen. „Hurrah! Vorwärts!“ brüllten sie dann und spannten alle ihre Energie von neuem an. Einige junge Burschen, die sich durch Pfiffigkeit vor den übrigen auszuzeichnen schienen, kletterten ihren Kameraden auf die Rücken und spornten sie mit Gertenhieben zu größerer Eile an. „Vorwärts! Vorwärts!“ schrieen sie unaufhörlich und fuchtelten dabei mit kleinen bunten Fähnchen in der Luft herum, auf denen mit großen Buchstaben geschrieben steht: „Es lebe die Freiheit!“

Rückwärts wandte sich mein Blick auf die bereits zurückgelegte Strecke des Weges, und Entsetzen packte mich über das Schauspiel, das sich hier meinem Auge bot. Eine grauenerregende Spur hatte der Wagen hinterlassen. Bäche von Thränen, Blut und Schweiß rieselten bergabwärts und hatten sich hier und da zu kleinen Lachen angesammelt. Lange Reihen

halbzertrampelter Leichname türmten sich zu beiden Seiten des Weges auf, deren Skelette und Knochen, je tiefer es dem Thale zuging, desto mehr von den Fleischteilen entblößt waren. Die Sonne hatte sie gebleicht, so daß sie sich wie ein weißes Band bis an den Fuß des Berges hinunterschlängelten!

Aber was erblickte mein Auge dort drüben vor dem Wagen? Was schwebte dort vor der stöhnenden Menschenmenge her? Wie ein duftiges, rosiges Wölkchen hob es sich von dem Blau des Himmels ab, schwebte auf und nieder, nahm bald bestimmtere Formen an, bald schien es zu zerflattern. O, jetzt hat mein Blick es erfaßt! Wie wunderbar! Wie entzückend! Es ist ein Weib, — ein Engel von einem Weibe! Holdselig lächelnd schwebt es vor den Menschen her, nähert sich ihnen, winkt ihnen mit der kleinen Hand und verschwindet, um gleich darauf wieder aufzutauchen und ihnen von Neuem zuzulächeln. Aber welch seltsames Lächeln? Arglistig, tückisch und voll kalten Hohnes und doch zu gleicher Zeit so süß, so liebreizend und entzückend! Inbrünstig blicken die Menschen zu dem zauberhaften Wesen auf und strecken verlangend die Hände nach ihm aus, aber es läßt sich nicht greifen. Behende entschlüpft es ihren Armen, lächelt ihnen verheißungsvoll zu und winkt ihnen, ihm zu folgen.

Voll Wißbegier näherte ich mich den Gestalten, die mit der Peitsche in der Hand neben dem Riesenwagen dahinschwebten und wandte mich mit der Frage an sie, was die Menschen so mühsam den Berg hinanschleppten.

„Die Zivilisation," antwortete man mir, indem ein kalter, gleichgültiger Blick mich streifte.

„Was ist das für ein himmlisches Wesen, das vor dem Wagen herschwebt und den Menschen den Weg weist?" fragte ich weiter.

„Das ist das Glück — ein Phantom!"

„Und wer seid Ihr?"

„Wir sind die Naturgesetze."

„Warum peinigt Ihr die Menschen? Warum gönnt Ihr ihnen keine Ruhe?"

„Das dürfen wir nicht. Unsere Aufgabe ist es, den Wagen zur Höhe zu bringen."

„Wohin?"

Die Gestalt wies auf den Gipfel des Berges, der meinem Blick kaum erreichbar war.

„Was giebt es dort oben?

„Das ist mir nicht bekannt."

„Weshalb muß diese schwere Last dort hinaufgezogen werden?"

„Ich verstehe Euch nicht. Geht mir aus dem Wege, Ihr seid mir hinderlich."

Mit eisigem Blick wandte die Gestalt sich von von mir ab und begann von neuem die Menschen anzutreiben. Bis in's Innerste erschüttert, schloß ich die Augen, um das empörende Treiben nicht mehr mit ansehen zu müssen. —

Das ist der Fortschritt! — Entsetzlich! — Aber genau so verhält es sich, — ich habe nicht übertrieben!

Die Last ist so unerträglich, so schwer, daß die Menschen schon längst davon abgelassen hätten, sie ohne Ziel und ohne Zweck den steilen Berg hinanzuschleppen, wenn die Naturgesetze sie nicht mit ihren Hetzpeitschen erbarmungslos vorwärts jagten, wenn das Glück sie nicht mit seinem falschen Lächeln immer weiter hinauflockte. Leiden sind es, welche den Fortschritt zutage fördern, — Leiden sind es, die ihm weiter helfen, — Leiden sind das Einzige, was er hervorzubringen imstande ist! Blut und Thränen, Tod und Schrecken sind die Spur, die er hinterläßt!

Leiden zwingen den Menschen vorwärts zu streben, den Gipfel des Berges zu erklimmen; hat er sein Ziel erreicht, so winken ihm neue Leiden. Diesen Kreis ohne Anfang und ohne Ende durchwandert das Menschengeschlecht, ohne sich Ruhe zu gönnen, nun schon seit Tausenden von Jahren.

Stellt man sich vor, daß die organische Welt, das Menschengeschlecht mit einbegriffen, diesem Leiden plötz-

lich ein Ende macht, in seinem Eifer nachläßt, um sich Ruhe zu gönnen, so wird man wahrnehmen, daß im selben Augenblick auch der Fortschritt in seiner Entwicklung innehält und wie Rauchwolken in der Luft verweht; er könnte unmöglich weiter fortbestehen.

Der Fortschritt hat nichts als Leiden im Gefolge, das Glück, die Ruhe, die ihn zum Stillstand bringen, machten auch den Leiden ein Ende. Das ist ein Naturgesetz.

Scheint Euch der Fortschritt wirklich so begehrenswert, — nun so bleibt ihm treu, mir widerstrebt er, mir scheint er verabscheuungswürdig!

„Es ist nicht abzuleugnen," erwidert Ihr, mein lieber Leser, mir darauf, „daß der Fortschritt wirklich ein schwieriger, qualvoller Prozeß ist, und daß er der gesamten organischen Welt unendlich viele Leiden bringt. Aber vergeßt auch nicht, was wir ihm trotzdem alles zu danken haben, welche wunderbaren Erfolge er zu verzeichnen hat!"

„Erfolge? Welche denn? Was hat er erreicht? Was hat er aus den Menschen gemacht? Geschöpfe, die sich plagen und leiden müssen wie jeder Wurm, jedes Huhn, jeder Hund! Ist das etwas so Großes, so Erhabenes, daß man darüber in Verzückung geraten müßte? — Aber Ihr könntet mich der Einseitigkeit bezichtigen und mir entgegnen, daß, wenn auch mit dem heranwachsen-

den Fortschritt die Empfänglichkeit der Menschen für die Leiden der Welt eine regere würde, sie zu gleicher Zeit auch die Freuden tiefer empfinden müßten und daß diese den Leiden an Mannigfaltigkeit und Intensivität gleich kämen. Mit diesem Einwand hättet Ihr auch gewiß Recht, aber wenn Ihr es Euch reiflich überlegt, ist das doch immerhin nur ein kläglicher Trost. Aus dem Ocean des Lebens tauchen für den Bewohner der Erde Freuden und Leiden auf, von den einen genau so viel wie von den anderen — ist das ein Trost? Die Freuden können wir mit dankbaren Herzen in Empfang nehmen, — was sollen wir aber mit den Leiden? Wir bedürfen ihrer nicht! Ist aber eines nicht von dem anderen zu trennen, nun, so verzichten wir lieber auf beide, da es uns keinen Vorteil brächte, sondern, wenn wir das Facit ziehen, eher nur einen Nachteil. Die Verstärkung der Leiden übt nämlich einen bedeutend größeren Einfluß auf die negative Seite aus, als die Verstärkung der Freuden auf die positive. Denkt einmal recht reiflich darüber nach und dann beantwortet mir folgende Frage:

Wäret Ihr damit einverstanden, jede Freude hundert und tausend Mal tiefer zu empfinden als heute, unter der Bedingung, daß sich auch Eure Empfänglichkeit für alle physischen Schmerzen, alle Todesqualen, Seelenleiden, alle Kränkungen und Schrecknisse in dem

gleichen Maße steigerte? Überlegt es Euch recht genau, ehe Ihr mir antwortet, denn es ist eine wichtige und ernste Frage, und sucht Euch recht klar zu machen, was es bedeutet, die Freuden, aber auch die Leiden um das Tausendfache zu verstärken! — Nun, was meint Ihr dazu?

„Um keinen Preis!“ antwortet Ihr mir. „Fort mit den Freuden, die mich so teuer zu stehen kämen! Wie könnt Ihr solch ein empörendes Ansinnen an mich stellen?“

Ist es Euch aber auch klar, was diese Antwort für mich zu bedeuten hat? Damit gesteht Ihr mir zu, daß auch Ihr den Fortschritt für verabscheuungswürdig haltet, und daß Ihr Euch von ihm los sagt!

Freilich thut Ihr sehr recht daran, denn verdanken wir ihm auch so manche Freuden, so sind diese Freuden doch sehr grausamer Art.

Kapitel II.

## Der Fortschritt ist sinnlos.

Jede Zusammenstellung gleichartiger Erscheinungen, so mannigfaltig sie auch sein mögen, kann durch eine oder durch etliche Formeln ausgedrückt werden, in denen sie alle ohne Ausnahme inbegriffen sind. So verhält es sich auch mit den Erscheinungen des Fortschritts.

Worin besteht aber das Wesentliche des Fortschritts in Bezug auf das Menschengeschlecht? Darin, daß jeder Mensch, was er auch beginne, stets darauf bedacht sein wird, es besser zu machen, als der andere. Zu welchem Zweck? — Um den Anderen zu überflügeln und ihn von seinem Platze zu verdrängen. Der Andere wird sich jedoch, sobald er sich dieses Planes bewußt wird, gleichfalls anstrengen, ein Dritter wird Beide zu übertreffen suchen u. s. w., aus diesem Wettstreit aber entwickelt sich naturgemäß der Fortschritt, der ohne ihn vollkommen ausgeschlossen wäre.

Die Chinesen, denen es schon seit Jahrtausenden nicht mehr darum zu thun ist, mit anderen Völkern

Schritt zu halten oder sie gar zu überflügeln, sind aus diesem Grunde auf der Kulturstufe stehen geblieben, welche sie damals erreicht hatten. Die Amerikaner hingegen, die Tag und Nacht auf dem Posten und eifrig bemüht sind, allen Nationen den Rang abzulaufen, dürfen sich rühmen, auf allen Gebieten die größten Fortschritte gemacht zu haben.

Welche Resultate zeitigt nun aber dieser Prozeß? Es dürfte uns leichter fallen, diese Frage zu beantworten, wenn wir dabei einen ganz speziellen Punkt in's Auge fassen; sagen wir z. B. die Fortschritte, welche die Nationen in Bezug auf die Kriegsausrüstungen gemacht haben. Jedes Volk ist bekanntlich auf das Eifrigste bestrebt, das Vollkommenste darin zu leisten, um so die Überhand über das andere zu gewinnen. A. verbessert seine Flinten und Kanonen, führt das rauchlose Pulver ein, baut besonders schnellfahrende Kriegsschiffe und geht dabei von dem Gedanken aus, daß B. untauglichere Schießwaffen, rauchendes Pulver und langsamer fahrende Schiffe haben wird. Es stellt sich jedoch heraus, daß er sich in dieser Erwartung täuschte, denn B. hat inzwischen auch nicht geschlafen, sondern seinen Nachbarn wohl beobachtet und sich so gewaltig angestrengt, daß er ihn sogar weit überflügelte. Nun sinnt A. darüber nach, wie diese Scharte auszuwetzen sei, erfindet Unterseebote und

Schnellfeuerkanonen und hofft, diesmal ganz sicher B. übertrumpft zu haben. Aber auch jetzt hat er die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn B. hat noch viel bedeutendere Erfindungen zu Tage gefördert und ist stets darauf bedacht, sich gegen jede Überflügelung zu sichern. Dieser Wettstreit scheint gar kein Ende nehmen zu wollen. Ohne Sinn und ohne Zweck suchen die Völker sich gegenseitig zu übertreffen, und auch die Worte eines Mannes, der ihnen zurief, in ihrem Thun, das doch zu nichts führte, einzuhalten, verhallten wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Das Elementare im Menschen ist eben stärker als seine Vernunft.

Im gegebenen Fall hatte der Fortschritt für alle, die sich an dem Wettstreit beteiligten, nur üble Folgen.

In wiefern?

Erstens, weil die Menschen in der steten Seelenangst lebten, alle ihre Bemühungen, die ihre Macht verstärken sollten, vereitelt zu sehen; zweitens, weil sie egoistisch, grausam und neidisch wurden und ihr Charakter sich derart verbitterte, daß sie für die Freuden des Lebens nicht mehr empfänglich waren, drittens aber, und das bezieht sich ganz speziell auf den gegebenen Fall, weil ein ganz erheblicher Teil von Arbeitskraft, der besser verwertet werden könnte, auf die Anfertigung von Flinten, Kanonen, Schießpulver und Uniformen

verwandt wurde, die außer dem Militär niemandem zu Gute kamen.

Wie wir an diesem Beispiel sehen, ist der Fortschritt auch auf anderen Gebieten vollständig sinnlos.*) Er entwickelt sich aus dem Bestreben der Menschen, ihre Konkurrenten zu verdrängen, indem sie dieselben mit ihren Leistungen zu überflügeln suchen. Wären sie davon überzeugt, daß Andere die gleichen Erfolge auf dem Gebiete der Manufaktur, der Verkehrsmittel oder der Beleuchtung erzielen könnten, so würde der Fortschritt niemals zur Blüte gelangen, denn sie würden sich niemals so eifrig darum bemühen, ihre Konkurrenten zu beseitigen, um ihre Lage zu verbessern. Das System der Patente und der Geschäftsgeheimnisse ist ein unwiderlegbarer Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung. Auch auf allen anderen Gebieten, nicht blos auf dem der Kriegsausrüstungen, zeigt es sich, daß der Nachbar nicht schläft, sondern daß er seine Sache ebensogut, ja vielleicht noch besser zu machen imstande ist. Alle Kraftanstrengungen, alle Bemühungen werden auf diese Weise vereitelt und auch der Genuß am Leben

*) Wenn der Leser sich die Mühe machen wollte, die Erscheinungen des Fortschritts auf anderen Gebieten näher ins Auge zu fassen, wenn er zum Beispiel die kaufmännischen Handelsberichte studieren wollte, würde er daraus sofort ersehen können, wie lächerlich und sinnlos diese Bestrebungen sind.

dem man sich durch den steten Kampf entzogen sieht, wird vollkommen vernichtet.

Aber der Mensch giebt die Hoffnung immer noch nicht auf. Er ist energisch, sinnt über neue Vervollkommnungen nach und zehrt seinen letzten Spargroschen auf, um ans Ziel zu gelangen. „Heute will ich mich noch quälen," denkt er; „bin ich erst in bessere Verhältnisse gekommen als mein Konkurrent, dann will ich mich ausruhen und mein Leben genießen."

Leider sieht er sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Der Konkurrent ist nicht unterlegen, er hat sich sogar zu besseren Leistungen aufgeschwungen und schaut triumphierend auf seinen Gegner herab. Aber auch dieser Siegesjubel war verfrüht, ein dritter kommt, der alle Beide zu Grunde richtet. Auch er hofft, wenn er das ersehnte Ziel erreicht haben wird, sein Leben genießen zu können, aber auch diese Erwartungen werden getäuscht und so geht es fort, bis ins Unendliche. Im günstigsten Falle ist das Resultat eine Anzahl von Vervollkommnungen, die das Leben verschönern könnten, und eine verringerte Möglichkeit, sie auszunutzen; verringert, weil erstens der größte Teil des Lebens verbraucht wird, um diese Vervollkommnungen zustande zu bringen, und zweitens, weil sich die Lebenskraft und die Gesundheit in dem Kampf mit dem Nächsten und in der unausgesetzten Furcht, besiegt zu werden, aufreiben

müssen. Von einem Lebensgenuß kann dabei schon gar nicht die Rede sein. Drittens kommt aber noch hinzu, daß der Charakter des Menschen sich in diesem blutigen Wettstreit verhärtet und verbittert und ihn der Fähigkeiten beraubt, sich den Freuden des Lebens hinzugeben.

Mit anderen Worten, um mich bildlich auszudrücken: in diesem Prozeß des menschlichen Daseins ist Jeder bemüht, den Anderen zu nasführen. Das Resultat aber ist, daß alle drei mit langer Nase abziehen müssen, anstatt daß sie ihre Zeit benutzten, sich des Lebens zu freuen. Ist das nicht sinnlos?

Hier höre ich indessen einen Einwand. „Gegen die Logik Ihrer Schlußfolgerung ist nichts einzuwenden," sagt man mir. „Ihr seid aber zu einem falschen Schluß, zu einer falschen Beurteilung des Fortschritts gelangt, weil Ihr von einem falschen Punkte ausgegangen seid. Eure Behauptung, der Fortschritt entwickle sich aus dem Bestreben des Menschen, seinen Nächsten zu überflügeln und ihn von seinem Platz zu verdrängen, ist einseitig, weil sie nur einen Teil desselben hervorhebt. — Ist denn nur der Wunsch, seinen Nächsten zu übertreffen, ihn unterliegen zu sehen, imstande, den Fortschritt ins Leben zu rufen? Giebt es nicht edlere Motive, wie das Streben nach dem Großen und Schönen, nach dem Ideal, die den Menschen veranlassen könnten, vorwärts zu schreiten? Wem würde es wohl

in den Sinn kommen, Beethoven in den Schatten stellen zu wollen, wenn man sich an die Komposition einer Symphonie macht, Darwin zu übertrumpfen, wenn man sich mit dessen Theorieen beschäftigt, oder Confucius zu übertreffen, wenn man zu jemandem sagt: was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem anderen zu? Alles das sind Faktoren des Fortschritts, die viele seiner Erscheinungen hervorrufen. Bezeichnet Ihr solche auch mit dem Worte sinnlos?"

Dieser Einwand ist freilich sehr berechtigt. Es giebt außer den angegebenen Erscheinungen in der That noch eine ganze Kategorie von anderen, deren Motive nicht von egoistischen oder wenigstens *nicht nur* von egoistischen Wünschen abzuleiten sind. Ich sage „*nicht nur*", weil ich der Ansicht bin, daß selbst Beethoven, Shakespeare, Gladstone, Tolstoi als Romanschriftsteller und viele andere Gelehrte, Künstler und Reformatoren teilweise von Motiven der ersten Art geleitet worden sind, wenn auch zuweilen nur in sehr geringem Maße. Ziehen wir jetzt diese zweite Kategorie näher in Betracht und versuchen wir es, sie in eine Formel zu bringen, in der alle übrigen Erscheinungen inbegriffen sind. Diese Formel ist: *der Fortschrittsmensch ist nicht so glücklich über das, was er erreicht hat, als er unglücklich ist über das, was er nicht erreicht hat,* was zu erreichen folglich sein eifrigstes Bestreben ist.

Merkt Euch diese Formel, meine lieben Leser: sie ist meiner Meinung nach von ungewöhnlicher Wichtigkeit, und ihre Folgen sind unberechenbar.

Merkt sie Euch aber nur ja recht genau, denn jedes einzelne Wort hat hier seine besondere Bedeutung: ich sage nämlich nicht jeder Mensch, sondern der Fortschrittsmensch, weil es Menschen gegeben hat und hin und wieder auch heute noch giebt, die mit dem zufrieden sind, was sie erreicht haben. Solche Leute machen aber auch keine Fortschritte und sind auch gar nicht imstande, solche zu machen, wie wir das an den Chinesen und in noch höherem Grade an den Eskimos, den Ainos, den Giljaken, den Polynesiern und etlichen anderen kleinen Volksstämmen sehen können, die abgesondert von der zivilisierten Welt im Dickicht des Waldes, in der Wüste, mitten im Ocean und in den Eisregionen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Auch der russische Bauer der früheren Jahrhunderte, der still und zufrieden in seinem Dörfchen hauste und sich nichts Besseres wünschte, kann dazu gerechnet werden. Noch heutigen Tages würden sie sich dieses friedlichen Daseins erfreuen, wenn der Fortschritt, den die Menschen aus dem Treiben der Welt in ihren stillen Frieden hineintrugen, sie nicht mit seinen mächtigen Schwingen berührt hätte. Seitdem sind auch sie mit ihrer Lage im höchsten Grade unzufrieden, sie haben höhere Ziele,

nach denen sie streben, um deretwillen sie alles hingeben und ihres eigenen Lebens nicht schonen. Mit diesem Bestreben ist aber zu gleicher Zeit eine andere Erscheinung zu Tage getreten, die, wenn man sie nicht sehr ernst nehmen müßte, höchst lächerlich wäre. Der russische Bauer der Gegenwart, ein Fortschrittsmensch, den wir A. nennen wollen, ist mit seinen Verhältnissen, die ihn drücken und anwidern, im höchsten Grade unzufrieden. Er sehnt sich darnach, sich zu verbessern und sieht sein ganzes Glück darin, seinem Nachbarn B. das seinige zu nehmen und sich an seine Stelle zu setzen. Es gelingt ihm auch; aber kaum sieht B. sich von seinem Platz verdrängt, als er auch sofort alles daran setzt, sich sein Glück zurückzuerobern. Auf diese Weise spinnt sich der Kampf bis ins Unendliche fort.*) Das erinnert mich an eine alte, wie ich glaube, sehr bekannte Anekdote: Ein Bauer hatte ein sehr faules Pferd. So viel er es auch mit Peitschenhieben traktierte, war es ihm doch nicht möglich, es zu schnellerer Gangart anzutreiben. Nachdem er zu der Einsicht gelangt war, daß alle Schläge nichts nützten, griff er zu einem Bündel

*) Unaufhörlich schwankt das Pendel des Glücks zwischen A. und B. hin und her. Sowie der Eine es erreicht zu haben meint, ist der Andere ihm schon wieder auf den Fersen, um es ihm abzujagen. Keiner von Beiden kommt dazu, seinen Besitz in Ruhe zu genießen.

Heu und band es kurz vor der Schnauze des Pferdes an die Deichsel, was zur Folge hatte, daß sich das Pferd, dem es jetzt darum zu thun war, an das Heu zu gelangen, sofort in Trab setzte.

Sagt mir, lieber Leser, gleicht der Fortschrittsmensch nicht in jeder Beziehung diesem Pferde?

So traurig es ist, ist es doch auch zum Lachen.

Nach etwas Besserem, etwas Vollkommenerem zu streben, hat nur dann einen Sinn, wenn man sich, nachdem man sein Ziel erreichte, damit zufrieden giebt und sein Leben in Frieden genießt. Will man aber auch dann noch immer weiter und weiter steigen und sich nie an dem mit schweren Opfern Erreichten genügen lassen, so muß man das sinnlos nennen. Der Fortschritt treibt den Menschen ins Ungewisse, macht ihn krank und elend, richtet die Schwachen zu Grunde und hetzt die Überlebenden immer weiter vorwärts, indem er ihnen vorspiegelt, daß sie das Ideal erreichen werden. Haben sie endlich das Ziel erklommen, so gönnt er ihnen aber nicht die Muße sich seiner zu erfreuen, sondern jagt ihn mit Peitschenhieben und Fußtritten immer weiter ohne Ruhe und ohne Rast. Ist das nicht sinnlos und grausam dazu?

Stellt Euch einmal vor, daß Euer Arzt das Messer zur Hand nimmt, Euch den Leib aufschneidet. Jedenfalls leiten ihn die besten Absichten, er will Euch damit

von einem qualvollen Leiden befreien, das Euch binnen kurzer Zeit in den Tod führen würde. Denn hätte er nicht dieses edle Ziel dabei im Auge, so müßte man ihn einen Unmenschen, einen Verbrecher schelten, der nach Sibirien verschickt zu werden verdiente. — Und doch gebt Ihr es zu und billigt es sogar, daß diese schwere Operation an dem Menschengeschlecht vollzogen wird! Jedenfalls seid Ihr der festen Meinung, daß die Menschen dadurch von einem schweren Leiden erlöst werden, und daß ihnen damit ein ruhiges Glück gesichert wird. Wie könntet Ihr es sonst ruhig mit ansehen, daß die Schwachen niedergetreten und die Kräftigen, die es überstehen, krank und matt gehetzt werden. Ist Eure Überzeugung aber auch wirklich gerechtfertigt? Wird dieses Ziel erreicht? Nehmen wir z. B. die Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, die sich dieser entsetzlichen Operation in vollem Maaße unterwarfen. Auch hier waren nur die Kräftigen imstande, sie zu ertragen, während die Schwachen daran zu Grunde gingen. So grausam das Euch auch erschien, beruhigtet Ihr Euch damals mit dem Gedanken, daß die Menschen im neunzehnten Jahrhundert das Gute davon haben, und ihr Leben in Frieden und Wohlstand hinbringen würden. Ja, selbst ich hätte mich mit diesem Trost zufrieden gegeben! Aber was stellte sich statt dessen heraus? Der Kampf entbrannte jetzt noch weit

heftiger, und es mußte eine viel tiefer eingreifende Operation vorgenommen werden, bei der wieder so und so viele Menschen ihr Leben einbüßten, und nur die Allerkräftigsten mit heiler Haut davon kamen. — Ist es Euch nach diesen Resultaten wirklich noch möglich, darauf zu bauen, daß im zwanzigsten Jahrhundert die Zahl der Unterliegenden geringer sein wird. Seid Ihr noch immer davon überzeugt, daß die Übriggebliebenen sich dann zufrieden geben und sich genügen lassen werden? — Ich habe auf's Geratewohl das achtzehnte Jahrhundert herausgegriffen, es könnte aber ebenso gut das erste, zehnte oder irgend ein Jahrhundert des Mittelalters angenommen werden. Das Resultat wäre überall dasselbe. Dieser Prozeß, der ganz sinn- und zwecklos ist, scheint sich niemals vollständig abwickeln zu können, und zieht sich bis in alle Ewigkeit hin.

Der Arzt, der die Operation an Euch vollzieht, geht folglich nicht mit der Absicht an's Werk, Euch endgültig von Eurem Leiden herzustellen, sondern gedenkt Euch von neuem seinem Messer zu unterwerfen, sobald das Geschwür wieder herangereift ist, was sich noch unzählige Male wiederholen kann. Seht Ihr nun wohl ein, liebe Leser, wie sinn- und zwecklos und wie grausam dieser Prozeß ist? Ruft es Euch recht deutlich vor die Seele, welchen Qualen der Mensch unterworfen ist, wenn er sich zehn-, hundert-, ja wirklich tausendmal

operieren lassen muß! Liegt darin irgend ein vernünftiger Sinn?

Nehmt einen Künstler, einen großen Meister, der aus Thon das Modell zu einer Statue angefertigt hat. Mit kritischen Blicken betrachtet er sein Werk, prüft es von allen Seiten und findet kein Genüge daran. Schnell entschlossen schlägt er es in Stücke, ballt den Thon zu einem Klumpen zusammen und beginnt von neuem, mit der festen Absicht etwas Vollkommeneres zustande zu bringen. Eine Woche währt die Arbeit, dann ist die neue Statue vollendet; aber auch dies Mal ist der Meister mit seiner Arbeit unzufrieden. Er vernichtet sie gleichfalls und macht sich wiederum an's Werk. Stellt Euch vor, daß dieser Künstler das zehn, zwanzig Jahre, ja vielleicht sein ganzes Leben lang so treibt, wie würde Euer Urteil über diesen Mann lauten? Ihr würdet sagen, daß er nicht zurechnungsfähig, daß er für das Irrenhaus reif sei.

Denkt nun, daß dieser Künstler einen Sohn hätte, der nach dem Tode des Vaters in dessen Fußtapfen tritt, daß dessen Sohn es eben so triebe, und daß das von Generation zu Generation so weiter ginge. Werdet Ihr nicht sagen, daß der Irrsinn in dieser Familie erblich ist?

Darauf kommt es aber schließlich thatsächlich heraus. Die Natur, der Schöpfer des Menschen, ist mit ihrem

Werk nicht zufrieden. Sie erzeugt einen neuen Menschen, aber auch dieser genügt ihr nicht. Mißmutig zerstört sie ihn und erschafft einen dritten und einen vierten. Der Unterschied ist nur darin zu suchen, daß der Thon kein Gefühl hat, der Mensch aber die entsetzlichsten Leiden zu erdulden hat, wenn die Natur ihn mit roher Hand in Stücke schlägt, ihn zu einem Klumpen zusammenballt und ihn in eine neue Form bringt.

Wenn Ihr einen Menschen an den Haaren fortschleift, so ist das brutal und roh. Zieht Ihr ihn jedoch an den Haaren aus dem Wasser, um ihn vom Tode des Ertrinkens zu erretten, so wird man das nicht rücksichtslos, sondern edel nennen, und der Errettete wird Euch mit Danksagungen überschütten. Ihr befreitet ihn nicht nur aus einer verhängnisvollen Lage, wenn auch nicht ganz schmerzlos, sondern Ihr versetztet ihn sogar in eine vorteilhaftere. Stellt Euch aber vor, daß Ihr den Geretteten nicht freigäbet, ihn nicht auf seine Füße stelltet, sondern ihn an den Haaren längs des Ufers weiter schlepptet, unter dem Vorwande ihn auf weichem Rasen zu betten! Stellt Euch vor, daß Ihr, dort angelangt, ihm noch immer keine Ruhe gönntet, sondern ihn bis zum Abhange des Berges zögt, wo dichtbelaubte Bäume kühlen Schatten spenden! Stellt Euch vor, daß Ihr ihn (immer noch an den Haaren, vergeßt das nicht) den Berg hinauf zöget, wo ihm in

dem sauberen Häuschen ein weiches Lager und freundliche Bewirtung winkte, daß Ihr ihm aber auch hier keine Rast gönntet, sondern ihn bis an die Quelle und dann, unter irgend einem anderen Vorwande, immer weiter schlepptet, ohne Unterlaß von einem Ort zum anderen, zehn, hundert, tausend Jahre, ja eine ganze Ewigkeit hindurch. Wie würdet Ihr eine solche Handlungsweise nennen? Würdet Ihr nicht sagen, das sei grausam, unmenschlich, sinnlos?

Und doch ist das ein naturgetreues Bild des Fortschritts. Genau so macht er es mit den Menschen. Unter den ärgsten Qualen reißt er sie an den Haaren immer höher hinauf (to a higher plane!!), unter dem Vorwande, ihm immer noch etwas Vollkommneres bieten zu wollen.*) So wird es nun aber schon hunderttausende von Jahren getrieben, und die Philosophen stellen uns noch viele tausende von derartigen Prozessen in Aussicht!

Der Fortschritt entwickelt sich also entweder daraus, daß die Menschen sich gegenseitig zu überflügeln und zu

*) Der Ausgang kann aber ein noch viel schlimmerer sein. Habt Ihr die Menschen an den Haaren geschleift, so thatet Ihr das in wohlwollender Absicht. Verfolgt die Natur nun die gleichen Ziele oder handelt sie vollkommen willkürlich? Ja, das wissen wir nicht. Ist es aber nicht sehr möglich, ist es nicht sogar wahrscheinlich, daß das Letztere der Fall ist?

verdrängen suchen, oder daraus, daß sie mit dem, was sie erreicht haben, nicht zufrieden und sich zu verbessern bemüht sind. In beiden Fällen gelangen sie aber nicht zum Ziele. Im ersten Fall, weil der Andere sich auch zu vervollkommnen strebt, und damit zu neuen Bemühungen anspornt; im zweiten, weil das Erreichte sich als unvollkommen erweist und vernichtet wird, um durch etwas Besseres ersetzt zu werden, das dem gleichen Schicksal anheimfällt.

Die Herren Philosophen, die diese Frage erörtern und sich darein vertiefen, begehen einen groben Fehler. Sie sagen, daß mit dem Fortschritt ein gewisses Etwas erreicht wird, ein Etwas, das bisher noch nicht existiert hat, ein Etwas, das einen großen Gewinn verspricht. — Das ist wohl richtig, aber unlogischerweise folgern sie daraus, daß es der Mensch ist, der diesen Gewinn davon trägt. Sie achten nicht darauf, wer den Vorteil davon hat, in wessen Tasche, sozusagen, das Plus fließt. — Was aus diesen Prozessen hervorgeht, sind Verwickelungen und Erschwerungen, die nur dem Fortschritt zugute kommen. Er allein erreicht sein Ziel — die Entwickelung, der Mensch erreicht sein Ziel — das Glück — niemals! Ja dieser Prozeß wird sogar auf Kosten des Glücks geführt. Es verringert sich in dem

gleichen Maße, als das gewisse Etwas sich vergrößert.*)

Trotzdem jubeln diese Herren! Worüber? Über den Sieg des Fortschritts?

Dabei übersehen sie aber ganz, daß es etwas giebt, so groß, so schön, so erhaben, daß die ganze Welt ihr Haupt davor beugen müßte — das Glück des Menschengeschlechts! Sie vergessen, daß alles Übrige, Fortschritt, Religion, Sitte, Schaffen und Wirken, Schönheit, Tugend, Wahrheit und Freiheit, sobald es auf das Glück des Menschen ankommt, nichtig und wertlos sind. Sie vergessen, daß es nichts Heiligeres, Wichtigeres, Wertvolleres, Erhabeneres, Ehrwürdigeres giebt, als dies Glück, und daß man ihm die größten Opfer zu bringen bereit sein sollte. Ja auch den Fortschritt sollte man abschaffen, wenn er ihm hinderlich ist, und freudig darin inne halten, um es zu fördern. Läßt sich die Freiheit mit dem Glück nicht vereinigen, so wollen wir ihr bereitwilligst entsagen, ja ich wäre sogar damit einverstanden, Bosheit und Verbrechen zu entschuldigen und zu billigen, wenn sie, was freilich kaum anzunehmen ist, den Menschen zum Glück gereichen könnten.

*) Die Beweise hierfür werde ich eines Tages mit statistischen Zahlen geben.

Kapitel III.

## Ist der Fortschritt des Menschengeschlechtes unvermeidlich?

„Warum regen wir uns nur überflüssigerweise so sehr über den Fortschritt auf?“ beginnt Ihr von neuem; ob er den Menschen heilsam oder ob er ihnen nachteilig, ob er erwünscht oder unerwünscht — er ist nun einmal ein Naturgesetz und als solches unvermeidlich, folglich müssen wir uns ihm wohl oder übel fügen.

Unvermeidlich? Ist er das thatsächlich? Ist das nicht wieder eines jener Axiome, denen man sich nur unterwirft, weil sie auch ohne jede Begründung als zutreffend anerkannt werden, eine jungfräuliche Idee, so jungfräulich wie ein Stück Land, das noch nie vom Pflug berührt wurde? Wie wäre es, wenn wir dieses Land bearbeiteten, wenn wir es mit dem Pfluge der Analyse und der Kritik auflockerten? Wagen wir den Versuch und dann laßt uns einmal sehen, welche Früchte der Acker tragen wird.

Im Laufe zahlloser Millionen von Jahren hat die Natur, hat die ganze Welt, soweit unser leibliches und geistiges Auge reicht, niemals in ihrer Entwickelung inne gehalten, d. h. niemals aufgehört, sich unter dem Einfluß unüberwindlicher Bedingungen, die in ihr selbst, in dem Recht der Materie, zu suchen waren, zu verfeinern und komplizierter zu werden. Aus dichten Nebelmassen entstanden die Himmelskörper, an deren Oberfläche sich feste, flüssige und gasartige Gebilde entwickelten. Dem Protoplasma, das sich aus den Dünsten herausgearbeitet hatte, entstiegen die mannigfaltigsten Organismen, Pflanzen und Tiere, immer vollkommener und vollkommener, immer bewunderungswürdiger in ihrer Entwickelung. Zu allerletzt erschien der Mensch, die Krone der Schöpfung. Er war nicht nur Körper, sondern auch Geist, wenn auch noch ein sehr unvollkommener und beschränkter. Unaufhaltsam und ohne Unterlaß schritt er vorwärts, und mit seinem Geiste wuchsen auch seine materiellen Ansprüche an das Leben, entwickelte sich das, was wir Zivilisation nennen. So verlangte es das Naturgesetz, das so allmächtig war und seine Gewaltherrschaft mit solcher Strenge ausübte, daß alles sich ihm beugen mußte.

Für die Natur ist es ganz gleichgiltig, ob sie vorwärts schreitet, ob sie sich entwickelt oder nicht. Weder hat sie einen Vorteil noch einen Nachteil davon, weil

sie sich dieses Prozesses gar nicht bewußt ist. Der Fortschritt in der Natur ist eine elementare Kraft, der sie sich nicht entziehen kann. Blindlings reißt er sie mit sich fort, ohne daß er selbst eine Ahnung hat, wohin und zu welchem Zweck, ohne zu fragen, ob es zu ihrem Heile dient. Diese Bedeutung hat der Fortschritt aber nur für die organische und anorganische Welt, die keine Erkenntnis besitzt, und nur hier ist er eine blinde, elementare Kraft. Dem Geiste des Menschen gegenüber, der sich seiner selbst bewußt ist, nimmt er eine andere Gestalt an. Als er auf dem Wege, den er, seiner selbst nicht bewußt, blindlings und ziellos verfolgte, bis zur Erschaffung des Menschen gekommen war, als er die Selbsterkenntnis in ihm entwickelte, und ihm damit die Augen geöffnet hatte, trat ein kritischer Moment für ihn ein, der bedeutsamste, der ihm auf seinem Wege begegnete: im Geiste des Menschen erkannte er sich selbst zum ersten Male. Voll Verwunderung über diese Entdeckung hielt er einen Augenblick in seinem Laufe ein und überlegte. Er hatte sich selbst einen Feind geschaffen, mit dem er einen schweren Stand haben, der ihn in einem Wettstreit möglicherweise überflügeln konnte.

Diese Selbsterkenntnis, diese Befähigung des Menschen, die Gesetze, denen er unterworfen ist, zu begreifen, war etwas ganz Neues, ein Faktor, der bisher noch nirgend mitgesprochen hatte, und dessen Auftreten die

Bedeutung des Fortschritts streng von jener scheidet, die er für die ganze übrige Schöpfung hat. Die Nebelflecken verdichteten sich, die Erdoberfläche, die Pflanzen, die Tiere, der Urmensch entwickelten sich, aber kein einziger von ihnen war sich dessen bewußt, ja sie hatten nicht einmal eine Ahnung davon. Nur der zivilisierte Mensch ist imstande, das zu fassen, und dieser Erkenntnis verdankt er seine Ausnahmestellung. Für ihn hat der Fortschritt einen ganz anderen Sinn, als für die übrige Welt.

Hier kommt aber noch etwas anderes in Betracht, was von großer Wichtigkeit ist, und diese Trennung besonders hervorhebt. So lange der Fortschritt sich nur mit der anorganischen Welt beschäftigte, oder mit einer organischen, die ihn nicht erkannte, war sein Wirken ein elementares, zielloses. Als der Entwicklungsprozeß sich aber auch des Menschen bemächtigte, sowohl sein inneres Wesen umwandelte, als auch sein materielles, äußeres Leben berührte, machte sich dieser Unterschied ganz auffallend bemerkbar. Die materielle Seite des menschlichen Daseins, das, was wir die Ziviſation nennen, ist zum größten Teil ein Erfolg seines Geistes, und kann sich diesem Geiste beugen oder nicht. Unterwirft sie sich ihm nicht, so muß man sie, wie die Entwickelung der Vegetation, wie den Lauf der Planeten, für eine elementare Erscheinung ansehen.

Ordnet der Mensch sie aber seinem Geiste, seinem Willen unter, einer Kraft, die der Fortschritt in ihm großgezogen hat, so stumpft die elementare Gewalt des letzteren sich ab und sie kann sogar vollständig unterdrückt werden. Dieser selbstthätige Wille ist auch eine Erscheinung, die erst mit dem Menschen zu Tage trat, und es ist nicht zu verwundern, daß das Auftreten dieses Faktors der Entwickelung des Menschengeschlechts einen ganz eigenartigen Stempel aufdrückte und es auf eine hohe Stufe emporhob. Der Stein rollt den Berg hinunter, der Bach eilt dem Strome zu, aus dem Samenkorn entwickelt sich der Baum, aber weder der eine noch der andere ist imstande, aus eigener Macht diesem Verlaufe Einhalt zu thun. Der Mensch, der den Berg hinuntergeht, der sich in einen Kampf einläßt, der seinem Lande Gesetze giebt, kann seine Thätigkeit unterbrechen; er kann ihr eine andere Richtung geben, weil er seine Handlungsweise zu beurteilen und nach seinem Ermessen zu regeln vermag.

Es ist uns ganz unmöglich, uns vorzustellen, daß die Natur, wenn es ihr plötzlich einfiele, in ihrem Fortschreiten inne halten könnte. Wir können uns nicht denken, daß die Organismen aus eigenem Antriebe ihre Entwicklung hemmen, daß die Nebelflecken aufhören könnten, sich zu neuen Weltkörpern zu verdichten; aber es gelingt uns ohne jede Schwierigkeit, uns, wenigstens

in der Theorie, ein Bild davon zu machen, daß der Mensch den Entschluß faßte, den Entwickelungsprozeß aufzuhalten, und daß der Fortschritt sich seinem Willen beugen müßte. Aus diesem Resultat können wir aber ersehen, von welcher Wichtigkeit die beiden Faktoren sind, die der Fortschritt hervorgebracht hat und die in früheren Zeiten nicht existierten, — die Erkenntnis und der Wille.

Das ist aber noch nicht alles. Der Fortschritt wuchs dadurch, daß er in den Menschen die Erkenntnis wachgerufen hatte, zu einer Erscheinung heran, die ihnen nicht länger gleichgiltig bleiben konnte. Den Mineralien, den Pflanzen, den Tieren kann es gleichgiltig sein, ob sie sich entwickeln oder nicht. Nicht so dem Menschen, der sich aller der Leiden bewußt ist, die dieser Prozeß mit sich bringt, und genau weiß, daß die Schwierigkeiten, denen er sich dabei unterwirft, die Vorteile bei weitem überwiegen. Je höher die Stufe ist, die sein Geist erklimmt, desto mehr wird sein Dasein erschwert, desto mehr hat er zu leiden. Ist dieser Prozeß aber so schwierig und schmerzlich; ist er nichts anderes, als ein Knechten des Ichs und ein Hineingewöhnen in neue Verhältnisse, so ist es wohl nur natürlich, wenn der Mensch sich dagegen auflehnt und sich mit dem Gedanken beschäftigt, dem Fortschritt einen Hemmschuh anzulegen.

Der Entwicklungsprozeß des Menschengeschlechts unterscheidet sich also durch folgende drei wesentliche Charakterzüge von allen übrigen:

1. er vollzieht sich nicht willkürlich und unbewußt;
2. er ist von dem Willen des Menschen abhängig und somit nicht mehr elementar und unvermeidlich;
3. er ist keine gleichgiltige Erscheinung, sondern kann begehrt oder nicht begehrt werden.

Ist der Fortschritt von dem Willen des Menschen abhängig, so hört er auf, unvermeidlich zu sein, er muß ihm aber auch unerwünscht sein, wenn er sich der Leiden bewußt ist, die er mit sich bringt.

Unter annehmbaren Bedingungen könnte der Fortschritt also, da er nicht unbedingt notwendig und auch nicht wünschenswert ist, zu existieren aufhören. Das hängt nur von dem Willen der Menschen ab. Dagegen könnte der Einwand gemacht werden, daß dieser Wille nicht frei genug sei, um einen für die ganze Welt so wichtigen Prozeß aufzuhalten, daß die Menschen den Fortschritt nicht entbehren könnten und stets nach ihm verlangen würden, und daß man ihn um ihretwillen ebensowenig abschaffen dürfte, wie um der übrigen Welt willen.

Hier stoßen wir auf die Frage der Willensfreiheit, die entweder gar nicht oder doch nur sehr schwer zu lösen ist, weil uns unser Verstand mit ebenso unwider-

leglicher Klarheit sagt, daß unser Wille frei sei, wie unser unmittelbares Gefühl dies leugnet.*)

Im Hinblick darauf ist das einzige, was wir thun können, daß wir die Frage, ob der Fortschritt unvermeidlich sei, von zwei Gesichtspunkten aus beleuchten: von dem Gesichtspunkt des freien und von dem des unfreien Willens aus.

Steht es dem Willen frei, selbst zu bestimmen, ist er eine Kraft, die weder von den Gesetzen des Raumes, noch von denen der Zeit abhängig ist, und die keiner Begründungen bedarf, so ist der Fortschritt des Menschengeschlechts keine Vorschrift und den Menschen steht es frei, sich ihm zu unterwerfen oder nicht. Ist der Wille aber nicht frei oder wenigstens nicht ganz frei, so ändern sich selbstverständlich die Verhältnisse. In diesem Fall kann der Fortschritt dem Anscheine nach nicht aufgehoben werden; äußere Verhältnisse werden den Willen des Menschen beeinflussen, und er wird ihn nicht nach seinem Belieben leiten können, sondern sich ihm sogar gegen seinen Wunsch unterwerfen müssen. Freilich verhält sich das nur dem Anscheine nach so, in Wirklichkeit ist es aber ganz anders. Um uns das recht klar zu machen, müssen wir diese Angelegenheit mit dem

*) Gewöhnlich entscheiden die Menschen diese Frage, indem sie je nachdem, bald ihren Verstand, bald ihr unmittelbares Gefühl zu Rate ziehen.

Auge des Juristen oder des Moralisten betrachten, welche die Freiheit des Willens nicht anerkennen wollen, wenigstens nicht in der Theorie. In der Praxis aber gehen sie von der Idee aus, daß der Mensch Willensfreiheit besäße: der Jurist droht ihm mit einer Strafe, der Moralist hält ihm die Pflichten der Nächstenliebe vor. Der Eine geht von der Voraussetzung aus, daß die Strafe den unfreien Willen des Menschen leiten, der Andere hofft, daß das Pflichtgefühl seine Handlungsweise beeinflussen wird. Wir wollen ihrem Beispiel folgen und zugestehen, daß der Mensch nicht frei ist, daß jeder seiner Beschlüsse von irgend welchen äußeren oder inneren Motiven abhängt. Wenn aber, wie es hier der Fall ist, ein beweiskräftiger Grund vorliegt, — die Erkenntnis von dem Unwert des Fortschritts, der unendlich viele Leiden nach sich zieht, — so sind die Menschen, mögen sie auch unfrei sein, berechtigt mit allen Kräften darauf hinzuwirken, daß er aufgehalten wird, — berechtigt ihn bei der ersten Gelegenheit ganz zu beseitigen.*)

Ob man nun den menschlichen Willen als etwas außerhalb des Gesetzes der Begründung stehendes ansieht (obgleich im allgemeinen die Begründung eine

*) Wie mir scheint, wird sich in dieser Art der Prozeß abwickeln, der die Menschen zu der Periode des Gleichgewichts überführt, die der Periode der Dissolution stets vorausgeht.

ebenso unumgängliche Form unserer Erkenntnis ist wie Raum und Zeit), oder ob wir ihn nur als illusorisch frei, thatsächlich aber als unfrei betrachten, in jedem Falle ist der Fortschritt für das Menschengeschlecht durchaus nicht als unvermeidlich anzusehen. Er kann fortbestehen oder auch nicht, je nachdem man es wünscht.

Ich weiß, daß der hier entwickelte Gedanke dem zufolge es dem Menschen möglich sein könnte, kraft seines Willens den Lauf der Weltereignisse aufzuhalten und sich gegen die Naturgesetze aufzulehnen, um sie zu verbessern, seltsam und unausführbar scheinen muß. Darum will ich an einem Beispiel zeigen, wie, wenn auch nicht das ganze Menschengeschlecht, so doch ein großer Teil desselben diesem Gesetze wissentlich entgegenhandelt, wie man kraft seines Willens darnach trachtet es zu untergraben und wie man es, bis zu einem gewissen Grade, auch vollständig vernichtet.

Ich habe das Gesetz vom Kampf ums Dasein, aus dem nur die Starken als Sieger hervorgehen, im Auge. Dieses Gesetz tritt überall in Kraft, besonders deutlich prägt es sich aber in der organischeu Welt aus. Hier kämpft nicht nur jede Pflanze mit allen anderen, jedes Tier mit allen übrigen, nicht nur alle Pflanzen und Tiere miteinander, sondern jeder Teil eines Organismus befindet sich im Kampfe mit allen übrigen (W. Roux). Jedes Organ kämpft mit allen anderen

Organen, jede Zelle mit allen anderen Zellen, jedes Molekül mit den benachbarten Molekülen und im Urschleim bemüht sich jeder Determinant die Oberhand über die anderen zu gewinnen (A. Weismann). Von den Atomen an bis zu den Gruppen der Organismen geht der Kampf, in dem jeder Kämpfende sich bemüht, den Sieg davon zu tragen, in dem jeder Starke darnach trachtet, den Schwachen zu Boden zu treten und nicht nur darnach trachtet, sondern es auch erreicht. Sogar in der anorganischen Welt herrscht dieses mächtige Gesetz: die Himmelskörper kämpfen untereinander, einer sucht den anderen zu überwältigen (du Prel) und schwache, weniger widerstandsfähige Körper, wie die Kometen, gehen zu Grunde, während starke Planeten ungestört in ihrer Bahn bleiben, die sich ihnen auch erst nach einem Kampfe öffnete, der vor Urzeiten ausgekämpft wurde.

Jetzt tritt der Mensch auf die Bildfläche und spricht: „Halt ein, du grausames Gesetz! Ich will mich dir nicht unterwerfen! Du verlangst, daß der Starke den Schwachen niederringt und ihn vernichtet, ich aber will, — hörst du wohl? — ich will deinem Wunsche entgegen dem Schwachen beistehen!“ Er nähert sich dem Armen, hebt ihn auf, bettet ihn auf ein weiches Lager, flößt ihm Heiltränke ein, pflegt ihn mit Sorgsamkeit und Liebe und geleitet ihn in ein warmes Klima. Hier

baut er Sanatorien und Krankenhäuser für die Patienten, und sind sie etwas zu Kräften gekommen, so sorgt er für eine passende Beschäftigung, damit sie ihr Leben fristen und ihren Teil an seinen Genüssen einheimsen können. Die Kinder der Schwächlinge, die auch sehr zart sind, umgiebt er mit besonderer Sorgfalt und läßt ihnen kräftigere Kost und wärmere Kleider zukommen als den übrigen. Er weiß es wohl, daß er damit die Rasse auf eine niedrigere Stufe bringt, aber er sagt sich: „Wie soll ich das ändern? Ich kann das schwache Kind nicht zu Grunde gehen lassen, ich kann meinem kranken Nächsten nicht Speise und Trank entziehen, ich kann nicht so grausam sein!"

Wenn Ihr, mein lieber Leser, Eurem Nächsten beisteht, wenn Ihr Eurem elenden Kinde das Leben zu erhalten sucht, so unterdrückt Euer Wille wissentlich das Gesetz der Natur, das Gesetz des Kampfes um das Dasein. Darum seht mich nicht so erstaunt an und haltet es nicht für sonderbar, wenn ich Euch rate, Euch auch gegen ein anderes Weltgesetz aufzulehnen, gegen das Gesetz der Evolution und des Fortschritts, und haltet das nicht für unmöglich. Wenn die Menschen es ernstlich wollen, können sie den Fortschritt hemmen und sie werden glücklicher sein.

Ich fürchte, dem Leser wird dieses Kapitel nicht besonders gefallen. Es wird ihm zu trocken scheinen und

er wird es zu abstrakt finden; er möge aber nicht vergessen, daß der Gegenstand, den wir behandelt, daß die Frage, die wir erörtert haben, an und für sich trockener Natur ist.

Nur auf abstraktem Wege war es möglich, eine mehr oder weniger befriedigende Antwort auf den Einwand zu bringen, den mir der Leser am Anfange des Kapitels machte:

Warum regen wir uns überflüssigerweise so sehr über den Fortschritt auf, da er doch unvermeidlich ist? Ich sagte mehr oder weniger befriedigend, weil der Leser erst in den folgenden Kapiteln eine vollkommen befriedigende Antwort finden wird.

Kapitel IV.

## Unentbehrlichkeit geheimer Bündnisse und gewaltsamer Eingriffe.

„Gut, ich will Euch auch darin Recht geben, daß der Fortschritt auf Grausamkeit begründet ist," entgegnet Ihr mir darauf. „Ich bekenne hiermit, daß er durchaus nicht etwas so Herrliches ist, als man es sich gewöhnlich vorstellt, ja, ich bin sogar bereit, zuzugestehen, daß er, was die Menschen betrifft, nur dazu dient, das Leben fortgesetzt zu erschweren und den Geist zu verwirren. Dem Anscheine nach habt Ihr Recht, wenn Ihr behauptet, daß die Menschen viel anspruchsloser waren und viel angenehmer und friedlicher lebten, als das Leben ihnen noch nicht so viele Lasten auferlegte und noch nicht so kompliziert war. Ich will sogar zugestehen, daß es von dem freien Willen der Menschen abhängt, ihr Geschick so oder so zu regeln, und daß der Fortschritt, wenn er wirklich so viel Unheil stiftet, der Theorie nach aufgehalten werden könnte. Das sind aber nur Theorieen und zwischen theoretischen Möglich-

keiten und der praktischen Verwirklichung gähnt ein tiefer Abgrund. Trotzdem es theoretisch bewiesen ist, daß man dem Fortschritt einen Hemmschuh anlegen kann, wird sich das praktisch niemals durchführen lassen. Jedenfalls aber ist es sehr unwahrscheinlich und ich wüßte wirklich nicht, wie man es anfangen sollte."

„Wie man das anfangen sollte? Werft nur einen Blick in mein Märchen und es wird Euch sofort klar werden. Alles in allem habe ich nichts anderes damit bezweckt, als den Menschen praktische Vorschläge zu machen, auf welche Weise dem Fortschritt, der von so großem Nachteil für sie ist, Stillstand zu gebieten wäre, und ich bin so dreist, mir einzubilden, daß der Entwurf, den ich geliefert habe, bis in die geringsten Details klar und überzeugend ausgearbeitet ist. Daraus ist ersichtlich, daß die Verwirklichung dieser Idee, die das Leben der Menschen in so friedliche Bahnen lenken könnte, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis möglich ist. —

Ihr seid, was diesen Punkt anbelangt, durchaus anderer Ansicht, und wie Ihr Euch das vorstellt, das heißt auf naturgemäße Weise, unter Mitwirkung des gesamten Menschengeschlechts, ließe es sich auch schwerlich durchführen. Hat man jedoch jenes Verfahren im Auge, welches die Veredler und die Beschützer in Anwendung brachten, so wird das, was uns auf den ersten

Blick ganz unmöglich scheint, bald eine glaubhafte Gestalt annehmen. Sie schlossen geheime Bündnisse und bedienten sich gewaltsamer Eingriffe, um ihre Idee zu verwirklichen.

Wäre die Natur, wenn es in ihrer Hand läge, nach eigenem Ermessen zu wirken und zu schaffen, wohl im Stande, die Entwickelung und Vervollkommnung des organischen Lebens aufzuhalten? So lange sich noch ein Hauch in diesem Leben regte, sicherlich nicht, weil eine ununterbrochene Fortentwickelung tief im Charakter alles Daseins wurzelt. Das bezieht sich aber auch auf den Menschen, der nichts anderes ist als eine Erscheinung des organischen Lebens. Auch er ist nicht im Stande, seinen Entwickelungsprozeß aus eigener Machtvollkommenheit aufzuhalten. Ist aber dieser Prozeß, an den sich ein so großes Maß von Leiden knüpft, nicht auf naturgemäße Weise zum Stillstand zu bringen, so bleibt den Menschen, wollen sie sich ihm nicht auf Gnade oder Ungnade ausliefern, nichts anderes übrig, als sich dagegen aufzulehnen und zur Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen. Nur der Gewalt ist es möglich, dem Fortschritt ein Halt zu gebieten, die Kultur, die schon zur Überkultur geworden ist, zu vereinfachen und sie auf einem Niveau zu erhalten, auf welchem sie den Bewohnern der Erde die höchste Summe von Glück und Zufriedenheit zu gewähren im Stande ist. Daß das

ohne Gewaltmaßregeln nicht durchzuführen ist, davon legen die Hunderttausende von Jahren, welche das Menschengeschlecht seit Erschaffung der Welt zurückgelegt hat, beredtes Zeugnis ab.“

Ihr entgegnet mir hierauf: „Das ist unnatürlich. Die Entwickelung und Vervollkommnung des menschlichen Geistes muß fortbestehen und sich weiter fortbilden, weil alles, weil die ganze Natur diesen Weg verfolgt. Und ist es auch theoretisch bewiesen, daß ein Zweig der Natur sich aus dieser Strömung ausscheiden und kraft seines Willens diesen Prozeß aufhalten kann, so würde das die Natur doch niemals in Mitleidenschaft ziehen, weil es wider ihre Gesetze und darum unnatürlich ist. Solltet Ihr mich aber auch im Schlafe auf die Insel Tahiti versetzen und mir dort an Euren Freunden ein Beispiel weisen, daß es möglich ist, den menschlichen Geist auf einer bestimmten Stufe zurückzuhalten, so würde ich mich trotzdem noch nicht überzeugen lassen, sondern es, weil es widernatürlich ist, für eine Täuschung halten.“

„Widernatürlich ist es, da habt Ihr vollkommen Recht,“ erwidere ich Euch darauf. „Es ist wider die Natur des Menschen, in seiner Entwicklung stehen zu bleiben, trotzdem sie für ihn nur Leiden im Gefolge hat, die ihrerseits wiederum einen unnatürlichen Zustand ins Leben rufen. Das Natürliche, das Elementare

wurzelt so fest in den Menschen, daß es ihnen auch ganz unmöglich wäre, von sich aus dem Entwickelungsprozesse ein Ende zu machen. Sie sind der Ansicht, sie könnten sich ihm nicht entziehen, beugen sich seiner Gewalt und nehmen, wenn auch murrend, ihr Schicksal auf sich. Ist aber der unnatürliche Wunsch, sich davon zu befreien, wie alles Unnatürliche, der gesamten Menschheit nicht zugänglich, so würde eine kleine Anzahl Auserwählter ihn nicht nur verstehen, sondern auch in vollem Maße erfüllen können. Dieser Minderzahl würde es durchaus nicht unnatürlich erscheinen, weil sie einmütig vorgehen und Meinungsverschiedenheiten ihnen kein Hindernis in den Weg legen würden. Sollte sich in ihnen aber, was sehr unwahrscheinlich und, wie es mir scheint, ganz unmöglich ist, — späterhin der Wunsch regen, den Entwickelungsprozeß wieder in Gang zu bringen, so würde ihnen das, wenn sie mit allen Kräften darnach strebten, sicherlich in vollem Maße gelingen. Das Unnatürliche würde dann, um mich einer paradoxen Redeweise zu bedienen, auf natürliche Weise in seine alten Bahnen zurückgeleitet werden. Noch klarer wird uns das an einem anderen Beispiel: keine Art wird sich jemals selbst vernichten, sondern im Gegenteil, dem Naturgesetze folgend, sich stets zu erhalten suchen. Auch das Menschengeschlecht wird, so schwer das Leben auch auf ihm lastet, sich niemals selbst

ausrotten, weil das gegen seine Natur wäre. Eine kleine Anzahl, sagen wir eine Sekte, könnte aber diese Idee in sich groß ziehen (wie z. B. in Syrien); sollte es ihr dann gelingen, ein Mittel*) ausfindig zu machen, diese Idee zu verwirklichen, so würde eine Minderzahl vollbringen können, was den Menschen als Gattung unmöglich ist: die ganze Erde könnte durch sie entvölkert werden. Die einflußreiche Kraft der Einzelnen, die sich über die chaotische, elementare Masse des Menschengeschlechts emporgehoben haben, erklärt sich dadurch, daß ihr Wille so fest und allgewaltig ist, daß sie sich von den Gesetzen der Natur, denen die Gattung unterworfen ist, frei machen können. Kraft dieses energischen Willens sind sie als Leiter des Menschengeschlechts nicht nur imstande, diese Gesetze zu umgehen, sondern können ihnen sogar entgegenarbeiten. Daß die Menschen, wenn sie sich einmal ihrer Macht bewußt geworden, nicht darnach Verlangen tragen werden, sie zur Aufbesserung der irdischen Verhältnisse auszunutzen, ist kaum denkbar. Dann müßten sie aber auch die Wurzel alles Übels, die Überbildung, ausrotten, das Leben vereinfachen und

*) Zum Beispiel den „Sterilisator". Außer diesem Vernichtungsmittel können freilich schwerlich noch andere ausfindig gemacht worden sein, welche einzelnen Persönlichkeiten eine so große Gewalt über das Geschlecht der Menschen in die Hand geben, sie müßten dann streng geheim gehalten werden.

alle die Leiden beseitigen, welche der Entwicklungprozeß ins Leben ruft und von einem Tage zum anderen aufrecht erhält und vergrößert.

Um aber das zu erreichen, sind drei Momente erforderlich:

1) Aus der großen Menge von Menschen, von denen jeder einzelne seine eigenen Interessen verfolgt, muß sich ein kleiner Kreis absondern, dessen Mitglieder einmütig demselben Ziele zustreben.

2) Meinungsverschiedenheiten sind gewaltsam auszuschließen, deshalb muß das Menschengeschlecht bis auf eine gewisse Anzahl von Menschen ausgerottet werden.

3) Aus diesen müssen die Elemente ausgewählt werden, die geeignet scheinen, ein neues Menschengeschlecht heranzuziehen.

Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, das hohe Ziel zu erreichen, dem Glück auf der Erde eine Stätte zu bereiten. Es ist der einzige, aber unbedingt auch der einzig richtige Weg, und ich bin der Meinung, daß, wenn es einen Himmel giebt, das Glück auch nur auf diesem Wege dort hineingelangen könnte.

Trotz alledem wäre dieses Glück, das eine kleine Anzahl Verbündeter dadurch herzustellen vermochte, daß sie den Entwicklungsprozeß durch ihren Willen auf künstliche Weise aufhielt, unhaltbar und leicht zu vernichten, wenn man die Menschen sich selbst überließe. Weil es

ein widernatürliches Glück ist, bedarf es der steten Überwachung, bedarf es einer regulierenden Kraft, um das Niveau des Geistes und das Niveau des Glücks beständig auf gleicher Höhe zu erhalten. Denn selbst das Glück der Bewohner der Erde, etwas so Natürliches, ist der Natur entgegen, die ohne Unterlaß daran arbeitet, es zu verwickeln und zu erschweren. Um die Interessen der neuen Menschen zu wahren und ihre Angelegenheiten zu ordnen, bedarf es einer regulierenden Kraft, die über ihnen stehen und sie weit überragen muß. In meinem Märchen bekleideten diese Stellung die Beschützer.

Macht diese regulierende Kraft, dieser Regulator der Menschen, die Beobachtung, daß der Geist dieser seiner Mechanismen nachzulassen droht, so giebt er schleunigst Dampf; nimmt er jedoch wahr, daß derselbe in ein zu schnelles Tempo verfällt, so giebt er sofort Gegendruck. Mit anderen Worten: er erhält den Geist der Menschen auf der Durchschnittsstufe, die man nicht überschreiten kann, ohne das irdische Glück zu gefährden.

Ist der Geist zu stark ausgeprägt, der Verstand zu scharfsichtig, die Phantasie zu lebhaft, das Auffassungsvermögen zu rege, so wird ein Glück oder einfacher die Freude am Dasein niemals von Bestand sein. Eine geistige Thätigkeit, welche die Grenzen überschreitet, gleicht einer ätzenden Säure oder einer scharfen Lauge und zerfrißt das zarte Gewebe des Glücks. — Die Be-

schützer hingegen, die Regulatoren eines so komplizierten Mechanismus, wie es der Mensch ist, müssen unbedingt auf einer sehr hohen Stufe geistiger Bildung stehen, sie müssen weitumfassendes Wissen und schnelle Auffassungsgabe besitzen. Aus diesen beiden Gegensätzen ergiebt sich aber, daß das neue Menschengeschlecht polyform sein, daß es Beschützer und Freunde geben müßte, weil Geist und Glück nicht mit einander zu vereinigen sind.

Man müßte also für das Glück des Menschengeschlechts eine Formel ausfindig machen (z. B. das reine, kindliche Glück) und dieser Formel dann gewaltsam Leben einzuflößen suchen. Die Menschen als Gattung können sich nur auf dem natürlichen Wege fortentwickeln. Führt dieser Weg aber, je weiter man ihn verfolgt, immer tiefer ins Elend hinein, so ist das irdische Glück eben nur auf künstliche Weise herzustellen. Das heißt, der Entwicklungsprozeß muß gewaltsam aufgehalten werden.

Die Verwirklichung dieser Idee liegt freilich noch in weiter Ferne. Erst wenn das Elend der Menschen sich verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht haben wird, wenn alle Ideale entschwunden sind, wird es dazu kommen. Noch haben ihre Leiden nicht den Höhepunkt erreicht, deshalb sind sie jetzt nicht geneigt, diesen Vorschlägen ein williges Ohr zu leihen. Noch glauben sie an die Ideale, von denen ihre Reformatoren ihnen vorschwärmen.

Noch ist es ihnen ein Bedürfnis, alle möglichen Experimente anzustellen. Sie experimentieren mit dem Sozialismus und mit dem Christentum (und auf welche Weise!), um sich zu vergewissern, daß man auf keinem dieser Wege zum Glück gelangt. Erst wenn sie erkannt haben werden, warum alle ihre Versuche scheitern, daß ihr eigenes Wesen und die Natur der Verhältnisse dem Glücke hinderlich sind, werden die Menschen sich für berechtigt halten und sich sogar verpflichtet fühlen, den neuen Weg einzuschlagen, der ihnen hier gewiesen worden ist: Die Naturgesetze, — grausame, sinnlose Gesetze zu vernichten und sie durch neue zu ersetzen, die wohlthätig und verständig sind."

„Was soll man aber bis dahin anfangen?" fragt Ihr mich. „Soll man die Hände in den Schoß legen und es mit ansehen, wie sich das Elend der Menschen verdoppelt, verdreifacht und verzehnfacht?"

„Weshalb sollte man die Hand in den Schoß legen, giebt es doch auch jetzt schon eine Menge zu thun. Könnte man zum Beispiel nicht daran arbeiten, den Fortschritt zu fördern, alles daran setzen, ihn zu beschleunigen, um den Zeitpunkt, an welchem die Leiden die Kräfte der Menschen übersteigen werden, schneller herbeizuführen? Könnte man nicht an der Verbreitung der Aufklärung mitarbeiten, die dazu dient, den Menschen ihr Elend klarer vor Augen zu stellen und

ihnen das Verständnis für das Übermaß ihrer Drangsale zu geben? Vor allem aber könntet Ihr darnach streben, das ästhetische Gefühl in den Menschen zu wecken, weil es das sicherste Mittel ist, ein Unbefriedigtsein in ihnen hervorzurufen und sie unglücklich zu machen! Sollte es Euch jedoch widerstreben, mit offenen Augen das Elend der Menschen zu fördern (das Leben arbeitet auch ohne Euer Dazuthun unablässig daran), so bleibt Euch freilich kaum etwas anderes übrig, als mit gefalteten Händen zuzuschauen, wie das Elend, dieser Krebsschaden der Menschen, allmählich heranreift.

Sollten sich aber im Laufe dieser Zeit hier und da Menschen finden, denen die Ideen, welche ich in meiner Utopie entwickelt habe, einleuchten, so mögen sie einen Bund schließen, fest zu einanderhalten und aus ihrer Mitte, vermittelst der Zuchtwahl, ein Geschlecht heranziehen, das, sowohl in geistiger als moralischer Beziehung, auf der allerhöchsten Stufe steht. Ihren Nachkommen würde, wenn sie ihren Verstand bis zur höchsten Logik, ihren Willen bis zur Unerschütterlichkeit entwickelt hätten, und ihr Ehrgefühl bis zum höchsten Grad gelangt wäre, vielleicht die wichtige Rolle zufallen, eine geheimnisvolle Macht auf das Menschengeschlecht auszuüben. Einmütig in ihren Bestrebungen, würden sie dann die physischen und moralischen Eigenschaften der Menschen und die Gesetze der Vererbung studieren

und die Resultate, die sie streng geheim hielten, von Geschlecht zu Geschlecht überliefern. Auch heute schon ist es eine der wichtigsten Aufgaben, sich mit den Vererbungstheorieen, bekannt zu machen, weil ohne diese Gesetze die Zuchtwahl, ohne die Zuchtwahl eine Umwandlung der menschlichen Natur, ein Glück auf Erden nicht möglich ist. Tropfenweise kann schon von heute ab alles aufgesammelt werden, dessen man seinerzeit bedürfen wird, um diese Ideen zu verwirklichen. Sind die Menschen dann gehörig organisiert und vorbereitet, dann können sie in Gemütsruhe die Zeit abwarten, wo die Ereignisse ihnen unzweifelhafte Beweise dafür liefern werden, daß das Leben der Menschen auf der Erde nur noch eine Reihe von Qualen ist, die sich nicht mehr ertragen lassen. Dann werden sie, gedeckt von dem Schilde einer unzerstörbaren Macht, in die Arena treten und ihre Thätigkeit beginnen. Ihre gewaltige Hand wird die Menschen in ihrem wahnwitzigen Lauf aufhalten, sie auf schmerzlose Weise ausrotten und aus den nach einer sorgfältigen Auslese Übriggebliebenen, auf Grund der Gesetze der Vererbung, auf dem Wege der Zuchtwahl, ein neues kindliches Geschlecht heranziehen, das ihrem Willen unterthan und fähig ist, glücklich zu werden.

## Kapitel V.

## Circulus vitiosus.

Leider fürchte ich, daß der Leser sich durch das vorhergehende Kapitel gar nicht oder im günstigsten Falle doch nur halb befriedigt fühlen wird. Ja, ich fürchte, daß so mancher Leser, der nicht mit ungeteilter Aufmerksamkeit bei der Sache war, über die Ideen, die ich darin entwickelte, sogar entsetzt und entrüstet sein wird.

„Unglückseliger, was sind das für Lehren, die Ihr verbreitet!" wird man mir zurufen. „Ihr predigt Mord und Totschlag, Ihr preist die Gewaltherrschaft — und zu welchem Zweck? — Um des Glückes willen! Als ob ein so hohes Ziel auf diese unmoralische Weise zu erreichen wäre! Seid Ihr ein wahnwitziger Thor oder seid Ihr ein Frevler?"

„Gemach, gemach, lieber Leser, regt Euch nicht auf!" entgegne ich Euch darauf. „Weder bin ich ein wahnwitziger Thor, noch bin ich ein Frevler — die Lösung ist eine viel einfachere. Sie ist darin zu finden, daß

Ihr beim Lesen unaufmerksam gewesen seid. Ihr habt Euch durch den Ausdruck in Schrecken jagen lassen und nicht darauf geachtet, daß, als ich von gewaltsamen Eingriffen sprach, ich nicht den Menschen als Individuum, sondern die Gattung im Auge hatte, daß ich nicht den Menschen, sondern die Menschheit ausrotten will. Darin liegt aber ein gewaltiger Unterschied. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es rohen Verbrechern, denen es nicht darauf ankommt, ihren Nächsten auf die grausamste Weise ums Leben zu bringen, trotz ihres gewaltthätigen Charakters niemals möglich sein wird, das irdische Leben in glückliche, friedliche Bahnen zu lenken; und doch kann man mittels gewaltsamer Eingriffe dem Entwickelungsprozeß der Menschen Einhalt thun und ihre Natur umwandeln, auch ohne sie in Fesseln zu legen, ohne sie ins Gefängnis zu sperren — kurz und gut, ohne ihnen das geringste Leid anzuthun.

Man kann das ganze Menschengeschlecht vernichten, ohne das Einzelwesen hinzumorden, wie Jesrar es uns in seiner Schilderung der historischen Ereignisse jener Zeit, die dem neunzehnten Jahrhundert folgte, klargelegt hat. Laßt Euch also nicht von dem Wort einschüchtern, sondern nehmt noch einmal das Märchen zur Hand und macht Euch genau mit dem Inhalt bekannt, ehe Ihr zu streng darüber Gericht haltet. Es enthält so viel Wundersames und Ungewöhnliches, daß nicht jedermann

sich auf den ersten Blick damit einverstanden erklären kann.

Sollte aber auch Jesrars Schilderung nicht ausreichen, Euch davon zu überzeugen, daß man ohne Gewaltmaßregeln nicht imstande ist, die Menschen glücklich zu machen, so will ich noch andere, noch schlagendere Beweise ins Feld führen, um meine Ideen zu begründen.

Solange die Menschen existieren, giebt es zwei Arten von Weltanschauungen, die zu einander in schroffem Gegensatz stehen. Die eine schließt die andere aus und, wie es heute noch ist, so wütete von jeher ein erbitterter Kampf zwischen ihnen. Jede von ihnen dünkte sich einzig wahr und berechtigt und trachtete danach, die Herrschaft an sich zu reißen; bis auf den heutigen Tag ist das aber, trotz aller Bemühungen, weder der einen noch der anderen auch nur um Haaresbreite gelungen. Wenn man bedenkt, daß sie auf der gleichen Höhe stehen, ist das allerdings auch kaum verwunderlich.

Diese Weltanschauungen lassen sich in folgende Worte fassen:

1. Wenn alle Menschen sich in Engel verwandeln, wird sich alles zum Guten wenden. Es wird keine Sünde mehr geben, alles Leid wird gestillt sein und ein Zeitalter des Glücks anbrechen — das Paradies auf Erden! Alle, die sich nach diesem Paradiese sehnen, müssen folglich ihr Hauptaugenmerk auf die sittliche

Vervollkommnung der Menschen richten, auf ihre innere Welt, auf keinen Fall aber auf die äußere. Denn so umfassend sie auch die äußeren Lebensbedingungen einer Umwandlung unterziehen würden, verharrten die Menschen ihrem Wesen nach in der Sünde, so wäre doch alles vergebens.

2. Werden die äußeren Lebensbedingungen nicht geändert, so ist es den Menschen nicht möglich, sich in Engel zu verwandeln. Alle, die nach dem irdischen Glück Verlangen tragen, müssen folglich darauf bedacht sein, diese Bedingungen zu vervollkommnen. Ohne das wäre eine Umwälzung der inneren Natur des Menschen ganz zwecklos, denn die unzureichenden äußeren Verhältnisse würden ihr doch überall hindernd in den Weg treten.

Augenscheinlich ist die eine Anschauung eben so falsch wie die andere; korrekter ausgedrückt, sind sie alle beide richtig, keine von ihnen vermag aber, den Menschen den Weg zum Glück zu weisen, weil sie einander widersprechen. Um es den Menschen möglich zu machen, sich in Engel zu verwandeln, dürfen die äußeren Lebensbedingungen ihnen keine Hindernisse in den Weg legen; um diese Bedingungen vervollkommnen zu können, müssen die Menschen Engel sein. Das ist der Kreis falscher Schlüsse, der circulus vitiosus, der verhängnisvolle Kreislauf, in welchem das Menschengeschlecht sich schon

Tausende von Jahren herumdreht, ohne einen Ausweg zu finden.

Hierauf könnte man folgendes Gleichnis anwenden: Einem Kranken ist von seinem Arzt verordnet worden, sich viel Bewegung zu machen, um seine Gesundheit wiederzuerlangen. Um aber spazieren gehen zu können, muß er gesund sein. Auch das scheint ein circulus vitiosus zu sein, aus dem es keinen Ausweg giebt, und doch ist ein solcher so leicht zu finden. Der Patient muß mit wenigen Schritten anfangen, das erste Mal nicht weiter gehen, als seine Kräfte es ihm erlauben. Das nächste Mal wird er sich schon etwas gekräftigt fühlen und sich mehr zumuten können, schließlich aber soweit hergestellt sein, daß ihn auch weite Wege keine Anstrengung kosten. So verhält es sich auch mit dem Glück: wenn die Menschen, oder auch nur ein Teil von ihnen, allmählich anfangen wollten, an sich selbst zu arbeiten, würde es sich zeigen, wie das auch auf ihre äußeren Verhältnisse einen so günstigen Einfluß ausübt, daß ihr Charakter sich daran emporheben, sich weiter vervollkommnen könnte u. s. w. Engel würden die Menschen allerdings dadurch noch lange nicht werden und die Erde sich auch nicht zum Paradiese umwandeln.

Hier aber zeigt sich die große Unzulänglichkeit des Gleichnisses. Dem Patienten, der mit jedem Schritt, den er macht, seine Gesundheit fördert, stellen sich (wie

wir annehmen) keine weiteren Hindernisse in den Weg; es treten keine Komplikationen hinzu, welche die günstigen Resultate, die durch die Bewegung hervorgerufen wurden, wieder vernichten. Kommen wir aber zu demselben Resultat, wenn wir dieses Gleichnis auf das menschliche Leben anwenden? Ist da nicht längst alles, was man mit dem ersten Schritt erreicht hat, wieder vernichtet, ehe man den zweiten wagt? Die Erfahrungen vieler Jahrhunderte und die Geschichte des Menschengeschlechts zeigen uns, daß es sich so verhält. Der schlagendste Beweis dafür und zu gleicher Zeit der überzeugendste ist, daß die Menschen, die nachweislich schon 100 000 bis 200 000 Jahre existieren, noch immer nicht so weit gekommen sind, des Glückes habhaft zu werden. Sollten sie nicht, wenn sie 100 000 Jahre hindurch täglich einen kleinen Schritt machen, nach Ablauf dieser Frist endlich gesund geworden sein? War die Zeit nicht lang genug bemessen, um das zu erreichen? Trotzdem ist nichts davon zu merken, daß sie einen Anlauf genommen haben, sich in Engel zu verwandeln, und kein einziges Symptom deutet darauf hin, daß der Patient der Genesung entgegenschreitet. Müssen wir folglich nicht annehmen, daß alle Kraft, die er auf dem ersten Gang gesammelt hatte, längst wieder geschwunden war, ehe er sich zum zweiten anschickte?

Was würdet Ihr aber sagen, wenn ein Kranker, dem körperliche Bewegung wieder zu Kräften verholfen, so daß er imstande wäre, weitere Strecken zurückzulegen, nach Ablauf eines Jahres noch immer keine Linderung seines Leidens verspürte? Möglicherweise seid Ihr der Ansicht, der Patient sollte Geduld haben und seine Sanitätsspaziergänge noch ein weiteres Jahr hindurch fortsetzen!

Wenn er nun aber auch nach Ablauf des zweiten Jahres keine Besserung verspürt? Wenn er zehn, zwanzig Jahre lang dies Leben führt, ohne daß eine Änderung in seinem Befinden eintritt? Werdet Ihr dann seine Krankheit nicht für unheilbar ansehen? Wenn aber das ganze Menschengeschlecht mehr als 100 000 Jahre hindurch nach Eurer Vorschrift an seiner Genesung arbeitet und sich noch immer keine Spur davon zeigt, daß die Arbeit auch wirksam ist, hätte da ein unparteiischer Beobachter nicht das Recht zu sagen: die Krankheit, an welcher das Menschengeschlecht leidet, ist unheilbar? Oder hofft Ihr, daß die Menschen, obgleich sie bis zum Schluß des neunzehnten Jahrhunderts nach Christi Geburt das Ziel nicht erreicht haben, wenn sie sich von jetzt ab streng nach Eurer Vorschrift richten, in absehbarer Zeit dahin gelangen werden? Ist das wohl denkbar?

Wie wir sehen, liefert uns das Experiment, das nun schon länger als 100 000 Jahre fortdauert, einen

schlagenden Beweis dafür, daß es keinen Ausweg aus dem oben angeführten verhängnisvollen Kreise giebt. Auch läßt sich das Gleichnis von dem kranken Mann mit voller Berechtigung auf das Menschengeschlecht anwenden.

Sollte Euch dieses Experiment seiner Ausdehnung wegen nicht ganz klar sein und Euch nicht vollständig überzeugt haben, so können wir auch andere Beispiele anführen, die nicht so gewaltig und darum leichter zu fassen sind. Nehmen wir z. B. die Gemeinschaft der Christen in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Eine kleine Zahl tüchtiger Menschen brachte es allem Anschein nach zu Wege, sich zu vervollkonmnen. Sie gingen der Sünde aus dem Wege, lebten friedlich und freundschaftlich miteinander, verbannten Haß und Mißgunst aus ihrer Mitte, halfen und liebten sich gegenseitig und lebten somit hinlänglich glücklich und zufrieden. Allerdings nährte sich dies Glück zum größten Teil von der Hoffnung auf eine in Aussicht stehende vollkommenere Seligkeit. Unter dem Einfluß ungünstiger Lebensbedingungen schmolz dieses Glück indessen bald dahin und nach Ablauf von zwei bis drei Jahrhunderten sehen wir, was mit diesen wenigen Schritten zur Besserung erreicht worden war. Welche Spur hatten sie hinterlassen, was zur Vervollkommnung des Glücks beigetragen? Nur ein sehr findiger Kopf könnte irgend welche Erfolge herausklügeln, war doch alles wieder im

Lande verlaufen. Oder nehmen wir ein anderes Beispiel — die Bewohner der Insel Tahiti. Alle Forschungsreisenden stimmten darin überein, daß diese Insel ein Paradies sei und überboten sich in Schilderungen von dem glücklichen Leben, das der reine, kindliche Volksstamm der Tahitaner führte. Was war aber von diesem Paradiese übrig geblieben, nachdem die Europäer ihren Fuß hineingesetzt hatten? Ein Haufen Schutt und Asche, bei dessen Anblick man mit Wehmut erfüllt wird. Auch hier waren Schritte gethan worden, die zur vollständigen Genesung führen konnten, aber die äußeren Lebensbedingungen hatten alle Erfolge wieder zerstört. —

Oder nehmen wir die Herrschaft der Jesuiten in Paraguay, die in diesem Lande etwas einem Paradiese Ähnliches in's Leben gerufen hatten. Oder die Ureinwohner Perus, die ein glückliches, friedliches Dasein führten, bis die Spanier sich bei ihnen einnisteten und all ihr Glück zerstörten. Was ist mit all diesen Experimenten erreicht worden? Wohin ist ihre Spur verweht? Was nützten alle Anstrengungen, den erbarmungslosen Elementargesetzen zu entrinnen, wenn die Menschen deshalb doch nicht glücklich wurden, sondern nur dem Fortschritt in die Hände arbeiteten?

Unzählige solche Beispiele giebt es, ich will mich aber damit begnügen, nur noch ein einziges anzuführen.

Robert Owen äußerte im Anfang des vorigen Jahrhunderts: weiset mir irgend welche bösen und verderbten Menschen und ich nehme es auf mich, sie in guten Verhältnissen zu Musterexemplaren umzuwandeln. Er bot alle seine Energie und alle seine praktischen Erfahrungen, all seinen Verstand und all seine Kraft auf, um die Idee durchzusetzen und erzielte thatsächlich Erfolge, die nicht zu unterschätzen sind. Was ist aber auch davon übrig geblieben? Seine Landsleute leiden heute vielleicht mehr Not und tragen schwerer an den Lasten des Lebens als zu jener Zeit. Auch von Owens Wirken ist keine Spur geblieben.

„Das scheint nur Euch so,“ entgegnet Ihr mir darauf. „Was mich anbetrifft, so bin ich fest davon überzeugt, daß sowohl dieser Schritt, als auch alle übrigen Spuren hinterlassen haben, die vielleicht einmal dort, wo Ihr es garnicht vermutet, wieder auftauchen. Owens Bestrebungen werden sicherlich auf viele seiner Zeitgenossen ihren Einfluß ausgeübt, und dürften vielleicht keine kleine Rolle gespielt haben, als man die Verhältnisse der Arbeiter in England aufzubessern begann. Ist das nicht auch ein Schritt vorwärts zu nennen, daß sie jetzt besser gestellt sind, menschenwürdige Häuser bewohnen, sich besser kleiden und ernähren können? Haben sich die Lebensbedingungen der Menschen nicht

überall gehoben, lebt man nicht in allen Klassen besser und bequemer als vor Jahren? Ist das etwa kein Beleg dafür, daß alle die kleinen Schritte, die gethan wurden, nicht vergeblich waren, nicht im Sande verliefen, wie Ihr behauptet?" „Ich leugne durchaus nicht, daß die englischen Arbeiter heute in besseren Verhältnissen leben als in früheren Jahren," entgegne ich Euch darauf. „Sie kleiden und ernähren sich sogar besser als zu Owens Zeit, wie man im allgemeinen durchschnittlich in der neueren Zeit ein bequemeres Dasein führt. Trotzdem möchte ich Euch aber ersuchen, die Begriffe nicht zu verwechseln. Ich bin nicht nur weit davon entfernt, einen Fortschritt abzuleugnen, ich gebe sogar zu, daß es mit Windeseile vorwärts gegangen ist, daß die Wohnungen vervollkommnet worden sind, daß alles besser und billiger geworden ist. Ich frage Euch nur, sind die Menschen im selben Maßstabe glücklicher geworden, fühlen sie sich nicht eher elender und unglücklicher als früher? Darin liegt aber der Kernpunkt unserer Streitfrage. Was nützt es dem einfachen Mann in Amerika, daß er gestärkte Plättwäsche und seidene Cravatten trägt und im Jaquet einherstolziert, daß er drei Mahlzeiten am Tage einnimmt, daß der Fußboden seiner Wohnung mit Teppichen belegt ist und elektrische Lampen ihm Licht spenden, wenn er sich trotzdem nicht glücklicher fühlt, als der russische Bauer des siebzehnten

und achtzehnten Jahrhunderts? Er war mit seiner ärmlichen Hütte, die er mit einem Kienspan erleuchtete, vollkommen zufrieden. Ein Kittel aus selbstgewebtem Stoff bedeckte seine Gliedmaßen, und Kohl und Grütze waren seine ausschließliche Nahrung. Nichtsdestoweniger war er glücklich und zufrieden, führte einen gottesfürchtigen Lebenswandel, war milde und barmherzig gegen seinen Nächsten, strebte nicht nach höheren Zielen, brauchte aber auch keine Verschlechterung seiner Verhältnisse zu fürchten. Das war aber auch wohl die Hauptursache, daß er sich um so viel glücklicher fühlte, als der amerikanische Arbeiter der Gegenwart.

Haben also die wenigen Schritte, die man vorwärts gemacht hat, wirklich dazu beigetragen, das Glück zu vervollkommnen oder dienten sie nicht eher dazu, dem Elend die Thore zu öffnen? Leider sehe ich mich genötigt, zu konstatieren, daß das Erstere nicht der Fall ist, daß sie entweder spurlos vorübergingen oder doch nur dem Fortschritt hilfreiche Hand boten, der nur dazu dient, das Leben zu erschweren, die Menschen elend zu machen und die Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal in ihnen zu wecken. Das Resultat ist weder ‚plus‘ noch ‚minus‘. Was nützen uns aber all die Elektrizität, die Telegraphen, die Telephone, die Jaquets, die Diners, wenn die Menschen sich ebenso unglücklich, ja vielleicht noch unglücklicher als früher fühlen!"

„Das ist freilich Eure Ansicht, — Eure eigenste, persönliche Ansicht!“ entgegnet Ihr mir darauf.

„Allerdings ist das meine persönliche Ansicht, die indessen auf Beobachtungeu begründet ist, die ich sowohl in Europa, als auch in Amerika gemacht habe. Genügen Euch aber meine Beweise nicht, so will ich Euch die Worte eines Mannes anführen, der mich an Geist, an Bildung und an Talent um ein bedeutendes überragt, der ein viel aufmerksamerer Beobachter ist, als ich, und dem das Leben auch viel mehr Gelegenheit dazu bot. Dieser Mann ist Spencer*). Er schreibt:

„In jenen Zeiten, als die Menschen noch gar keine politische Freiheit kannten, hörte man sie nur in den seltensten Fällen über ihre bedrängten Verhältnisse klagen. Nachdem jedoch in England der Freiheit so weite Grenzen gesteckt waren, daß es alle anderen Nationen mit Neid erfüllte, mehrten sich die Klagen über die Macht des Adels in einer Weise, daß man dem Volke weitere Rechte einräumen mußte. Was ergab sich aber daraus? Es wurden neue Klagen laut und man sah sich genötigt, den gesteigerten Forderungen immer mehr nachzugeben. Verfolgen wir die Stellung der Frauen von den Naturvölkern an, bei

*) H. Spencer: Essays scientific, political and speculative. Vol. III, From freedom to bondage.

denen sie dazu da waren, die schweren Arbeiten zu verrichten, und sich von dem nährten, was die Männer übrig ließen, durch das Mittelalter, wo sie als Dienerinnen ihren Herren unterthan waren, bis auf unsere Zeit, in der man den Damen stets den ersten Platz einräumt, so machen wir die Beobachtung, daß sie, als sie in den drückendsten Verhältnissen lebten, weniger zu klagen hatten als heute, trotzdem ihre Lage sich jetzt um ein bedeutendes verbessert hat. Besonders in Amerika, dem Paradies der Frauen, hört man laute Klagerufe erschallen.

Dieselben Beobachtungen kann man auf dem Gebiete der Bildung machen: Zu Lebzeiten unserer Urgroßeltern waren nur die höchsten und die mittleren Klassen des Lesens und Schreibens kundig, und der Gedanke, daß auch das Volk Anspruch auf Bildung hätte, kam niemandem in den Sinn. Wäre aber jemand auf diese Idee verfallen, so hätte er sich zweifellos der Gefahr ausgesetzt, verhöhnt und ausgelacht zu werden. Als man aber anfing, allerorten Schulen zu errichten und billige Volksausgaben zu verbreiten, erhob sich an allen Ecken und Enden ein großes Geschrei darüber, daß man das Volk in Unwissenheit aufwachsen ließe und es damit dem Verderben weihe. Genau dieselben Beobachtungen machen wir in Bezug auf die Wohnräume, die Kleidung, die Nahrungsmittel und in Bezug auf alles, was dazu gehört, sich das Leben bequemer zu gestalten. Einen

großen Fortschritt bemerken wir, wenn wir daran zurückdenken, daß die Hauptnahrung der Bauern früher aus grobem Roggen- und Gerstenbrot bestand, während heutzutage das Weizenbrot ganz allgemeine Verbreitung gefunden hat. Auch in der Kleidung haben die Landleute sich bedeutend vervollkommnet. Früher genügte ihnen ein grober Kittel, der bis auf die Füße, die nackt blieben, herabreichte; heute unterscheidet sich der Tagelöhner in seinem Äußeren kaum von seinem Gutsherrn, der sich nicht mit einem Kleidungsstück begnügt, sondern mehrere Hüllen übereinander zieht. Wenn man bis auf die ältesten Zeiten zurückgeht, in denen die primitiven Hütten nur einen Raum enthielten, einen Blick auf das fünfzehnte Jahrhundert wirft, in welchem die Wohnhäuser der Edelleute schon des öfteren mit Mörtel beworfen waren, und schließlich bei der Gegenwart anlangt, so müssen wir über die Fortschritte staunen, die sich vollzogen haben. Jedes Haus, ja selbst jenes des schlichten Bürgers und des Handwerkers, enthält mehr als einen Wohnraum und ist mit Öfen, Leitungsröhren, Glasfenstern, Tapeten und gestrichenen Thüren versehen. Ich wiederhole, daß der Fortschritt, was die Lebensbedingungen anbetrifft, ein ganz gewaltiger zu nennen ist. Ganz besonders auffallend tritt das in der neuesten Zeit zutage. Jeder Mensch, dessen Erinnerung um sechzig Jahre zurückreicht, wo eine viel drückendere

Armut herrschte und es Bettler im Überfluß gab, muß über die Umwandlung staunen, die sich seit jenen Tagen vollzogen hat. Nicht nur die Arbeitslöhne sind erhöht, die dringendsten Lebensbedürfnisse und der Komfort verbilligt worden, auch die Lasten der Arbeit haben eine gleichmäßigere Verteilung gefunden. Und das erstreckt sich von den untersten bis in die höchsten Klassen hinauf. Aber trotz alledem, trotzdem die Bildung und die materiellen Lebensbedingungen sich mit Riesenschritten vervollkommnet haben, trotzdem die Sterblichkeit sich vermindert und die Langlebigkeit bedeutend zugenommen hat, was allein schon als Beweis dafür dienen dürfte, daß ein allgemeiner Wohlstand herrscht, trotzdem mehren sich von Tag zu Tag die Klagen über die große Notlage, die nur eine allgemeine Umwälzung zu beseitigen imstande sei. Und sowohl aus diesem Fall, als auch aus allen übrigen können wir ersehen, daß die Klagen nur um so lauter erschallen, je mehr man darauf bedacht ist, dem Elende abzuhelfen."

Zum Schluß fügt Spencer noch hinzu: „Ganz besonders auffallend ist es, daß man an allen Orten dieselben Wahrnehmungen macht; daß mit der Vervollkommnung der Lebensbedingungen stets die Klagen über ihre Mängel wachsen!"

Diese betrübende Schlußfolgerung ist von ganz besonders hoher Bedeutung. Denn wenn wir nicht die

Möglichkeit einräumen wollen, daß das Menschengeschlecht, das von Anbeginn bis auf die Gegenwart in seinem Entwicklungsprozeß stets nur ein Ziel vor Augen gehabt hat, plötzlich eine ganz andere Richtung einschlagen könnte, so müssen wir damit rechnen, daß nach hundert oder zweihundert Jahren ein neuer Spencer auftreten und uns dieselben Beobachtungen aussprechen wird: „Es ist mir besonders aufgefallen, daß im neunzehnten Jahrhundert die Menschen, die so manche Erleichterung nicht kannten, die uns der Fortschritt gebracht hat, mit ihrem Schicksal verhältnismäßig zufrieden waren, während heute, wo alles im Überfluß vorhanden ist, die Klagen über die unerträglich schweren Zeiten kein Ende finden."

Diese Schlußfolgerung kann aber auch in umgekehrter Richtung angewandt werden. Man könnte ebensogut sagen: Es ist auffallend, daß die Menschen um so glücklicher und zufriedener waren, je schlichter und einfacher die Verhältnisse, in denen sie sich befanden. Was will uns das sagen?

O, das sagt uns sehr viel! Das beweist uns, daß der Fortschritt uns nicht glücklicher macht, daß die Natur des Menschen sich nicht dem Glücke anzupassen vermag, daß die Bildung die Quelle aller Leiden und daß der Fortschrittsmensch nicht so glücklich ist über das, was er erreicht hat, als er unglücklich ist über das, was er nicht erreichen konnte. Das bedeutet ferner, daß die

wenigen Schritte, welche die Menschen ihrer Genesung entgegengegangen sind, keine Spur hinterlassen haben, daß sie, statt ihnen Gesundheit, statt ihnen das Glück zu geben, nur Komplikationen hervorriefen und dem Elend die Thore öffneten. Es bedeutet, daß ihr Leiden unheilbar ist, daß die Menschen sich nicht in Engel verwandeln können, weil die äußeren Lebensbedingungen dem im Wege stehen, daß aber auch diese Bedingungen (ich meine damit weder die Elektrizität, noch die Jaquets, noch etwas ähnliches) sich nicht vervollkommnen lassen, weil die Menschen eben keine Engel sind. Das bedeutet mit einem Wort, daß es thatsächlich einen Kreis falscher Schlüsse giebt, in dem die Menschen wie das Eichhörnchen in seinem Ring in die Runde laufen. Um das arme Tierchen aus diesem Ring, um die unglücklichen Menschen aus diesem verhängnisvollen Kreis zu befreien, muß er in Stücke geschlagen, muß gewaltsam eingegriffen werden. Aus eigener Kraft werden sie ihre Fesseln niemals sprengen. Die schlechten Menschen werden jeden Schritt, der zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen führt, wieder zerstören, die schlechten Lebensbedingungen werden aber wiederum jeden Fortschritt, den die Menschen an sich selbst machen, vernichten. So ist es hunderttausend Jahre der Lauf der Welt gewesen, so wird es auch in Zukunft weitergehen. Wer das Gegenteil behauptet, ist ein Thor.

Folglich giebt es keinen Ausweg aus diesem Kreis und wird niemals einen geben, jedenfalls nicht ehe mein Märchen sich realisiert hat. Nur wenn sich aus der Mitte des Menschengeschlechts ein kleines Häuflein loslöst, das seine Brüder in jeder Hinsicht hoch überragt, nur ein Ziel im Auge hat und Kraft und Mittel findet, die Menschen, und sollte es gegen ihren Willen sein, in das Paradies zu führen, — nur dann wird der circulus vitiosus sich sprengen lassen.

Gewaltsame Eingriffe sind aber, um dieses Ziel zu erreichen, ganz unentbehrlich.

„Das Rezept, nach welchem man die Menschen mit Gewalt dem Paradiese zutreibt, ist schon sehr alt," höre ich einen meiner Leser sagen.

„Das schadet nichts! Mag es alt sein, lieber Leser, das braucht Euch nicht zu beunruhigen! Mag es auf grobem Packpapier mit mittelalterlichen Zeichen geschrieben sein! Ein altes Rezept gleicht oft einem alten Freunde: zwei neue sind zuweilen nicht imstande, den einen bewährten zu ersetzen. Wäre es Euch aber nicht auch ganz gleichgiltig, auf welche Weise Ihr in das Paradies gelangtet? Die Hauptsache ist doch, daß man den Eingang findet, gleichviel auf welchem Wege! Ob nach dem alten oder nach einem neuen Rezept! Ist es nicht besser, mit Rutenhieben in das Paradies getrieben zu werden, als ohne solche in der Hölle zu schmachten?

Es gab eine Zeit, da fehlte nicht viel daran, daß dies alte Rezept den Menschen zum Segen gereicht, sie von dem chronischen Leiden, an welchem sie krankten, erlöst hätte. Die katholische Kirche oder, präziser ausgedrückt, der Jesuitenorden war es, der dieses Rezept zu Ehren brachte. Dieser Orden, ein Häuflein tapferer, bedeutender Menschen, hatte sich die hohe Aufgabe gestellt, alle Menschen, vom ersten bis zum letzten, unter einen Hut zu bringen und sie dem irdischen, späterhin aber dem himmlischen Paradiese zuzuführen. Sie waren hervorragend klug, darum begriffen sie, daß es nur unter einer Bedingung möglich ist, die Menschen glücklich zu machen, daß es ein Wille ist, dem alle sich beugen müssen, daß Wille und That nur ein Ziel kennen dürfen. Sie erkannten, daß solange nicht einmütig vorgegangen würde, solange jeder einzelne sein eigenes Rezept benutzte, eine Heilmethode die segensreiche Wirkung der anderen aufheben müßte. Deshalb kamen sie überein, die Macht des Einzelnen zu brechen und gemeinsam sich einem Willen unterordnend die Menschen nach einer Richtung hin, dem Paradiese, zuzutreiben. Die Rute, welcher sie sich bedienten, um ihren Willen durchzusetzen, verwandelte sich allerdings zu Zeiten in einen derben Knüttel, mit dem sie die Leute braun und blau schlugen. Aber unsere Vorfahren hatten auch einen breiteren Rücken als wir und eine Dosis, an der wir

zugrunde gegangen wären, reichte oft nur gerade aus, um sie gesund zu machen.

Wie man aber darüber auch denken mag, jedenfalls steht es fest, daß sich die Menschen, so weit man auch zurückblickt, niemals eine Aufgabe gestellt hatten, die jener an Erhabenheit gleich kam. Und es hat Zeiten gegeben, in denen die Jesuiten ganz dicht daran waren, ihr hohes Ziel zu erreichen. Daß es nicht dazu kam, ist möglicherweise tief zu beklagen, denn hätte das Programm sich durchführen lassen, so wären ich und mit mir eine große Schar von Menschen, die jetzt mit ihrem Schicksal hadern, in jeder Beziehung glückliche Geschöpfe. Diese Behauptung stütze ich aber darauf, daß die Jesuiten vor etlichen Jahrhunderten in Paraguay, wo sie ungestört ihre Macht entfalten konnten, ihre Bestrebungen von den schönsten Erfolgen gekrönt sahen: sie hatten einem Volk, das Millionen von Menschen umfaßte, Glück und Frieden gegeben, sie hatten es, wenn auch mit Knütteln, in das Paradies getrieben. Mit welch anderem Verfahren hat man wohl je etwas ähnliches erreicht, frage ich Euch, meine lieben Leser?

Selbst Griesinger, dessen Vorurteil gegen die Jesuiten allbekannt ist, kann nicht umhin, das zuzugeben. Wie alle Menschen der Gegenwart, steht auch er unter der Hypnose des Fortschritts und der Freiheit, und ein leiser Zug von Ironie mischt sich in seine Worte, wenn

er von diesem Glück spricht. Die Jesuiten haben eben in Paraguay alle Fetische ihrer Zeit zerstört, Freiheit, Aufklärung und Fortschritt vernichtet und den Menschen dafür nur einen dürftigen Ersatz geboten — nur das Glück! Griesinger ist aber auch nicht imstande, diesen Erfolg seinem vollen Werte nach zu schätzen. Würde er doch nicht ein einziges Gramm Freiheit für ein volles Pfund Glück hingeben.

Arme, thörichte Menschen! Was nützt ihnen ihre Freiheit, was nützt ihnen der Fortschritt, die Aufklärung, die Zivilisation, wenn das Glück ihnen fehlt!

Wie klug, wie einsichtsvoll die Jesuiten waren! Wären sie nur etwas weniger engherzig — ohne Besinnen würde ich mich ihnen überliefern: „Nehmt mich unter Eure Obhut!“ würde ich sagen. „Macht mich glücklich, das ist alles, wonach ich verlange!“

Ein wunderlicher Gedanke fährt mir plötzlich durch den Sinn: Sollte meine Utopie vielleicht keinen anderen Erfolg haben, als den, die Jesuiten zu lebhafterer Thätigkeit anzuspornen?

Was mich persönlich anbelangt, will ich sogar hiermit erklären, daß, hätte ich die Mittel, ich nach Rom zu dem General dieses Ordens reisen und ihm meine Ideen unterbreiten würde. Ist es den Jesuiten wirklich ernstlich darum zu thun, die Menschen glücklich zu machen, so würde er mich voll Interesse und mit reger Auf-

merksamkeit anhören. Besteht die Gesellschaft aber heute noch aus ebenso klugen, scharfsinnigen Menschen, so müßten sie mir darin Recht geben, daß die Waffen, die sie früher benutzten, religiöse Empfindungen und religiöse Vorurteile, unter den veränderten Verhältnissen abgenutzt und nicht mehr am Platze sind. Sie müssen durch andere, die wirksamer sind und ohne Umschweife an's Ziel führen, ersetzt werden. Der Strom des Skeptizismus hat den Damm durchbrochen und mit einer Handvoll Sägespäne ist sein Lauf nicht aufzuhalten.

Wer weiß, ob sich nicht aus ihrer Mitte dann eine Anzahl Ordensbrüder zusammenthun und ein geheimes Bündnis schließen würden, um mit allen Mitteln darnach zu streben, meine Utopie zu verwirklichen, — das Paradies auf Erden zu begründen. Aus diesem Kern könnten sich dann die Veredler des Menschengeschlechts und in einer noch ferner liegenden Zukunft die Beschützer entwickeln.

## Kapitel VI.

# Materie und Geist.

Man könnte meinen, daß alles Materielle im Menschen sich mehr und mehr abschwächen und in den Hintergrund treten, das Geistige hingegen in den Vordergrund treten müßte. Wenn neunzig Prozent der Menschen in der Steinzeit materiellen Interessen lebten und nur zehn von ihnen den geistigen und wenn wir zugeben, daß wir, die gebildete Klasse der Gegenwart, uns zu fünfzig Prozent den einen und zu fünfzig den anderen widmen, so kann man sich vorstellen, daß der Zukunftsmensch, dessen materielle Interessen nur zehn Prozent seines Lebens ausfüllen würden, sich nur noch in den Regionen des Geistes heimisch fühlen dürfte.

Freilich wäre das ebenso möglich wie denkbar; wäre aber das erste wahrscheinlich und das zweite wünschenswert?

In der Geschichte der Menschheit finden wir nichts, was diese Voraussetzung bestätigt. Greift in die ältesten Zeiten der Geschichte zurück, fangt bei den Ariern, den alten Indern, den alten Ägyptern an, versucht es Euch

im Geiste vorzustellen, was sie gedacht, gefühlt und gewünscht haben, und vergleicht es mit dem, was die heutigen Menschen denken, fühlen und wünschen; dann werdet Ihr kaum imstande sein, zu behaupten, daß dieser beständig fortlaufende Wandel in der Natur des Menschen, d. h. das allmähliche Überhandnehmen des Geistes über die Materie, das treibende Moment in der Geschichte der menschlichen Rasse ist. Die Thatsache, daß es unmöglich ist, einen sicheren Beweis dafür anzugeben, spricht genügend dafür, daß es sich nicht so verhält. Denn wenn eine derartige Vergeistigung thatsächlich stattfände, würden die geschichtlichen Thatsachen mit größerer oder geringerer Deutlichkeit dafür sprechen. Ein derartiges Vorwiegen des Geistes müßte jedermann sofort in die Augen springen und wäre im Laufe der Zeiten unvermeidlich ebenso an das Tageslicht getreten wie das Öl an die Oberfläche des Wassers. In der That ist eher das Gegenteil anzunehmen.

Wenn Ihr zum Beispiel das Zeitalter des Sokrates mit dem unsrigen vergleicht und an der Hand irgend eines guten Werkes das Leben dieses Philosophen und seiner Zeitgenossen studiert, so werdet Ihr staunen, daß vor zweitausend Jahren genau dieselben Menschen existierten wie heutzutage, Menschen mit den gleichen Leidenschaften, den gleichen Gefühlen, guten sowohl als schlechten, und daß sich bei ihnen beinahe dieselben Verhältnisse und

Interessen genau in derselben Mannigfaltigkeit vorfinden. Die Ähnlichkeit ist geradezu frappierend, der Unterschied liegt nur im Gewande — statt des verunstaltenden Überrockes die malerische Toga! — Vergleicht die Bewohner Roms zur Zeit der Republik, dies stolze Volk mit seiner vornehmen Gesinnung, seinem stark entwickelten Ehrgefühl und seinem Opfermut, wenn es die Ehre des Vaterlandes galt, mit jenen sittenverderbten, niedrigdenkenden Römern, die zu Neros Zeiten lebten, vergleicht sie mit den Römern unserer Tage oder mit irgend einem anderen Volke der Gegenwart. Nehmt die großartige Episode der Kämpfe mit den Samnitern und vergleicht sie mit dem ähnlichen Aufstand auf den Philippinen und Ihr werdet sehen, welch ein riesiger Unterschied sowohl in der Kampfesweise als auch in der Gesinnung der Kämpfenden zu finden ist. Mehr als zwanzig Jahrhunderte liegen zwischen diesen beiden Kriegen.

Die Römer hatten im Samniterkriege eine Stadt belagert; es gelang ihnen aber nicht, sie zu nehmen.

Eines Tages erschien ein Lehrer dieser Stadt im römischen Kriegslager und erbot sich verräterischer-

Den Amerikanern gelang es im Kriege gegen die Philippiner nicht, des Anführers derselben, Aguinaldo, habhaft zu werden.

Im Lager der Amerikaner meldete sich eines Tages ein Mann, eine Vertrauensperson des Agui-

weise, die Römer heimlich in die Stadt zu geleiten.

naldo, und erbot sich, ihnen das Versteck des letzteren zu verraten.

Der römische Heerführer wies den Vorschlag mit Entrüstung zurück und erklärte, daß ein Römer den Sieg über seine Feinde nur seiner Tapferkeit, nicht aber einem Verrat verdanken wollte.

Der Amerikaner ging mit Freuden auf den Vorschlag ein und war sogleich bereit, sich den Verrat zunutze zu machen.

Dann schickte er den Verräter gefesselt in die Stadt zurück und ließ ihn von einem Haufen von Kindern begleiten, die ihn mit Ruten peitschen mußten.

Der amerikanische Feldherr entsandte eine Abteilung Soldaten, die unter dem Vorwande, Kriegsgefangene zu sein, in das feindliche Lager drangen und Aguinaldo überwältigten.

Der Verräter wurde hart bestraft.

Der amerikanische Feldherr und seine Helfershelfer wurden mit Gold und Ehren überhäuft.

Das gesamte römische Volk war stolz auf seinen Heerführer und lobte seine Handlungsweise.

Die ganze amerikanische Nation, der Präsident an der Spitze, jubelte ihrem Feldherrn zu.

Vergleicht diese beiden Episoden*) miteinander und dann sagt mir, wann die Menschen auf einer höheren Stufe standen, wann sie weniger materiell dachten, etliche hundert Jahre vor Christi Geburt oder im Jahre 1901 nach Christo?

Erinnert Euch des Fabius Maximus, der seinen Todfeind Papyrius Kursor aus Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes zum Diktator ernannte und sich ihm freiwillig unterordnete.

Erinnert Euch des Römers Regulus, der aus der karthagischen Gefangenschaft nach Rom gesandt wurde, um dort beim Senat den Frieden auszuwirken, sich jedoch verpflichtet hatte, in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls sein Gesuch kein Gehör fände. Weil er sein Vaterland durch diesen Frieden gefährdet glaubte, beredete er den Senat, den Krieg weiter fortzuführen und kehrte trotz der Thränen seiner Angehörigen, die wohl wußten, was ihm bevorstand, nach Karthago zurück. Sagt mir, welcher Staatsmann der Gegenwart würde es ihm gleich thun? Wer würde sich seinem Todfeinde unterordnen, geschweige denn ihn zu seinem Vorgesetzten erheben?

Vergleicht den Geist, welcher jene Helden beseelte, mit dem eines Chamberlain, der eine mächtige Nation

*) Ob die erste Episode auf Wahrheit beruht oder eine Legende ist, hat in diesem Falle nichts zu bedeuten.

von vielen Millionen Staatsbürgern auf ein kleines schwaches Völkchen im Süden Afrikas hetzte, um für sich und seine Familie, welche an den Armeelieferungen beteiligt war, Schätze einzuheimsen, um für sich und seine befreundeten Kapitalisten um den Preis von Blut und heißen Thränen die Gold- und Diamantenlager Transvaals zu erhandeln.

Oder nehmt die Inder, von denen man nicht grundlos behauptet, daß ihre Vorfahren viel bedeutender als die heutigen Bewohner dieses Landes gewesen seien. Jedenfalls haben sie aber auf keiner niedrigeren Geistesstufe gestanden als die Vertreter unseres heutigen sogenannten materialistischen Zeitalters — als die Angelsachsen. Und doch trennen sie fünf-, sechs-, ja vielleicht zehntausend Jahre von einander.

Nehmt die alten Hebräer mit ihren erhabenen Propheten, deren Sittenlehre so hoch dastand, daß Jesu Christo, der auch Hebräer war, nur wenig hinzuzufügen übrig blieb, und vergleicht sie mit den Juden unserer Tage.

Zu jener Zeit Elias, Jesaias und Jesus Christus, heute — Rothschild & Co.! — Damals das Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit, — heute die Jagd nach dem Golde und nach Brillanten!

Oder suchen wir nach Beispielen, die uns näher liegen, nehmt die Zeit der Bauernherrschaft, des Regime

des „Mir“ in Rußland, der so viel dazu beigetragen hat, das Licht des Geistes im Vaterlande aufleuchten zu machen, und vergleicht das Volk jener Zeit mit der heutigen verderbten Bevölkerung! Oder vergleicht unsere gebildeten Stände der dreißiger und vierziger Jahre, Schriftsteller wie Grigorowitsch (Auf Seitenwegen) mit solchen, die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebten. Helden wie Grigorowitsch sie schildert, traf ich wohl des Öfteren, aber wie anders sahen sie aus! Ohne Ausnahme waren es hartherzige, habgierige, kleinliche Egoisten, von wenig vornehmer Gesinnung, schonungslos gegen den Nächsten, von größter Nachsicht gegen die eigenen Fehler, — kurz und gut, es waren Helden, die der Materie huldigten, aber nicht dem Geiste. Nehmt die Zeit, in welcher Béranger in Paris das Loblied der Grisetten sang, dieser uneigennützigen Geschöpfe, welche den Studenten Hausfrau und Geliebte waren, ohne dabei an den eigenen Vorteil zu denken, und vergleicht sie mit den Frauenzimmern desselben Standes, die sich auch dem Manne preisgeben, aber nicht ohne sich im Voraus dafür bezahlt zu machen. Ähnliche Beispiele finden sich in der Geschichte aller Völker, und man könnte Bände über Bände damit füllen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, Belege dafür zu sammeln, daß die Vergeistigung der Menschen eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hat, obgleich viele

es behaupten, — ich wollte damit nur beweisen, daß keine entscheidenden Fakta in der Geschichte dafür sprechen, daß die Vergeistigung Fortschritte gemacht hat. Soviel man nach den vorhandenen, freilich recht mangelhaften Quellen zu urteilen vermag, ist das Menschengeschlecht in dieser Beziehung so ziemlich auf derselben Stufe stehen geblieben, auf welcher es sich vor zwei-, dreihundert oder zweitausend Jahren befand.

Zu allen Zeiten hat es auffallend große Menschen, — Riesen, — und auffallend kleine — Zwerge — gegeben, aber weder die einen noch die anderen waren in der Mehrzahl, die Mittelgröße war die überwiegende. Ebenso hat es zu allen Zeiten besonders gute und besonders böse Menschen gegeben, die Mehrzahl war aber weder besonders gut noch besonders böse, weder auffallend materiell, noch hervorragend geistig beanlagt.

Folglich kann in diesem Sinn, in dem Sinn der Vergeistigung, auch von keinem Fortschritt die Rede sein. Wäre dieser Fortschritt aber auch wirklich wünschenswert?

Hier stoßen wir nun abermals auf ein Axiom, von dem ich schon im ersten Kapitel sprach, das allgemein als selbstverständlich angenommen wird und keiner Beweise zu bedürfen scheint. Diesem Grundsatz zufolge soll es unbedingt wünschenswert sein, den menschlichen Geist auf eine möglichst hohe Stufe zu bringen. Der Geist des Menschen soll höher zu veranschlagen sein, als

die Materie, die geistigen Genüsse wären reiner, edler, erhebender als die materiellen. Ist das wirklich der Fall, so ist der folgerichtige Schluß, daß die höchste Entwicklung des menschlichen Geistes, das heißt die Vergeistigung des Menschen, das Ideal ist, das wir anzustreben haben. Je mehr der Geist über die Materie hinauswächst, desto näher kommen wir diesem Ideal.

Verhält es sich aber auch wirklich so? — Ist es wahr, daß der Geist edler und reiner, daß er mehr wert ist als die Materie? Jene Materie, von deren Wesen wir so wenig wissen, — die möglicherweise auch nichts anderes ist als eine Offenbarung des Geistes? Niemals, nirgend, in keiner Religion, in keiner Philosophie habe ich Beweise dafür gefunden, daß der Geist über der Materie steht. Aber man nimmt es als selbstverständlich an und es ist ein Grundsatz, der sich so fest eingebürgert hat, daß er keiner Beweise bedarf.

Man sagt, das Leben hier auf Erden inmitten der Materie sei nur ein zeitliches und im Vergleich zu dem Leben in einer anderen, einer geistigen Welt, sehr kurz zu nennen. Deshalb sollen wir die Materie verachten und ihr den Geist in allen Stücken vorziehen. Begeben wir uns in ein Theater, um einige Stunden darin zu verweilen, eine sehr kurze Zeit, im Vergleich zu unserem Aufenthalt auf der Erde, — wäre diese kurze Spanne Zeit ein genügender Grund, dem interessanten Schau-

spiel verächtlich den Rücken zuzukehren? Im Theater genießen wir nur den Augenblick, aber der Gedanke, daß es nur ein schnell vorübergehender ist, kann uns doch nicht hindern, uns dem Genusse ganz und voll hinzugeben? Man sagt ferner: Die Materie und alles Materielle ist nur eine Illusion, das einzig Wahre, Reelle ist der Geist, — deshalb soll dieser über die Materie gestellt werden! Damit ist doch noch nicht gesagt, daß eine Illusion unbedingt weniger wert sein muß, als eine Wahrheit; sie kann nicht nur ebensoviel, sie kann sogar mehr wert sein. Wenn Ihr zum Beispiel vom Parterre aus ein Zaubermärchen auf der Bühne vorführen seht, so ist das auch nur eine Illusion. Begebt Euch auf die Bühne hinter die Coulissen, so schwindet die Illusion und Ihr seht die nackte Wahrheit vor Euch. Aber wie häßlich ist diese Wahrheit! Die entzückende Landschaft, das dichte Laub sind nichts als roh zusammengeschlagene, mit schmutzigen, durchlöcherten Leinwandfetzen bespannte Bretter, von denen sich die dick aufgetragenen Farben schon teilweise abgeblättert haben, und die lieblichen Gesichter der Nymphen sind in der Nähe durch rote Schminke und dunkle Striche verunstaltet u. s. w. u. s. w. — Ist es da nicht besser, sich eine oder mehrere Stunden vom Zuschauerraum aus den Illusionen eines entzückenden Zaubermärchens hinzugeben, als ein ganzes Leben lang hinter den Coulissen

der nackten Wahrheit in's Antlitz zu schauen? Und war das Leben, welches „unsere Freunde" führten, kein Zaubermärchen? Und wer bürgt uns dafür, daß die Wahrheit in der That mehr wert ist, als die Illusionen?

Wollten wir nun aber auch wirklich zugeben, daß es hinter den Coulissen des irdischen Lebens sehr schön und angenehm sei, und daß die herrlichsten Genüsse unserer dort warteten, so vermag ich doch nicht einzusehen, weshalb wir uns nicht vorher zwei oder drei Stündchen vom Parterre des Zuschauerraumes aus an dem Zaubermärchen erfreuen sollten, und wäre es wirklich nichts anderes als eine Illusion. Ich kann es unmöglich verstehen, weshalb wir die Augen schließen und mürrisch und trübselig dasitzen sollten, nur weil das Schauspiel wenige Stunden währt. Ihr werdet mir antworten: wer nicht die Augen schließt, wer sich an dem Zaubermärchen ergötzt, wird niemals hinter die Coulissen gelassen werden, oder sollte er Zutritt bekommen, so wird der Regisseur ihn schelten, ihn peinigen und in ein finsteres Verließ sperren.

Weshalb?!! — Daran glaube ich nicht! — Es giebt auch unter den Regisseuren gute Leute, sie sind nicht alle bösartig!

Man könnte ferner sagen: Geistige Genüsse kennen in ihrer Mannigfaltigkeit keine Grenzen, sie umfassen

das ganze große Gebiet unserer Erkenntnis und sind nachhaltiger als die materiellen. Diese lassen sich leichter erschöpfen, ihr Gebiet ist beschränkter, sie sind nicht andauernd und vermögen nicht jede Fiber unserer Seele in Schwingungen zu bringen. Der Genuß, den uns Künste und Wissenschaften, Erkennen und Schaffen, Liebe und Freundschaft und treu erfüllte Pflicht gewähren, ist höher anzuschlagen als der, den uns Essen und Trinken, Wärme und Licht, unsere fünf Sinne, der Schlaf und geschlechtliche Beziehungen bereiten können. Deshalb sollen wir die geistigen Genüsse höher schätzen, sowie wir zwei silberne Rubel höher schätzen als einen einzelnen.

Diese Beweisführung wäre von allen bisherigen die verständigste, aber auch hier schwankt die Wage der Gerechtigkeit, und die Schätzung fordert die Kritik heraus: sind es auch in der That zwei Rubel, die dem einen gegenüberstehen, oder ist es nur ein einziger, der in kleine Münze umgesetzt und daher wie mehr erscheint. Ja, das ist noch nicht klar gelegt, wenn auch die Beweisführung ziemlich logisch ist. Und doch muß ich Euch vor ihr warnen. Hütet Euch! Laßt Euch nicht von dem Schein bethören! Er ist ein Lockvogel und wehe Euch, wenn Ihr ihm folgt!

Trotzdem will ich nicht leugnen, daß alle die oben angeführten Genüsse, die der menschliche Geist uns bietet,

sehr wertvoll und begehrenswert sind. Ich bin sogar, um nicht streitsüchtig zu erscheinen, bereit, zuzugeben, daß sie in der Gesamtsumme wertvoller sind als die, welche die Materie uns zu gewähren imstande ist, daß sie sich in der Theorie gleich kommen, obgleich man zugestehen muß, daß jeder materielle Genuß intensiver, packender ist. Auf die Praxis übertragen, erweist sich diese Theorie indessen, wie das so oft der Fall ist, als vollkommen unzulänglich. Bedenkt nur, was dazu gehört, Euch zu befähigen, Genuß an den Wissenschaften, an der Ausübung eines Talentes, der Dichtkunst, der Malerei oder an Eurer Bildung im allgemeinen zu empfinden, was es Euch kostet, ehe Ihr einen tüchtigen Arzt, Philologen, Verwalter oder Schriftsteller abgebt? Dazu bedürft Ihr langjähriger Studien und unzähliger Bücher, folglich muß es Papierfabriken und Druckereien geben, wissenschaftliche Lehrmittel, die in mechanischen Werkstätten angefertigt werden, Maschinen, Erzbergwerke, Steinbrüche, Riesenbauten, Handwerkszeug, Telegraphen, Eisenbahnen, Schulen u. s. w. Es bilden sich Parteien, aus denen Parteistreitigkeiten hervorgehen, Konflikte mit den Gesetzen, die Polizei muß zu Hilfe gerufen werden und schließlich geht es in das Gefängnis! Dazu gehört mit einem Wort, daß die Menschen auf einer sehr hohen Kulturstufe stehen und von Tag zu Tag in der Zivilisation fortschreiten; dazu gehört,

wie ich es im ersten Kapitel schilderte, daß sie sich vor einen schwer beladenen Lastwagen spannen und alle ihre Kräfte aufbieten, ihn unter den Strahlen der glühenden Mittagssonne einen steilen Berg hinanzuziehen, immer höher und höher, ohne sich eine Ruhepause zu gönnen. Das sind die Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellen, wenn wir diese Theorieen praktisch verwerten wollen, das ist der Preis, den wir für die geistigen Genüsse zu zahlen haben. Versucht es einmal um diesen Preis, ihrer teilhaftig zu werden, nehmt das Joch auf Euch, an dem Millionen von Fabrikarbeitern, Bergleuten und Steinträgern zu schleppen haben! Ich wette, Ihr würdet nur zu bald unter ihm zusammenbrechen wie diese und sagen:

„Fort mit allen geistigen Genüssen! Gebt uns ein weniger kompliziertes Glück, ein Glück, das unter weniger schwierigen Bedingungen zu erringen ist!"

Das ist die Folge, wenn man jene Theorieen auf die Praxis zu übertragen sucht, so sieht die bevorzugte Stellung aus, die der Geist im Leben der Menschen einzunehmen beansprucht, die als so hervorragend und unbestreitbar gepriesen wird. Schwer sind die Lasten zu tragen, die er dem Menschengeschlechte auferlegt und hart und drückend ist sein Joch! Wie recht that ich daran, Euch vor dem Schein, diesem Lockvogel, zu warnen.

Noch eines anderen Lockmittels möchte ich hier erwähnen, das schon im Paradiese das erste Menschenpaar durch seine Ränke zu bethören suchte. Es war die Schlange. „Kommet und eßt vom Baume der Erkenntnis," sprach sie zu Adam und Eva, „so werden Eure Augen aufgethan sein und Ihr werdet allwissend sein wie Gott. Ihr werdet nicht nur der materiellen Freuden teilhaftig sein, die Euch das Paradies bietet, sondern auch der höheren, die Euer Geist Euch gewährt." — Und sie aßen von der Frucht und ihre Augen wurden aufgethan, und sie erkannten die Wahrheit! Aber die bittere Reue über ihren Ungehorsam hat sie seit jener Stunde keinen Augenblick verlassen.

Die Schlange war ein listiges Geschöpf und wußte wohl, was sie that, die vermeintlich so klugen Leute hingegen, die Euch einreden wollen, der Geist sei mehr wert als die Materie, wissen nicht was sie thun, — darin liegt der ganze Unterschied. Das Resultat ist freilich hier wie dort, bittere Reue.

Ich will aber nur hoffen, daß der Schutz, den ich der Materie, der armen verachteten Materie, angedeihen lasse, nicht unvorhergesehener Weise zu Mißverständnissen Veranlassung giebt. Die guten Seiten der geistigen Genüsse beabsichtige ich durchaus nicht abzuschwächen oder fortzuleugnen, vor allen Dingen nicht die Liebe, die Freundschaft und die Begeisterung für alles

Schöne, Gefühle, die das Herz in Wonne erzittern machen. Auch meine „Freunde" kannten diese erhebenden Genüsse und gaben sich ihnen nach Herzenslust hin. Es liegt mir fern, was mancher nicht ganz aufmerksame Leser denken könnte und vielleicht auch schon gedacht hat, von den Menschen zu verlangen, sie sollten allen geistigen Genüssen Valet sagen und sich nur den sinnlichen Freuden hingeben; ich will damit nur sagen, daß sie sich mit solchen Genüssen begnügen sollten, die, ob nun sinnlicher oder geistiger Natur, leicht zu erreichen sind und keine schweren Opfer verlangen. Feilscht man schon um den Preis und prüft die Ware, so soll man auch nicht fünf Rubel zahlen, wenn die Sache nur zwei Rubel wert ist.

So sicher man in seinem Rechte zu sein meinte, wenn man mit Geringschätzung auf die Materie herabblickte, so viel man von der letzten, so logisch scheinenden Beweisführung erwartete, so haben meine Widerlegungen eben doch gezeigt, auf wie schwachen Füßen diese Beweise stehen. Die einen sowohl als auch die anderen waren indessen nur Theorieen. Wir wollen die Angelegenheit jetzt einmal von der praktischen Seite beleuchten.

Wenn wir ganz aufrichtig sein wollen, hat jeder Mensch von der Materie eine sehr hohe Meinung. Und weshalb auch nicht? Sind die Freuden, die wir ihr

verdanken, doch ganz besonders süß und stehen den geistigen weder an Intensität noch an Mannigfaltigkeit nach. Vor allen Dingen sind wir aber so fest an sie gekettet, daß wir sie schon aus diesem Grunde lieben müssen. Freilich kann sie auch zur Quelle unnennbarer Leiden werden, wenn man nicht mit ihr umzugehen versteht und sie mißbraucht. Ist das aber dem Geist gegenüber vollkommen ausgeschlossen? Entspringen nicht auch den geistigen Genüssen bisweilen böse Folgen, die uns Qualen verursachen? Dieselben Beweise, die Ihr anführt, um die Vorzüge des Geistes hervorzuheben, könnten im umgekehrten Sinn auch auf die Materie angewandt werden. Kommen die Seelenqualen den körperlichen Leiden nicht oft gleich? Sind sie nicht ebenso mannigfaltig, so nachhaltig, dringen sie nicht auch so manches Mal wie ein schleichendes Gift in das Dasein der Menschen? Ist die Treulosigkeit eines zärtlich geliebten Weibes, durch die Euer ganzes Leben zerstört wurde, der Verrat eines Bruders, die Falschheit eines Freundes, dem Ihr in Treue ergeben waret und der Euch all' Eure Hingebung mit Lug und Trug lohnte, nicht hundertmal schmerzlicher und bitterer als die schneidendsten körperlichen Schmerzen? Sollten aber nun auch alle geistigen Freuden und Leiden sich mit den leiblichen ausgleichen lassen, so müßte ich Euch immerhin doch noch die Frage stellen, warum die Materie ge-

ringer geschätzt werden soll als der Geist, warum sie hinter ihm zurückzustehen verurteilt ist. Mir ist es nicht möglich, einen triftigen Grund dafür anzugeben, und ich bin fest davon überzeugt, daß es Euch ebenso ergehen wird.

Der Mensch, der aus Nerven zusammengesetzt ist, sollte sein Glück vor allen Dingen in Genüssen suchen, welche diese Nerven in Schwingung zu bringen imstande sind. Wider die Natur und nicht normal ist es, seine Hauptnahrung und sein Lebenselement in einem Aufschwung seiner geistigen Kräfte zu suchen, und hier auf Erden ist das jedenfalls ebenso thöricht wie unausführbar.

Weder irgend eine Religion, noch irgend ein philosophisches System verlangt von den Menschen, daß sie den Ansprüchen, die ihr Körper an sie stellt, die tief in ihrer Natur wurzeln, entsagen sollen; die Nerven fordern unerbittlich und ungestüm das, was ihnen von rechtswegen zukommt, und würden alle derartigen Anforderungen zu beseitigen wissen. Schon aus diesem Grunde wäre es klüger, das Leben so einzurichten, daß sich die Natur des Menschen frei darin entwickeln kann, statt Gesetze aufzustellen, welche ihr widersprechen.

Ihr werdet sagen, das sei unmoralisch — aber was ist denn unmoralisch? Nennt man unmoralisch nicht nur eine Handlungsweise, durch die man seinem Nächsten Schaden zufügt? Wenn jede andere Handlung moralisch

ist, weshalb sollte man den Menschen etwas verwehren, womit sie keinen anderen schädigen? Weshalb sie überflüssigerweise martern und quälen und ihnen einen Zwang auferlegen? Meiner Meinung nach wäre gerade das unmoralisch zu nennen.

In dieser Hinsicht gleichen die erwachsenen Menschen oft den Kindern. Verwehrt den Kleinen jeden übermütigen Streich, jedes laute Wort und Ihr werdet sie auf Schritt und Tritt auf einem Ungehorsam ertappen, sie werden täglich und stündlich sündigen und Strafe verdienen. Gebt Ihr ihnen aber soviel Freiheit, wie es irgend zulässig ist, so wird ihr Ungehorsam sich um einen riesigen Prozentsatz vermindern, trotzdem sie sich genau so benehmen werden wie vorher. Daraus ergiebt sich, daß die Sündhaftigkeit der Kinder nicht ihnen selbst, sondern Euch zuzumessen ist.

Das gleiche wiederholt sich bei den Erwachsenen.

Gebt ihnen zwanzig Gebote und sie werden siebzehnmal am Tage sündigen, gebt ihnen nur fünf und sie werden, trotzdem sie dieselben blieben, sich höchstens zweimal täglich strafbar machen. Beansprucht von den Menschen eine Vergeistigung in der Höhe von neunzig Prozent und ihre materielle Natur wird bewirken, daß achtzig Prozent der Menschheit sündigen. Setzt Eure Ansprüche herab, gestattet ihnen, sich nur in einer Höhe von fünfundzwanzig Prozent zu vergeistigen und ihre

Sündhaftigkeit wird plötzlich von achtzig Prozent auf fünfzehn hinuntersinken.

Ihr untersagt den Menschen, ein Weib mit begehrlichen Blicken anzuschauen und seht darin eine Sünde, und noch dazu eine große; — was aber ist die Folge davon? Die Menschen sündigen mit jedem Schritt und brechen zehnmal am Tage die Ehe!

Meinen „Freunden" waren derartige Blicke nicht verwehrt, ja sie durften sogar weiter gehen und waren deshalb doch keine Ehebrecher!

Hier auf Erden wollen wir uns allen Freuden hingeben, welche die Materie uns darbietet, wie sich das für Geschöpfe geziemt, bei welchen diese den Geist überwiegt; deshalb muß das irdische Dasein so geregelt werden, daß jenes ungestraft möglich sei. Nach unserem Tode, in einer anderen geistigen Welt, wenn es eine solche geben sollte, wird uns noch zur Genüge Gelegenheit geboten werden, geistigen Interessen zu leben, wie es Geistern zukommt.

Ist das nicht verständig, nicht logisch, nicht schön?!

Aber es ist nicht nur verständiger und richtiger, es ist auch edler und folglich moralischer, denn Seelenadel und Moral sind synonym, ebenso wie Grausamkeit und Unmoral.

Ihr breitet alle Schätze der Erde vor den Menschen aus, die verlockendsten Genüsse, und dann fragt Ihr sie:

„Wie gefällt Euch alles dieses?"

„O, wie herrlich! Wie wunderbar!" rufen sie aus.

„Hättet Ihr Lust, dieser Genüsse teilhaftig zu werden?" fragt Ihr wiederum.

„O, wie gern, wie gern!" entgegnen sie.

„Seht Ihr auch diese Keule?" fragt Ihr sie weiter. „Sollte einer von Euch es nur wagen, an diesen Schätzen zu rühren, so werden die höheren Mächte Euch damit die Köpfe zerschmettern!"

Etliche von den Menschen, freilich nur eine sehr geringe Anzahl, lassen sich durch diese Drohungen einschüchtern und ziehen sich mit einem tiefen Seufzer von all den Herrlichkeiten, die ihnen durch das strenge Verbot noch leuchtender erscheinen, zurück. Die Mehrzahl jedoch ist nicht so widerstandsfähig, mit zitternder Hand greifen sie nach den verbotenen Früchten, aber noch ehe es ihnen gelang, davon zu kosten, traf sie schon der Keulenschlag. Ist das nicht ein Frevel an der Menschheit?

Meine „Beschützer" sind andere, edlere Menschen. Sie breiteten alle Herrlichkeiten vor den „Freunden" aus und fragten:

„Gefällt Euch das?"

„Herrlich! Wunderbar!" riefen diese aus.

„Nehmt es hin, es ist für Euch!" entgegneten sie.

„Halt! Was thut Ihr!" werdet Ihr mir entgegnen. „Das wäre ihr Unglück! Sie würden nicht

Maß zu halten wissen, Körper und Seele gingen zugrunde und mit der Zeit würden sie zu Tieren. Vom Geiste des Menschen bliebe nichts in ihnen übrig. Nein, Eure Beschützer handeln sehr unvernünftig, sie wollen den „Freunden" Gutes erweisen, sie fügen ihnen aber Schaden zu, der nie wieder gut zu machen sein dürfte."

„Beruhigt Euch, liebe Leser, meine Beschützer sind klüger als Ihr glaubt, und trotzdem sie nicht allmächtig sind, haben sie es doch verstanden, diese Klippe zu umschiffen. Nach dem Lauf der Dinge, wie sie bei Euch an der Ordnung sind — obgleich von Ordnung dabei wohl kaum gesprochen werden kann — würden diese Schwierigkeiten allerdings kaum zu vermeiden sein, und sie gehören zu jenen Keulen, mit denen die Natur die Menschen vor den Kopf schlägt. Die Beschützer haben dem Lauf der Dinge eine andere Richtung gegeben; sie kamen zur Einsicht, daß die Menschen nicht imstande seien, sich selbst in Ordnung zu halten und nahmen es auf sich, sie zu überwachen wie gute Eltern, jeden ihrer Schritte zu leiten, sie zur Mäßigkeit anzuhalten und ihnen ratend zur Seite zu stehen. Zeigte sich einer der „Freunde" ihnen gegenüber wiederholt ungehorsam, so verzeichneten sie diesen Fehler in ihrem Notizbüchlein und wußten es zu verhindern, daß er sich weiter fortpflanzte. Auf dem Wege der Zuchtwahl, schmerzlos und ohne Gewalt, ohne daß die Menschen selbst es merkten, wurden sie zur

Selbstbeherrschung und zur Mäßigkeit erzogen, die durchaus notwendig sind, um Körper und Seele im Gleichgewicht zu erhalten.

Durch die Zuchtwahl bringen sie es sogar so weit, die Freuden, die sich dem menschlichen Geschlechte hier auf Erden bieten, zu vervielfältigen und auszudehnen, indem sie die Natur des Menschen in einer Weise kräftigen, daß sie imstande sind, sich ihnen in höherem Maße hinzugeben, ohne Schaden zu erleiden. Die Natur hat uns gelehrt, daß dies möglich ist und daß die Grenzen, die dem menschlichen Organismus gesteckt wurden, sehr dehnbar sind. Nehmt zum Beispiel den Geschlechtsgenuß: der Hund giebt sich ihm zweimal im Jahre hin, der Mensch zweimal in der Woche, der Hahn zehnmal am Tage. Die Beschützer hatten ein Einsehen dafür, sie waren weise, edle Wesen und keine grausamen Bösewichte, deshalb kräftigten sie den Organismus der neuen Menschen und befähigten ihn, sich täglich diesem Genusse hinzugeben.

Nun, meine lieben Leser, die Ihr einen gesunden Verstand, einen logisch denkenden Kopf und ein moralisch empfindendes Herz habt, sagt mir ganz offen und ehrlich, haltet Ihr das nicht für edler und moralischer, als den Menschen mit Keulen vor den Kopf zu schlagen?“

Kapitel VII.

## Was ist Glück?

Die meisten Menschen zerbrechen sich die Köpfe über diese Frage und doch ist ihre Lösung so leicht zu finden; jedes Kind, jeder Ungebildete weiß, was Glück ist, aber die größten Gelehrten können sich nicht darüber klar werden.

Die einen sagen: Glück giebt nur ein ruhiges Gewissen. Das ist aber nur der Grundton, und mag er noch so herrlich sein, auf welchem der Künstler sein Gemälde aufzuführen gedenkt. Ebensogut könnte man sagen: „Glücklich ist nur, wer gesund ist," obgleich man zu gleicher Zeit gesund und tief unglücklich sein kann.

Andere sagen: Glück giebt nur die Liebe! — Wie einseitig ist aber diese Definition, wie schwer ist sie auf ein Geschlecht anzuwenden, das an die Erde gebunden und aus Nerven zusammengesetzt ist. Ein Glück, — Liebe genannt, — das nur die Seele, den Geist in Schwingungen zu bringen vermag, kann doch nur solchen Menschen zugänglich sein, die alles Materielle von sich

abgestreift haben, die nur dem Geiste leben, von den Nerven aber, die hier auf der Erde eine viel wichtigere Rolle spielen, nichts wissen wollen. Selbstverständlich ist das wohl möglich, ebenso möglich, als man die Nerven völlig in sich ersticken und totschweigen kann, aber das wird doch immer nur einem kleinen Teil der Menschen möglich sein, und was bleibt dann der großen Masse, dem gesunden, normalen Durchschnittsmenschen? Wo soll er das Glück suchen, das diese Erde ihm zu bieten hat?

Es ist durchaus logisch und berechtigt, daß die Menschen Ansprüche auf ein Glück machen, das alle ihre Wünsche befriedigt.

Alle ihre Wünsche?

Vor allen Dingen wollen die Menschen nicht mehr gezwungenermaßen arbeiten. Schwere körperliche Arbeit ist eine Entehrung des Menschengeschlechts, gegen die man sich auflehnen muß. — Von jeher haben sie es vorgezogen, sich in der Natur zu ergehen, zu singen, zu tanzen, zu baden und zu spielen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern war der Trieb, sich zu zerstreuen, sich zu belustigen, ein mächtiger, die Arbeit hingegen, die einförmige, ermüdende Arbeit, war stets verhaßt.

Darin allein besteht aber nicht das Glück. Es kommt auf die Natur des Menschen an. Es giebt so viel Schönes in der Welt, was edle, hochgesinnte, fein-

besaitete Menschen zu beglücken vermag, — da ist vor allem die Natur, die uns mit freigebigen Händen ihre Schätze spendet, die uns Blumen auf unseren Lebensweg streut, und mit lauen Lüften unsere Sinne umschmeichelt.

Ein großes Glück ist es auch und trägt viel zu unserem Wohlbehagen bei, wenn wir ohne Sorgen dem kommenden Morgen entgegen sehen können. Nahrungssorgen sind die bittersten, die es giebt, sie vergiften den schönsten Augenblick, vergällen die Freude an der Natur, ertöten jeden Genuß.

Auch die volle Befriedigung des Geschlechtstriebes trägt viel zum Glück der Menschen bei.

Reine, edle Menschenliebe, wohlwollendes Entgegenkommen, Freundschaft und Dankbarkeit geben dem Leben leuchtenden Glanz und erfreuen das Herz.

So sieht das Glück aus, das die Menschen im Durchschnitt vom Leben erwarten und wenn sie niemals mehr begehrten, als das, was sie ihrer Natur nach zu beanspruchen haben, müßte man ihre Wünsche als berechtigt und vernunftgemäß anerkennen und sie auf jede Weise zu befriedigen suchen. Gebt also den Menschen alles, worauf Ansprüche zu machen sie die Berechtigung haben, befreit sie von der Arbeit, nehmt ihnen die Sorgen, führt sie in schöne Gegenden, wo ihnen die Sonne freundlich lacht, laßt sie fröhlich sein, tanzen,

singen und spielen; gebt ihnen einfache, aber schmackhafte und reichliche Kost, schöne Frauen, so viel ihr Herz begehrt, nehmt ihnen die falsche Scham, rottet Haß, Neid und Mißgunst aus, quält sie nicht überflüssigerweise unter dem Vorwande, an ihrem Seelenheil zu arbeiten, und nötigt sie nicht, ihrer eigenen Natur Zwang aufzuerlegen. Nehmt die Zuchtwahl zu Hilfe und vernichtet alles Böse in ihnen, schmerzlos und ihnen selbst nicht bewußt, und sie werden in jeder Beziehung ebenso glücklich sein wie die „Freunde" in meinem Märchen. Ihr Glück wird kein einseitiges sein, es wird jeden Nerv in ihnen erzittern machen und, soviel das hier auf Erden möglich ist, wird auch ihr Geist in dem Genuß alles Schönen, in der Liebe und der Freundschaft, seine Schwingen ausbreiten und sie in höhere Sphären hinauftragen.

Wessen bedürfte es noch? Wäre es nicht unvernünftig, noch mehr zu erwarten? Wäre es nicht ein Frevel an der Natur, wenn man sich daran nicht genügen ließe, wenn man noch etwas Höheres verlangte und in unerreichbare Fernen schweifen wollte?

Wenn das Glück so nahe liegt, so leicht zu erreichen ist, weshalb sollten wir es in einer geheimnisvollen, nebelhaft verschleierten Welt suchen, nur um uns den Himmel zu erringen, den es möglicherweise gar nicht giebt, oder mit dem wir armen Sterblichen, sollte

er wirklich existieren, vielleicht gar nichts zu schaffen haben!

Das Glück ist also nicht in einen einzigen Begriff zusammenzufassen, sondern es ist vielgestaltig und schwer zu definieren. Die beste Definition wäre immerhin folgende: das Wesen des Glücks besteht in der andauernden Befriedigung aller berechtigten Ansprüche an das Leben! — Aber auch diese Erläuterung ist nicht erschöpfend, weil damit noch nicht gesagt ist, welche Ansprüche man zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Verhältnissen zu machen berechtigt ist.

Ich sage mir wohl, daß Ihr, meine lieben Leser, über diese Definition lächeln werdet, aber dies Lächeln läßt, trotz der Kritik, der es entspringt, eine leise Befangenheit durchschimmern, weil Ihr im Grunde gar nicht so abgeneigt wäret, an diesem Glücke teilzunehmen und es den Menschen zukommen zu lassen. „Ein wunderlicher Mann, dieser Autor," sagt Ihr. „Er ist augenscheinlich aufrichtig davon überzeugt, daß alle Ansprüche, welche die Menschen seit ewigen Zeiten an das Leben gestellt haben, stets berechtigt gewesen sind, und in jedem Falle hätten befriedigt werden müssen. Waren die Menschen aber immer bescheiden in ihren Wünschen, gab es nicht so manches Begehren, das unberechtigt und anmaßend genannt werden mußte? Gäbe es solche Wünsche, so wäre es unmöglich, alle unter einen Hut

zu stecken und sie als berechtigt anzuerkennen. Es muß daher noch ein anderes Merkmal geben, aus dem man schließen kann, welche Ansprüche berechtigt und welche unberechtigt sind. Die ersten müßte man befriedigen, die zweiten nicht."

„Sollten die Menschen Ansprüche erheben, die allmein als berechtigt anerkannt würden, weil sie alle Zeiten und Verhältnisse überdauert haben, die aber trotzdem unberechtigt sind, so bin ich gern bereit, Euch das zuzugestehen. Dürfte ich vielleicht erfahren, welche Ihr meint? Ihr werdet mir antworten: „die Menschen wären mit wenigen Ausnahmen, mit denen man nicht rechnen darf, von Natur habsüchtig und gingen stets auf ihren Gewinn und ihre Bereicherung aus. Nach Eurer Definition wären sie dazu berechtigt und man müßte es ihnen gestatten."

Darauf antworte ich Euch ohne jedes Besinnen: daß die Jagd nach dem Golde, die allgemein um sich gegriffen hat, unberechtigt ist, muß ich zugeben, wenigstens erscheint es so auf den ersten Blick. Dieser habsüchtigen Leidenschaft dürfte auch um keinen Preis Vorschub geleistet werden. Aber erlaubt mir die Frage: woher stammt diese Habgier, wodurch ist sie veranlaßt und was bezweckt sie? Sie ist wachgerufen worden durch die unbefriedigten Ansprüche an das Leben, jene Ansprüche, welche ich oben angeführt habe, und welche

die Grundbedingung zum Glück bedeuten, und sie verfolgt den Zweck, den Menschen die Befriedigung derselben zu verschaffen. Habgierig wird der Mensch nur, wenn ihm die Möglichkeit genommen wird, seine berechtigten Ansprüche an das Leben zu befriedigen, wenn er für sich und die Seinen den Unterhalt nicht zu beschaffen vermag; wenn es ihm an Geld und Gut, Speise und Trank, Licht und Luft, Sonnenschein, Liebe und Freundschaft mangelt; oder wenn er jeden Augenblick befürchten muß, alles, was ihm das Leben wert macht, zu verlieren. Und ist das nicht erklärlich? Gebt den Menschen alles, was sie zu verlangen haben, befreit sie von der steten Angst, ihres Eigentums verlustig zu gehen, und dann laßt uns sehen, wie viele von ihnen habgierig bleiben werden!

Nehmt beispielsweise meine „Freunde" aus dem Märchen. Aus welchem Grunde hätten sie wohl habgierig sein sollen? Sie hatten Alles, dessen sie bedurften, Essen und Trinken, Zerstreuungen aller Art, Licht, Luft, Freundschaft und Liebe. Schätze besaßen sie freilich nicht, aber es drohte ihnen daher auch nicht stündlich die Gefahr, dieselben verlieren zu müssen. Aus alledem ist klar zu ersehen, daß dies Laster ursprünglich nicht existiert hat und daß es nur hervorgerufen worden ist und sich der Menschen bemächtigt hat, weil ihren gerechten Ansprüchen nicht genügt wurde und sie sich un-

befriedigt fühlten. Ja, in diesem Sinne scheint mir diese Leidenschaft sogar berechtigt.

Ich weiß nicht, liebe Leser, ob Ihr mir noch ein Beispiel dieser Art anführen könntet, mir fällt im Augenblick kein einziges ein. Solltet Ihr aber noch irgend welche Wünsche der Menschen ausfindig machen, von denen Ihr meint, sie wären ungerechtfertigt, so thut mir den Gefallen, und betrachtet sie von demselben Gesichtspunkte aus wie die Habgier, und ich bin überzeugt, daß Ihr das gleiche Resultat erzielen werdet.

Meine Definition des Glücks ist folglich vollständig korrekt, und würde man den Menschen nur das Recht einräumen, glücklich zu sein, so wären sie auch berechtigt, alles zu verlangen, worauf sie Anspruch haben.

Was sie von jeher verlangt haben, waren nur die Grundbedingungen zu ihrem Glück, und daß sie nichts anderes darunter verstehen, kann man daraus ersehen, daß sie jedes Mal, wenn es ihnen geboten wurde, ihre Wünsche zu befriedigen, auch Gebrauch davon machten. Andererseits zeigte es sich, daß sie so manchem Genuß nur entsagten, weil sich ihnen keine Möglichkeit bot, sich ihn zu verschaffen. Mit Recht kann man daraus den Schluß ziehen, daß, wenn man den Menschen volle Freiheit geben würde, sich ihr Leben nach eigenem Gutdünken einzurichten, sie mit Ausnahme einiger überspannter, gemütskranker Menschen genau so, oder noch

besser leben würden, wie ich das Leben in meinem Märchen geschildert habe.

Beobachtet doch nur, welch ein Leben unsere Geldaristokraten und der Adel führen, wie unsere Fürsten vor der Aufhebung der Leibeigenschaft lebten. Haben sie etwa im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet, wie die Armen? O nein! Pas si bête! sie lebten herrlich und in Freuden, aßen und tranken, bewohnten die herrlichsten Paläste, kleideten sich in Sammt und Seide und eilten von Fest zu Fest. Auch fehlte es ihnen nicht an Abwechslung. Vom Lande zogen sie in die Stadt, von der Stadt wiederum aufs Land, sie machten weite Reisen nach Italien, nach Paris und in die Schweiz; und was die Frauen anbelangt, huldigten sie einer ganz besonderen Moral, die sich von der bürgerlichen um ein bedeutendes unterschied. Mit einem Wort, ihr Leben hätte beinahe dem meiner „Freunde“ gleichen können, wenn es nicht leider karikiert gewesen wäre. Auch war das Fundament, auf welchem dies Leben aufgebaut war, nicht so fest und sicher wie in meinem Märchen, sondern schwankender Moorboden, der jeden Augenblick einzusinken drohte. Ähnlichen Beispielen begegnet man in der ganzen Welt. Heute lacht den Menschen das Glück in Jubel und Freude, sie jauchzen, tanzen und scherzen, aber schon über Nacht kann sich das Unglück an sie heranschleichen und allen Jubel in Elend und Jammer verwandeln.

Nur solange alles gut geht, solange die Tage der Jugend blühen, ist das Leben ein Zaubermärchen.

Wer dürfte diese Menschen aber verdammen? Ich bin dazu nicht imstande; denn alles verstehen, heißt alles verzeihen, und hier ist nicht einmal etwas zu verzeihen. Sie nehmen sich vom Leben nicht mehr als ihnen und jedem Menschen rechtmäßig zukommt. Ja, es ist mir sogar eine Freude, daß es doch eine kleine Anzahl Menschen giebt, die mehr oder weniger glücklich sind, und ich wünschte, es gäbe mehr solcher auf der Welt; ich wünschte, alle Menschen könnten glücklich sein, noch viel glücklicher als diese, und dürften ein frohes, sorgloses, vom Hauch der Poesie umgaukeltes Dasein führen. Denn auch das Leben der armen Reichen ist nicht ohne Dornen und noch weit davon entfernt, ein vollkommenes Glück zu sein, wenn es auch leise an ein solches erinnert. Man sollte dieser kleinen Anzahl Menschen ihr Glück auch nicht verargen, sondern es ihnen von Herzen gönnen — das Übel ist nur darin zu suchen, daß die Zahl der armen Unglücklichen eine so überwiegend große ist. Wie tief bedauere ich diese Ärmsten, die gezwungen sind, alle ihre gerechtfertigten Ansprüche an das Glück in sich zu ersticken, trotzdem sie ebenso ungestüm nach den Freuden des Lebens Verlangen tragen wie alle Übrigen. Zwei Auswege aus dieser schwierigen Lage bieten sich ihnen, der eine ebenso verzweiflungsvoll wie

der andere: entweder sie greifen zum Dynamit und werden Anarchisten oder, ist ihr Charakter weniger leidenschaftlich und zügellos, so suchen sie in betäubenden Mitteln ihre Zuflucht. Branntwein, Tabak, Morphium, Opium, Künste und Wissenschaften, die Religion, ja sogar die Arbeit muß ihnen dazu dienen, sie ihr Elend und ihre Verbitterung vergessen zu machen. Was die Veranlassung zu all diesem menschlichen Jammer ist, sehen wir aber daraus, daß sich gewöhnlich nur die ärmeren Klassen dieser Betäubungsmittel bedienen, die glücklichen Reichen sie aber kaum zu kennen scheinen. Nur ausnahmsweise werdet Ihr unter diesen Glücklichen Leute finden, die strenggläubig und eifrige Kirchengänger sind. Nur an den hohen Feiertagen lassen sie sich dort blicken und auch dann nur, um die Toiletten ihrer lieben Nächsten zu mustern und sich selbst bewundern zu lassen. Auch die Kunst findet in diesen Kreisen wenig Verehrer. Etwas leichte Musik nach einem guten Diner zur Beförderung der Verdauung, das ist alles. Mit den Wissenschaften giebt man sich dort noch weniger ab, am wenigsten will man aber von der Arbeit wissen. Wahrhaft frommen, gläubigen Seelen begegnet man nur unter den Armen und Beladenen, in den unteren Klassen, desgleichen stammen die Männer der Wissenschaft, die Maler, die Musiker, die Sänger fast niemals aus den Palästen der Fürsten und Geldaristo-

kraten. Wahrhaft glückliche Menschen brauchen weder den Tempel Gottes noch den der Wissenschaft, noch die Kneipe — sie sind ohnehin genügend glücklich, und nur, die kummervollen Herzens sind, flüchten sich in diese Hallen, um dort für kurze Zeit Vergessenheit zu suchen. Wem auch dieser Ausweg versperrt ist, wer nicht die genügende Vorbildung besitzt, um zu studieren, wessen Talente nicht ausreichen, um sich der Kunst zu widmen, wessen Bildung zu hoch entwickelt ist, um in der Religion Trost zu finden, wer von zu vornehmer Herkunft ist, um Sänger zu werden — für den giebt es dann nur noch eine Zuflucht, ein einziges Betäubungsmittel, das freilich alle übrigen in seiner Wirkung übertrifft, für den bleibt nur noch die Selbstvernichtung.

Es ist wohl sehr leicht möglich, daß so mancher Leser über das Bild, das ich von den Reichen und den Armen entworfen habe, entrüstet sein, es für übertrieben und unmoralisch ansehen und mich für einen ungerechten Menschen halten wird. Aber, mein lieber Leser, zu meiner Entschuldigung muß ich Dir sagen, daß ich die Zustände auf der Erde vom Mond, vom Mars oder vom Sirius aus betrachte und daß sie sich aus dieser Höhe ganz anders ausnehmen. Von Eurem Standpunkt aus müßt Ihr es natürlicherweise den glücklichen Reichen sehr verdenken, daß sie auf Kosten der Armen leben, und müßt sie zu veranlassen suchen, ihr Glück mit

jenen zu teilen. Ihr müßt sie für Egoisten und für herzlos halten und werdet Euch auf die Seite der Armen stellen. Aber was wird das nützen? Schon Jesaias hat die Reichen geschmäht und ist für die Armen eingetreten, Jesus Christus hat die Reichen herabgesetzt und den Armen die höchsten Güter in Aussicht gestellt und auch Leo Tolstoi ist den Reichen gram; und doch ist alles beim Alten geblieben und nicht die geringste Besserung eingetreten.

Was sollen Worte auch nützen? — Jesaias prophezeite den Menschen die ewige Seligkeit, wenn sie seinen Worten folgten, Jesus Christus versprach ihnen ein irdisches Glück und alle Herrlichkeiten des Paradieses und niemand hörte auf sie. Seit Jahren redet Leo Tolstoi zum Volke, warnt und ermahnt es und niemand achtet auf seine Ratschläge!

Ja, meine lieben Leser, schelten, gute Ratschläge geben und sich an die große Masse wenden — damit ist nichts gethan. An wenige Auserwählte muß man sich wenden, einigen Auserlesenen das Glück des ganzen Menschengeschlechts in die Hände geben, damit sie alles zum Besten wenden. Ob die Menschen damit einverstanden sind oder nicht, danach darf man nicht fragen, wenn es eine so große Sache gilt; man soll sie zwingen, glücklich zu sein.

Mit den Menschen muß man umgehen wie mit jungen Katzen. Wollen die jungen Katzen nicht trinken und wenden sie sich von der Schüssel ab, welche die süßeste Milch enthält, nun so stecken wir ihre Schnauze in die Schüssel und, gebt nur Acht, wie bald sie zu schlucken anfangen werden, daß Ihr Eure Freude daran habt.

## Kapitel VIII.

### Ist es Glück oder ist es Langeweile?

Ich muß Euch nur gestehen, daß das Glück, welches Ihr uns in Euerer Utopie geschildert habt, genau genommen gar kein Glück, sondern daß es der höchste Grad von Langweile ist.

Langweilig? Und worin liegt diese Langeweile? Wißt Ihr auch, daß sich die Frage viel schwerer beantworten läßt, als jene: Was ist Glück?

Da ist ein junger Mann, fast noch ein Jüngling, der soeben sein Studium auf einer technischen Hochschule beendet hat und mit der goldenen Medaille ausgezeichnet worden ist, ein bescheidener, zurückhaltender, ehrenhafter junger Mann. Direkt von der Akademie kommt er in eine Maschinenfabrik, in der er täglich von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends beschäftigt ist, und ab und zu auch noch die Nächte durchzuarbeiten hat. Er hat nicht nur die Arbeiter zu beaufsichtigen, sondern muß auch tüchtig selbst mit Hand anlegen. Sein ganzes Leben verrinnt in der Gesellschaft roher,

ungebildeter Leute, sein Körper starrt von Ruß und Kohlenstaub und seine Hände sind so schwarz, daß keine Seife sie weiß zu waschen vermag. Es ist durchaus nicht seine Pflicht, so schwer zu arbeiten, er thut es nur, weil er Vergnügen daran findet, und scheut auch nicht die schmutzigste Arbeit, obwohl er Volontär ist. Es ist ihm ein Genuß, das leblose Eisen in Glut zu bringen und die starre Masse in Räder und Hebel umzuwandeln, die sich unter der Gewalt seines Geistes systematisch zu einer kunstvollen Maschine zusammenfügen, in der volles Leben pulsiert. Kehrt er abends von der Arbeit heim, so ist er so müde, daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermag, daß jedes einzelne Glied ihn schmerzt und er sich wie zerschlagen fühlt. — Bekanntschaften anzuknüpfen, fällt ihm sehr schwer, er kennt keinen Menschen, kommt außer mit den Arbeitern mit niemandem zusammen, und dieses Alleinsein lastet oft schwer auf ihm. Seine Thätigkeit muß ihm für alles übrige Ersatz bieten, er arbeitet mit Begeisterung und würde seinen Beruf um keinen Preis mit einem anderen vertauschen, obwohl seine Arbeit nur schlecht bezahlt wird, und ihm so gut wie gar keine Zeit frei bleibt, um sich zu zerstreuen. Auch der Hoffnung, daß sich sein Leben mit den Jahren ändern und bessern könnte, darf er sich nicht hingeben. Man hatte ihm den Vorschlag gemacht, sich der akademischen Laufbahn zuzuwenden und

an derselben Hochschule, an welcher er ein so überaus glänzendes Examen bestanden, auf eine Professur hinzuarbeiten, er entschied sich jedoch für die praktische Thätigkeit, weil er sich mehr Befriedigung davon versprach. Was Langeweile war, hatte er in seinem Leben nie erfahren.

Da ist ferner ein anderer Mann, hochgebildet, talentvoll, voller Ideale, gesund an Körper und Geist, streng sittlich und von eiserner Willenskraft. Seine Familie ist zahlreich, er hat sechs Kinder und bewohnt ein kleines Gütchen, ziemlich weit entfernt von der Stadt. Eigenhändig melkt er die Kühe, kehrt den Mist im Stall zusammen und pflügt und düngt den Boden, auf dem seine Obstbäume blühen. Von Hause aus ist er Advokat, er geht diesem Beruf aber nur ausnahmsweise nach, wenn seine Landwirtschaft, an der er mit Begeisterung hängt, ihm nicht die genügenden Mittel abgeworfen hat, deren er bedarf, um den Lebensunterhalt seiner Familie zu bestreiten. Wochenlang in der Heuernte zu arbeiten, gewährt ihm das größte Vergnügen, und kehrt er dann nach zehnstündiger Arbeit nach Hause zurück, so unterrichtet er, ehe er zu Bett geht, noch seine Kinder. Dann schläft er freilich, bis die Sonne ihn wieder zur Arbeit ruft, wie ein Toter. Er lebt ebenso einförmig und einsam wie der Maschinentechniker, denn auch seine Frau ist von früh bis spät beschäftigt, aber er spürt wenig

von seiner Vereinsamung. Er liebt seine Arbeit in der schönen, freien Natur, er liebt seine Ruhe, seine Schafe, seine Felder, seine Obstbäume und auch er hat es noch nie empfunden, was Langeweile ist. Freilich hätte er nie mit dem Maschinentechniker tauschen mögen; ein Leben fern von der Natur, inmitten von Ruß und Kohlenstaub, wäre für ihn nicht nur langweilig, es wäre ihm schlimmer als der Tod gewesen.

Da ist aber noch ein anderer Mann: schwächlich, kränklich, immer leidend, aber ein seelensguter Mensch mit einem reinen Kindergemüt. Seit seinem zehnten Jahre schwärmt er für die Naturwissenschaften, er sammelte von klein auf Vogeleier und Vogelnester und lebt und webt nur in der Natur. Er ist der Typus eines verknöcherten Gelehrten, ein Asket der Wissenschaft. Die sengenden Strahlen der Sonne bemerkt er nicht, wenn ihm die Strahlen der Wahrheit leuchten, nach der seine Seele lechzt und die für ihn alle Freuden in sich birgt, welche das Leben zu bieten hat. Nicht nur zehn und zwölf Stunden arbeitet er am Tage, sondern fünfzehn, und es ist schon sehr leicht möglich, daß sein Gehirn, wenn er abends eingeschlafen ist, im Schlafe weiter schafft und seine Gedanken fortspinnt. Wenn er sich nur ausschließlich seiner Wissenschaft widmen könnte, aber leider ist er arm und hat für seine kleine Familie zu sorgen. Hat er fast alle seine Kräfte

aufgebraucht, um eine wissenschaftliche Frage zu lösen, so sitzt er häufig noch bis in die späte Nacht an einer litterarischen Arbeit, um das tägliche Brot für seine Kleinen zu schaffen. So verrinnt sein Leben, Jahr um Jahr, in ununterbrochener Arbeit. Sein Gehirn ist bis zum äußersten mit Kenntnissen vollgepfropft, in seinem siechen Körper speicherten sich alle Arten von Krankheitsstoffen auf. Es ist ein Jammer, den bleichen, elenden Mann anzusehen — aber die Langeweile kannte auch er nicht. Freilich wäre er weder imstande gewesen, das Leben des Maschinentechnikers noch das des Landwirtes zu ertragen — er hätte daran zugrunde gehen müssen.

Endlich ist da noch ein anderer Mann, der hochangesehene Abkömmling einer alten Fürstenfamilie. Von Hause aus ist er nicht reich, aber seine Frau, ein braves altes Mütterchen, hat ihm ein großes Kapital in die Ehe mitgebracht, das ihm jährlich sechzig- bis hunderttausend Rubel Zinsen einträgt. Er ist ein schöner, fesselnder, galanter Mann, geistreich und witzig, liebenswürdig und leutselig; der Hauptzug seines Charakters ist aber kleinliche Eitelkeit und Prahlsucht. Die Befriedigung dieser beiden Eigenschaften bereitet ihm einen Hochgenuß, und kann er sich vor den Leuten aufspielen, so schwimmt sein Herz in einem Meer von Seligkeit. Für seine eigene Person ist er nicht verschwenderisch und er begnügt sich mit einem bescheidenen Frühstück, das

höchstens einen Rubel kostet, dem Kellner wirft er aber einen Dreirubelschein als Trinkgeld hin und blickt dann mit selbstzufriedenem Lächeln nach rechts und nach links, um sich zu vergewissern, daß seine Noblesse nicht unbemerkt geblieben ist. Er verachtet das Geld durchaus nicht und versteht es, sein Vermögen zu mehren, macht jedoch für seine eigene Person wenig Gebrauch davon, sondern benutzt es nur, um Klein und Groß, Vornehm und Gering damit zu imponieren. In der Auswahl seines Publikums ist er durchaus nicht wählerisch, Lakaien, Kutscher, Krämer, Generäle, Staatsbeamte, er macht keinen Unterschied, wenn es gilt, seiner Prahlsucht Nahrung zu geben. Diese Charakterschwäche ist sein Abgott, für den er lebt, dem er die größten Opfer bringt. Ehre, Freunde, Familie, ja seine Reputation setzt er aufs Spiel, um seiner Eitelkeit willen. Alles dreht sich bei ihm um den Gedanken, wie er die Bewunderung der Leute erregen könnte; aber diese Eitelkeit, die einzige Quelle seiner Freuden, die er so sorgsam pflegt, spielt ihm boshafterweise auch zuweilen einen Schabernack, indem sie ihn schmerzlich verwundet. Um so inniger schließt er sie dann aber an sein blutendes Herz, wie eine Mutter ihr ungeratenes, undankbares Kind. Von früh bis spät hat er nichts anderes im Sinn, als Pläne zu schmieden, die sämtlich darauf hinauslaufen, seiner krankhaften Ruhmsucht Vorschub zu

leisten, und dank den glücklichen Verhältnissen, in denen er lebt, seinem großen Vermögen oder vielmehr der Mitgift seiner Frau, seinem sicheren Auftreten und seinen Talenten vermag er es auch, sich dieser Leidenschaft in vollem Maße hinzugeben. Auch dieser Mann weiß nichts von der Langeweile, was würde ihm aber das Leben bieten, wenn er in der Haut des Maschinentechnikers, des Landwirts oder des kränklichen Gelehrten steckte, wie entsetzlich hätte er sich dann wohl gelangweilt. Wie inhaltslos, wie thöricht muß aber auch diesen dreien das Leben des Fürsten erscheinen, das ohne nachhaltigen Zweck, ohne jedes ernste Streben wie ein blendendes Feuerwerk in der Luft verpufft.

Ich kenne diese vier Männer persönlich und weiß genau, wie sie leben. Jedem Einzelnen von ihnen muß die Lebensweise des anderen unerträglich langweilig erscheinen; wollt Ihr, mein lieber Leser, mir nun den Gefallen thun, darüber zu entscheiden, bei wem die Langeweile zuhause ist, bei dem vom Ruß geschwärzten Techniker, bei dem wie ein Tagelöhner arbeitenden Landwirt, bei dem kränklichen Gelehrten, der nicht weiß, ob die Sonne scheint oder nicht, bei dem eitlen, prahlerischen Fürsten oder bei meinen lieben, fröhlichen „Freunden"?

Werdet Ihr mir nicht zugeben, daß Euer erstes Urteil übereilt war, daß Ihr über diese Frage noch

einmal ernstlich nachdenken müßt? Ja, überlegt es Euch noch einmal — zweimal recht reiflich, vielleicht werdet Ihr dann einsehen, daß das Leben der „Freunde“ am allerwenigsten eintönig und langweilig zu nennen ist.

Sollten Euch aber doch noch Zweifel beschleichen, nun so versucht es einmal, meine „Freunde“ in Verhältnisse, wie die vier oben geschilderten, zu versetzen, und es wird Euch nichts anderes übrig bleiben, als mir zuzugestehen, daß sie nicht hineinpassen, daß sie diese Art zu leben sehr langweilig finden dürften und mit Freuden zu ihrer früheren Lebensweise zurückkehren würden. Jeder gesunde, normale Mensch denkt mit Begeisterung an seine Kinderjahre zurück und wäre jeden Augenblick bereit, sie gegen ein reiferes Alter einzutauschen.

Den vier oben geschilderten Charakteren und auch Euch, liebe Leser, kann das Leben meiner „Freunde“ und das Glück, das ihnen beschert ist, freilich langweilig erscheinen, das begreife ich wohl, es paßt aber auch weder für Euch noch für einen der heute lebenden Menschen uud ist auch durchaus nicht für Euch bestimmt. Um einer derartigen Lebensweise Geschmack abgewinnen zu können, muß man ganz besonders geartet sein, muß man das Naturell meiner „Freunde“ und ihrer Beschützer besitzen.

Hier zeigt es sich wiederum, wie klug die Beschützer vorgegangen sind, wie prächtig sie die Natur des

Menschengeschlechts zu beurteilen verstanden haben, wie genau die Charaktere mit den Gesetzen übereinstimmten, nach denen das Leben der neuen Menschen geregelt wurde.

Nachdem wir uns nun in diesem Kapitel überzeugt haben, daß von den vier Persönlichkeiten, deren Charaktere wir oben schilderten, jede das Leben der anderen langweilig gefunden haben muß, legen wir uns jetzt die Frage vor, was daraus zu folgern ist.

Daraus ist zu folgern, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, alle Menschen auf der Erde auf die gleiche Weise zu beglücken und das irdische Dasein nach einem Gesetz zu regeln. Richtet Ihr es nach den Wünschen des Landwirts ein, so werden der Maschinentechniker, der Gelehrte und der Fürst ein großes Geschrei erheben; richtet Ihr es im Sinne dieser drei ein, so wird der Landwirt auf das Energischste dagegen protestieren u. s. w. u. s. w. Daraus ersehen wir aber, daß das Leben dieser vier Männer ein sehr kompliziertes ist und daß ihre Ansprüche sehr schwer zu befriedigen sind. Um ihnen zu genügen, brauchen wir wieder eine ganze Reihe verwickelter Veranstaltungen: Gerichte, Polizei, Militär, Bankhäuser, Fabriken, Bergwerke u. s. w.

Mit anderen Worten: die Zivilisation, wenn sie in einer Weise auf die Spitze getrieben wird, wie in un-

serem Jahrhundert, muß unbedingt das Glück des ganzen Menschengeschlechts untergraben und unter den Bedingungen, die heute maßgebend sind, ist ein Glück unmöglich, das all den verschiedenartigen Charakteren genügt.

Nun habe ich aber, als ich die Charaktere meiner vier Bekannten schilderte, mit keinem Wort ihrer Kinder erwähnt. Wenn wir diesen lieben Geschöpfen jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn wir die Gefühle prüfen, die ihre kleinen Herzen bewegen, so staunen wir, welch seltsames Schauspiel sich unserem geistigen Auge darbietet. Nicht nur, daß jedes einzelne der jungen Wesen mit seinem Schicksal vollkommen einverstanden ist, die Kinder des Fürsten würden sogar, in das Häuschen des Landwirts oder die des Landwirts in die Stube des Gelehrten versetzt, sich schon binnen zwei oder drei Tagen vollkommen eingelebt haben und so glücklich sein wie unter den früheren Verhältnissen. Was Langeweile ist, wissen sie nicht!

Versetztet Ihr die Kinder eines Fürsten in die Hütte eines Bettlers, so würden sie sich sofort an die Bettelkinder anschließen, mit ihnen spielen und scherzen und abends ebenso sanft und ruhig auf dem harten Strohsack einschlafen wie früher in ihren Polsterbettchen unter den mit seidenen Bändern verzierten Mullgardinen. Ja, es ist sogar möglich, daß ihnen die Freiheit, die Un-

gebundenheit viel besser behagen würde als die strenge Zuchtrute der englischen Bonne, der langweilige Schulunterricht und alles, was darum und daran hängt.

Ist das nicht zum Verwundern? Ist das nicht erstaunlich? Wie läßt sich das erklären?

Es ist damit zu erklären, daß die Natur des Kindes sich viel eher dem Glücke öffnet, daß das Kind gar keiner Vorbedingungen bedarf, um glücklich zu sein. Kinder sind überall und in allen Verhältnissen glücklich gewesen, sind es noch und werden es stets sein. Aus demselben Grunde sind auch die Naturvölker stets glücklicher als die von der Kultur beleckten Volksstämme, sie gleichen, ihrer Natur, ihrem Wesen nach, den glücklichen Kindern.

Als die „Beschützer" sich an die Aufgabe machten, der Erde ein neues Geschlecht zu geben, wählten sie die Kinder zum Vorbilde. Aus jungen Geschöpfen, körperlich und seelisch dem Kindesalter kaum entwachsen, entstanden die neuen Menschen, die von Generation zu Generation veredelt und vervollkommnet wurden. Nur Kindergemüter waren befähigt, auf Erden ein trotz seiner Einförmigkeit glückliches Leben zu führen, ohne jemals an Langeweile zu leiden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bis jetzt habe ich es nur mit einer wohlwollenden Kritik zu thun gehabt, aber sehe ich nicht dort ein kleines verknöchertes Männchen auf mich zu kommen, aus dessen Augen höhnische Blicke mir entgegenblitzen? Es ist ein vom Alter gebeugter Mann, dessen schlotternde Gliedmaßen in einem schäbigen, verschossenen Überrock stecken, in den ihn nicht die Armut, sondern der Geiz gezwängt hat. Sein Haar ist noch dicht und lichtet sich nirgends; es ist kurz verschnitten und bedeckt den ganzen Kopf. Ein kleiner struppiger Schnurrbart ruht auf der Oberlippe, das Kinn ist scharf abgerundet, die Nase läuft spitz zu, die Lippen sind schmal und fest aufeinander gepreßt, die kleinen, tiefliegenden schwarzen Augen funkeln bösartig und das Gesicht ist von fahler, gelblicher Farbe. Entweder ist es ein Fanatiker oder eine gallige, hämische Natur, vielleicht aber auch beides zu gleicher Zeit. Wie gerne würde ich ihm aus dem Wege gehen, aber es ist leider schon zu spät, er hat mich bemerkt, und auch gesehen, daß ich seiner ansichtig geworden bin. Er nähert sich mir mit gehässigem Lächeln auf den Lippen. „Ist es Ihr Ernst, die Menschen lehren zu wollen, das Leben zu genießen?“ fragte er mich und durchbohrt mich mit seinen Blicken.

„Allerdings, — ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich sie, vom ersten bis zum letzten, dahin bringen,“ entgegnete ich seinem Blicke begegnend.

„Sind Sie denn jedes Schamgefühles bar?"

„Ich wüßte nicht, wessen ich mich zu schämen hätte. Wäre es meine Absicht, die Menschen unglücklich zu machen, so müßte ich mich schämen, es ist jedoch mein Bestreben, ihnen den Weg zum Glücke zu weisen. Ist daran etwas Schlimmes? — Ist jenes Glück, das ich ihnen geben möchte, Ihrer Meinung nach nicht das rechte, so begründen Sie mir das und belehren Sie mich eines Besseren."

„Was sollen wir hier auf der Erde?" entgegnete er.

„Ich verstehe Sie nicht ganz. Meinen Sie, warum wir leben?"

„Nicht warum, sondern zu welchem Zweck."

„Diese Frage zu beantworten, ist unmöglich."

„Weshalb unmöglich?"

„Weil sie sinnlos ist. Die Natur verfolgt keine Zwecke. Mit demselben Rechte können Sie fragen: warum ist der Mars weniger weit von der Erde entfernt als die Sonne? Es ist nun einmal so und damit basta! Und doch könnte man die Frage, wenn sie so gestellt ist, eher beantworten als die Frage: zu welchem Zweck wir leben. Können Sie mir aber jene lösen, so will ich auch versuchen, Ihre Frage zu beantworten."

Selbstverständlich war das Männchen außer stande, mir zu genügen. Es warf mir noch einen haßerfüllten Blick zu und wandte sich mit verzerrtem Gesicht halb

von mir ab. „Lüstling!" entfuhr es seinen fest zusammengekniffenen Lippen, dann machte es sich eiligen Schrittes aus dem Staube.

Mit solchen Leuten ist jeder Wortstreit zwecklos. Er hinterläßt nur ein deprimierendes, niederdrückendes Gefühl, von dem man sich oft tagelang nicht befreien kann.

Glücklicherweise wurde der fatale Eindruck, den dieser Zwischenfall auf mich gemacht hatte, dieses Mal bald ausgelöscht. Eine andere Persönlichkeit war auf mich zugetreten. Es war ein liebliches, anmutiges zwölfjähriges junges Mädchen mit rosigen, freundlichen Zügen und großen, unschuldig blickenden Augen, die von langen, dunklen Wimpern beschattet waren. Ihr entzückendes Kindermündchen war so frisch wie eine eben verschlossene Rosenknospe. Mit strahlendem Lächeln trat sie auf mich zu, legte beide Arme um meinen Nacken und flüsterte über und über errötend: „Du gehörst zu uns!"

Was sie damit sagen wollte, weiß ich nicht, und sie selbst wußte wahrscheinlich auch nicht, was dieses: Du gehörst zu uns! bedeutete. Instinktiv schien sie zu fühlen, daß mein ganzes Herz der Jugend gehört, daß ich Verständnis für sie besitze und daß mein ganzes Sein sich diesen holden, natürlichen Geschöpfen, den Kindern, zuneigt.

„Ja, mein lieben, guten Kinder, ich kann Euch verstehen, und mein Herz schlägt für Euch! Ach, wenn ich

doch alle verderbten, bösen Menschen zu Kindern machen könnte! Zu Kindern, die sorglos und fröhlich ihr Dasein genießen! Wenn ich doch jenen alten, verbitterten Geizhals in einen lebensfrohen Jüngling verwandeln könnte, dem es nicht in den Sinn käme, mich zu fragen, zu welchem Zwecke wir auf der Welt sind, sondern der sich seines Lebens freute nnd es mit vollen Zügen genösse!

Weil Ihr so gut, so glücklich, so fröhlich seid, meine Kinder, darum habe ich Euch so lieb, darum soll das Paradies auf Erden Euer sein! Zu Euch, Ihr verbitterten Fanatiker, zu Euch, Ihr unduldsamen, bedauernswerten Narren, sage ich aber: „Hütet Euch, das Reich Gottes, das irdische Paradies zu betreten, ehe Ihr nicht wie die Kinder geworden seid!“

## Kapitel IX.

# Von der Arbeit.

Die Arbeit muß man wie ein Übel ansehen, dem man hier auf Erden nicht entrinnen kann. In Ermangelung eines wirksameren Betäubungsmittels greifen wir nach ihr, um unser elendes Dasein auszufüllen und das Gefühl des Unbefriedigtseins in uns zu übertönen. Sie für begehrenswert, für einen Segen, für die Quelle des Glücks zu halten und sie gar heilig zu sprechen, wäre ein Verbrechen an der Logik und ein Verkennen der Thatsachen.

Diese Thatsachen sind außerordentlich frappierend: ich bin ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und kann an der Arbeit nichts Begehrenswertes finden, sehe sie als ein Übel, eine Schmach an und behandle sie in meiner Utopie als etwas Verwerfliches. Seltsamerweise betrachtet der prähistorische Mensch in der Schöpfungsgeschichte die Arbeit von demselben Gesichtspunkte aus und auch in jener Utopie ist die Arbeit ausgeschlossen. Auch in dem Zeitraum, der zwischen diesen beiden

Epochen liegt, sowohl in der ältesten Zeit der Geschichte als auch in der neuesten, haben die Menschen die Arbeit stets mit denselben Augen angesehen und sich die größte Mühe gegeben, sie auf andere Schultern abzuwälzen: bei den Naturvölkern auf die Weiber, im Altertum auf die Sklaven und zu unserer Zeit auf die Arbeiterklasse. Wer das ableugnen will, ist entweder ein Lügner oder er ist schlecht beraten und urteilt ohne jede Überlegung. Ein Faktum ist es jedenfalls — aber die Logik davon? Versucht es einmal, Euch vorzustellen, daß die Arbeit entbehrlich geworden sei; meint Ihr, daß es dann noch viele Leute geben dürfte, die in ihr eine Quelle des Glücks erblicken würden? In der allerersten Zeit würde hier und da jemand aus alter Gewohnheit arbeiten, aber schon in der zweiten Generation wird ihre Zahl bedeutend zusammengeschmolzen sein, und in der dritten wird sich gewiß niemand mehr dazu hergeben. Davon bin ich fest überzeugt und ich glaube, Ihr teilt meine Meinung.

Sowohl nach diesen logischen Beweisen, als auch nach den Thatsachen, die ich anführte, zu urteilen, muß die Arbeit als ein Übel angesehen werden, von dem die Menschheit wie von allen anderen Leiden befreit werden sollte.

Ihr antwortet mir darauf: „Angenommen, daß Ihr Recht habt, wie wäre es wohl anzufangen, sich von der Arbeit zu befreien?“

„Wie ich mir das denke, habe ich Euch in meiner Utopie gezeigt. Ich habe Euch einen großen Kreis von Menschen vorgeführt, die der Arbeit enthoben waren, weil neben ihnen eine beinahe doppelt so große Anzahl von Geschöpfen existieren, die ihnen diese Last abnahmen. Diese arbeitende Klasse unterschied sich ihrer Rasse nach um ein Bedeutendes von den übrigen Bewohnern der Erde, sodaß man sie kaum für menschliche Wesen halten konnte. Trotzdem waren es Menschen, sie standen jedoch auf einer sehr niedrigen Stufe und waren nur für die Arbeit und dazu bestimmt, den anderen den Genuß eines freien, sorgenlosen Lebens zu verschaffen. Die Beschützer hatten sie aus den Überresten ganz verkommener Naturvölker aufgelesen, um sie zur Arbeit abzurichten, die sie nun wie die Arbeiterbienen und die Ameisen instinktiv vollführten, ohne darunter im geringsten zu leiden. Jesrar, einer der Beschützer in meinem Märchen, hat Euch ein Bild von diesen Arbeitern, Sklaven genannt, entworfen, dem Ihr entnehmen konntet, daß sie sich wohl und glücklich fühlten, weil ihre Lage sich im Vergleich zu früheren Zeiten verbessert, keineswegs aber verschlechtert hatte. Von einer ungerechten Verteilung der Lebensdingungen konnte dabei nicht die Rede sein, wurde doch niemand geschädigt; die „Freunde“ aber wurden von dem Fluch der Arbeit befreit.

Indessen will ich weder anderen noch mir selbst Sand in die Augen streuen, und gestehe deshalb ganz offen, daß, obwohl Jesrar in diesem Fall ebenso gewissenhaft und weise gehandelt hat wie in jedem anderen, meiner Utopie in diesem Punkte, aber auch nur in diesem einen, doch eine kleine Unvollkommenheit vorzuwerfen ist. Wollte man sehr streng mit mir ins Gericht gehen, so wäre man nämlich zu dem Einwand berechtigt, daß die Sklaven, wenn sie sich auch weder unglücklich fühlten, noch fähig schienen, das Leben in derselben Weise aufzufassen wie die „Freunde“, — doch immerhin Menschen wären. Nur möchte ich Euch, wenn Ihr mir diesen Vorwurf zu machen beabsichtigt, davor warnen, in den gleichen Fehler zu verfallen wie jener arme Mann, der aus seiner elenden, schmutzigen Höhle plötzlich in ein nettes, sauberes Häuschen versetzt wurde, das eine gütige Fee ihm zu eigen gab. Die eine der Kammern in dem freundlich eingerichteten Wohnhause war etwas feucht und der aus dem Elend zum Wohlstande gelangte Bettler beklagte sich bitter, daß diese Kammer nicht nach Süden, nach der Sonnenseite gelegen sei. Wie nennt Ihr solch einen Mann? Müßtet Ihr ihn nicht einen undankbaren Thoren schelten?“

„Euer Vergleich hinkt,“ werdet Ihr mir darauf entgegnen. „Der Bettler war freilich ein Thor und ein Undankbarer, weil er sich über eine Nichtigkeit so er-

eiferte, wenn ich mich aber über die Unzulänglichkeiten in Eurer Utopie aufhalte, so geschieht das nicht um der einen feuchten Kammer willen, sondern weil das ganze Haus, das Ihr dem Menschengeschlecht als Wohnung anzuweisen beabsichtigt, dumpf und ungesund ist, weil das Dach den Regen durchläßt und die Öfen rauchen. Ihr gebt den Menschen das Glück und sie neigen sich dankend vor Euch, — zu gleicher Zeit beschert Ihr ihnen aber auch die Sklaverei! Ein Drittel der Menschheit wird beglückt auf Kosten der beiden übrigen Drittel! Da steckt der Fehler!"

„Ihr urteilt von einem falschen Standpunkte aus," antworte ich Euch darauf. „Ihr habt es außer Acht gelassen, die Lage der Dinge in meiner Utopie mit den Verhältnissen der Gegenwart zu vergleichen und Euch zu fragen, ob sie besser, dem idealen Sittengesetz entsprechender, oder schlechter sind. Sind sie besser oder wenigstens gleich gut, so hättet Ihr gar kein Recht, Euch zu beklagen, ja Ihr dürftet auch nicht einmal unzufrieden sein, wenn Ihr Euch nicht verschlechtert. Welchen Grund hätte der Bettler zur Klage, wenn seine neue Behausung nicht dürftiger wäre als die alte? Ich behaupte aber, daß die Gestaltung der Dinge in meiner Utopie denen der Gegenwart jedenfalls vorzuziehen ist. — Versucht es einmal, Euch auf den Mond hinaufzuschwingen (vom Sirius will ich ganz absehen),

und schaut von dort auf die Erde hinunter. Was seht Ihr? Was ist die Haupttriebfeder des irdischen Daseins, und worauf ist das Leben begründet? Auf Arbeit und immer wieder auf Arbeit! Die Menschen mühen sich von früh bis spät, sie leben in stetem Kampf um das Dasein. Nicht jedem ist ein sorgloses Glück beschert, die meisten Menschen haben mit unendlichen Schwierigkeiten zu ringen, ehe sie zum Genuß ihres Daseins gelangen. Je größer diese Schwierigkeiten sind, desto mehr Zeit nehmen sie in Anspruch, desto mehr beeinträchtigen sie das Glück und umgekehrt. In welcher Weise geht die Teilung der Schwierigkeiten, der Arbeit und der Güter des Glücks heutzutage vor sich? Sie vollzieht sich in einem grausamen, schonungslosen Kampf. Die Natur spricht zu den Menschen: Seht, welche Freuden ich Euch darzubieten habe, — greift nur zu und genießet davon, so viel Ihr möget! — Die Menschen stürzen sich auf die Gaben und es beginnt eine Schlacht, ein Gemetzel, bei dem jeder den anderen verdrängt, zurückstößt, zu Boden tritt, um selbst zu den Freuden zu gelangen. Da aber die Menschen viel zahlreicher sind als die Freuden, um welche sie kämpfen, so gelingt es nur der Minderzahl, sich ihrer zu bemächtigen, und nur ein Viertel, höchstens ein Drittel der ganzen Menschheit gelangt zum Glück. Die da übrig bleiben, sind nun die Sklaven, die große

Masse, die sich ihrer Lage kaum bewußt ist, die Arbeitstiere, die im Schweiße ihres Angesichts für den Lebensunterhalt der Glücklichen zu sorgen haben. Das ist das Leben, wie es in der Gegenwart auf der Erde geführt wird, — so sieht es aus. Gleicht die Teilung der Güter etwa nicht der in meiner Utopie? Ist es nicht genau genommen dasselbe?

Nein, es ist nicht dasselbe, — es ist viel schlimmer! In dem Kampfe, der heute auf der Erde gekämpft wird, bei dem nur ein Drittel der ganzen Menschheit, ich vermute sogar nur ein Zehntel, zum Genuß der Güter des Lebens gelangt, sind alle Menschen gezwungen, mitzukämpfen, — in meiner Utopie ist davon nicht die Rede. Das Drittel, welches bei Euch an das Ziel gelangt ist, und das große Glück erreicht hat, ist auch durch den erbitterten Kampf so mitgenommen, daß es nicht mehr imstande, nicht mehr fähig ist, die Früchte seines Sieges in vollem Maße zu genießen und sie sich zu erhalten. Die Besiegten suchen ihm seine Beute streitig zu machen, der Kampf entbrennt auf's neue und spinnt sich in Ewigkeit fort. Das Drittel des Menschengeschlechts, dem ich in meiner Utopie das Glück beschert habe, genießt sein Leben in ungestörter Ruhe, die in Ewigkeit fortdauert.

Der größere Teil der Menschen auf der Erde, sagen wir neun Zehntel, sind sich zu unserer Zeit ihrer drücken-

den Lage und der Lasten, die sie zu tragen gezwungen werden, vollbewußt und schleppen in ohnmächtiger Wut an ihrem Leben, das sie wohl hundertmal verwünschen. In meiner Utopie ist dieser Teil der Menschheit sich seiner Lage nicht im geringsten bewußt, er ist vollkommen einverstanden damit, für die „Freunde" zu arbeiten, und mit seinem Schicksal zufrieden. Was ist vorzuziehen?

Alljährlich wirft die Natur der Erde ein Almosen, ein Krümchen Glück zu, — einen Fetzen Goldbrokat.

„Fangt ihn, ihr Menschen!" ruft sie.

Wie die hungrigen Wölfe stürzt sich die Menge auf den Lappen, schlägt und stößt sich, reißt ihn in Stücke, tritt ihn in den Schmutz, aber nur wenigen gelingt es, ein Teilchen davon zu erhaschen. Was ist aber aus dem kostbaren Stoff geworden? Er klebt von Schmutz und von dem Blut der habgierigen Menschen. — Die große Menge aber, die unverrichteter Sache aus dem Kampfe heimkehrte, wird mit einem Fetzen ordinärer Leinwand entschädigt, der ihre zum Golde drängenden Wünsche durchaus nicht befriedigt.

In meiner Utopie wird der kostbare Goldstoff den Beschützern zur Aufbewahrung übergeben. Sie hüten ihn sorgsam, berühren ihn nur mit völlig sauberen Händen und verteilen ihn unter die „Freunde", so daß jeder ein reichliches Stück erhält. Die Sklaven be-

kommen einfache, dauerhafte Leinenstoffe, mit denen sie vollkommen zufrieden sind, da sie den Unterschied gar nicht verstehen und durchaus nicht nach dem goldglänzenden Stoff Verlangen tragen.

Heute ein grausamer Kampf ums Dasein und ein Menschengeschlecht, von dem ein Drittel das Glück nicht kennt, zwei Drittel aber elend und unglücklich sind — in meinem Märchen ein Leben ohne Kampf und ein Geschlecht, von dem ein Drittel vollkommen glücklich ist, während auch die zwei Drittel, welche übrig bleiben nichts vom Unglück wissen. Was ist vorzuziehen? Ihr aber, die Ihr die Bevorzugten seid, was verlangt Ihr? Warum beklagt Ihr Euch, warum seid Ihr so unzufrieden? Seid Ihr etwa nicht thöricht und undankbar?

Darum sucht nicht nach Mängeln und Unvollkommenheiten, die jeder menschlichen und auch unmenschlichen Handlung anhaften. Seid dem Schicksal dankbar, wenn es Euch ein Glück beschert, das dem in meinem Märchen gleicht. Sucht nicht nach Vollkommenheiten, die auf Erden nicht zu finden sind; seid Ihr selbst doch nur unvollkommene Geschöpfe. Wie könntet Ihr verlangen, daß die Welt vollkommen sei! Wären die Menschen allmächtig, wie Gott, so wäre es ihnen auch möglich, sich ein Glück zu schaffen, das dem in meinem Märchen gleich käme. Sie würden das Leben in der Natur vervollkommnen, so daß die Erde sie mit ihren

Gaben versorgte, auch wenn sie nicht bearbeitet, gepflegt, gedüngt und gepflügt werden sollte. Früchte und Pflanzenkost würden den Menschen als Nahrung genügen, Engelscharen sie umschweben und jeden ihrer Schritte lenken. Die süßesten Melodieen trüge der Wind auf seinen Fittichen zu ihnen hinüber, und seltsame Riesenmuscheln harrten ihrer am Meeresgestade, um sie auf den blauen Wogen in die Ferne zu tragen! Ja, dann bedürften wir auch der Sklaven nicht, die Euer Gemüt so gewaltig beunruhigen und die auch mich etwas stören, wenn auch nicht in demselben Maße wie Euch. Leider sind die Menschen aber nicht allmächtig, darum ist es auch unvermeidlich, daß so manches, was sie beginnen, unvollkommen bleibt. Betrifft es indessen nur Kleinigkeiten, so wäre es thöricht und undankbar, wollte man sich darüber beklagen, wie der Bettler über seine feuchte Kammer.

Wie mir scheint, habe ich Euch noch immer nicht überzeugt. Eure Ansicht über die Sklavenfrage ist unverändert dieselbe geblieben, weil Euer Verstand nicht über Euer Herz zu siegen vermag. Ihr laßt Euch durch nichts davon abbringen, daß meine Denkweise unmoralisch sei, daß es sich so nicht machen ließe und daß diese Frage anders gelöst werden müßte.

Wohlan, dann überlegt es Euch noch einmal und macht mir Vorschläge, die annehmbarer, vernünftiger

und moralischer sind. — So oder so, — ganz entbinden kann man die Menschen nicht von der Arbeit, das steht fest, aber keiner der Beschützer würde es je zugeben, daß den „Freunden“ diese Lasten auferlegt werden. Sollte das geschehen, so wäre es auch mit dem Glück zu Ende. Jeder würde dem Andern die Bürde übertragen und sich selbst befreien wollen, man müßte wieder Gewaltmaßregeln ergreifen und der alte Kampf begänne von neuem.

„Warum sollte man Gewaltmaßregeln ergreifen, weshalb sollte es wieder zum Kampfe kommen müssen?“ entgegnet Ihr mir. „Derartige Vorgänge ereignen sich wohl heute noch, wo die Menschen auf einer so tiefen Stufe stehen. Sind sie erst besser, vollkommener und ehrenhafter geworden (wohlweislich verschweigt Ihr es mir, wann dieser Zeitpunkt eintreten dürfte), dann werden sie sich der Arbeit weder entziehen, noch sie Anderen aufbürden wollen, sondern sich gern dem allgemeinen Besten opfern und dem Nächsten, der sich auszuruhen oder sich zu zerstreuen Verlangen trägt, beispringen. Das Pflichtgefühl, die Nächstenliebe wird ihnen die Arbeit lieb und wert erscheinen lassen.“

„Wie schön! Da würde freilich sich vieles ändern,“ entgegne ich. „Statt der Sklaven gäbe es dann nur hochmoralische, in jeder Beziehung verfeinerte Menschen, die aus eigenem Antriebe alle Lasten des Lebens auf

sich nehmen, — wahre Heilige! Zum Lohn für diese Aufopferung würdet Ihr ihnen wohl auch gestatten, sich in den Ruhepausen an dem fröhlichen Treiben der „Freunde“ zu ergötzen. „Freiwillige Arbeitsstätte“ oder „geheiligte Arbeitsstätte“ würde das Sklavendorf dann wohl genannt werden? Ja, das wäre natürlich viel schöner und diese Idee entzückt mich eben so sehr, wie Euch selbst. — —

Aber was habt Ihr nur? Mir ist, als verfinstere sich Eure Miene? Wie meint Ihr? — Eure freiwilligen Arbeiter wären keine Heiligen und würden es nicht ertragen, daß ein so großer Abstand zwischen ihrem Leben und dem der „Freunde“ bestände? Der Kontrast wäre zu groß? Die Last wäre zu drückend, einer nach dem anderen würd ebei den „Freunden“ bleiben und schließlich niemand mehr übrig sein, der die Arbeit übernähme? — Ist das Eure Ansicht, habe ich Euch recht verstanden? — Nun ja, — daß es schließlich dahin kommen dürfte, habe ich mir auch schon gedacht. — Wißt Ihr aber noch, wie Ihr mir selbst zugestanden habt, daß die Arbeit dem Glücke hinderlich ist, und daß Ihr den Beschützern Recht gabt, als sie die „Freunde“ davon befreiten? Wer sollte aber diese Last auf sich nehmen? Wer das thut, ist eben Sklave.

Ihr schüttelt noch immer den Kopf? Ihr wollt Euch noch immer nicht einverstanden erklären? Nun,

das freut mich, habe ich Euch doch immer noch nicht auf den Punkt gebracht, der mir im Sinn liegt. — Ihr fragt, weshalb der Abstand zwischen den „Freunden" und den „Sklaven", dem Lager und dem Dorf, so groß sein müßte? Ihr meint, das wäre unmoralisch und ungerecht, es würde sich rächen und schlimme Früchte tragen? Es hieße die Moral mit Füßen treten, wenn die „Freunde" unthätig ihr Leben dahinbrächten, und das würde sich dadurch rächen, daß die freiwilligen Arbeiter ihre Pflicht im Stiche ließen und den ganzen Bau niederrissen, der sich auf solche Ungerechtigkeiten stützte. Ihr verlangt die Gleichberechtigung, die gleichmäßige Teilung der Arbeiten und der Genüsse und versprecht Euch davon ein vollkommenes Glück!

Jetzt habt Ihr das Spiel verloren, mein lieber Leser, und ich setze Euch schachmatt! Ja, ich sehe mich sogar genötigt, Euch eine Kränkung zuzufügen, und das fällt mir wirklich schwer. Aber ich muß Euch offen gestehen, daß ich diese ganze Verhandlung mit Euch nur in der Absicht eingefädelt hatte, Euch zu Widersprüchen zu veranlassen, die mir dazu dienen sollten, Euch von Euren falschen Ansichten zu bekehren und die Richtigkeit der meinigen festzustellen. Ihr hattet Euch nicht ganz klar gemacht, was Ihr thatet, als Ihr Euren Heiligen das Recht einräumtet, in das Lager der „Freunde" überzugehen. Ihr habt Euch in Widersprüche verwickelt, als

Ihr ihnen eine so hohe Moral zutrautet und doch zugabt, daß sie nicht Kraft genug besäßen, um den Lockungen zu widerstehen, die sich ihnen im Lager der „Freunde“ boten. Wenn sie sich sträubten, noch ferner ihre Pflichten zu thun, und wenn die Arbeit gleichmäßig unter „Freunde“ und „Sklaven“ verteilt werden sollte, weil es ungerecht wäre, nur einen Teil damit zu belasten, so stellt Ihr damit doch wieder die alten Zustände her.

Ihr habt das Lager, das Glück vernichtet, Ihr habt die Arbeit wieder eingeführt — alles habt Ihr an meinen Einrichtungen verändert, nur Eure Heiligen sind dieselben geblieben, das heißt Geschöpfe, denen es gestattet ist, jeden Augenblick ihre Arbeit niederzulegen, wenn sie der Versuchung nicht zu widerstehen vermögen. Die größte Versuchung, das Lager, ist freilich vernichtet worden, es bleiben aber noch so manche kleine, die, wenn auch langsamer, auf die Heiligen einwirken dürften. — Schon das Faktum, daß Ihr die Teilung in Arbeiter und Nichtarbeiter, in Dorf und Lager nicht aufrecht erhalten konntet, beweist, daß Ihr, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein schlechter Heiligenfabrikant seid. Ihr seid nicht imstande, Heilige anzufertigen, die ohne Makel und widerstandsfähig sind.

Ihr fragt mich nun, welches jene kleinen Versuchungen sind und worin sie bestehen? O, deren giebt es eine

Menge, sie liegen in der Natur des Menschen, auch in der Natur der Heiligen und besonders solcher Heiligen, die nicht ganz widerstandsfähig sind.

Ich will es Euch an einem Beispiel erklären: — nicht alle Eure Heiligen werden auf der gleichen Stufe stehen (wo sie hergekommen sind, auf welche Weise sie zu ihren edlen Charaktereigenschaften gelangten und, was die Hauptsache ist, zu welcher Zeit, danach will ich gar nicht fragen). Sollte nun einer von diesen Heiligen, der nicht zu den edelsten gehörte, in seinem Pflichtgefühl nachlassen, so würde er doch, da die Arbeit nicht obligatorisch ist, unbestraft bleiben müssen.

Darauf werdet Ihr mir erwidern, daß in dem Leben, wie Ihr es zu organisieren gedenkt, Faulheit eine Schmach sein wird, der man sich schämen muß, und daß dieses Schamgefühl ihn bald bessern dürfte.

Ach, mein teurer Idealist! Der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an die Schande! Nur an eines kann er sich nicht gewöhnen, schon seit hunderttausenden von Jahren nicht — und das ist die Arbeit!

Das erste Mal wird er sich vielleicht ernstlich schämen, da aber nichts süßer ist, als ungestraft faulenzen zu können, und es ihm sehr behagt hat, so wird er es ein zweites Mal versuchen. Dieses Mal ist das Schamgefühl schon weniger drückend, das dritte und vierte Mal noch weniger, das zwanzigste und fünfzigste

Mal wird er sich aber überhaupt nicht mehr schämen, sondern es gleichmütig ansehen, daß andere seine Arbeit übernehmen. Seinem Beispiel werden allmählich alle übrigen folgen, denn das Faullenzen hat bekanntlich viel größeren Reiz, wenn man Gesellschaft findet, und schließlich bliebe nur ein ganz kleiner Kreis von Märtyrern übrig.

Das wäre eine der Versuchungen, deren es eine ganze Reihe giebt. Würde aber nicht schon diese einzige genügen, um Euren ganzen Aufbau zu zerstören? Die arbeitsscheuen Heiligen würden sich von den übrigen absondern und herrlich und in Freuden leben. Aber auch die bisher noch arbeitenden dürften allmählich ihrer Pflichten überdrüssig werden und zum Schlusse würde niemand mehr arbeiten wollen.

Ein Leben unter solchen Umständen wäre aber nicht möglich, da irgend jemand arbeiten muß, und man würde sich genötigt sehen, die Menschen zur Arbeit zu zwingen. Das kann man nur mit Gewalt; um Gewalt auszuüben, muß man die Macht haben — dazu aber gehören Soldaten, Polizei, Wächter und alles übrige.

In Eurer Utopie steckt also von vornherein der Keim der Zerstörung — in der meinigen aber nicht. Und dieser Keim ist die Arbeit.

Kapitel X.

## Ist die Idee des Christentums durchführbar?

„Nun wohl, ich wäre bereit, mich mit allen Ideen, die Ihr in Euerer Utopie entwickelt, einverstanden zu erklären," beginnt Ihr, meine lieben Leser, aufs neue, „wenn es wirklich der letzte Ausweg wäre, der uns offen stände, um dem Menschengeschlechte zum Glück zu verhelfen. Es giebt jedoch noch einen anderen Weg, dessen voller Wert freilich bisher noch niemals richtig eingeschätzt wurde. Mir scheint dieser Weg aber jedenfalls viel eher geeignet, die Bestrebungen zu verwirklichen, die Ihr in Eurer Utopie verfolgt. Ich meine die Lehren des Christentums."

„Ich muß Euch ganz offen gestehen, meine lieben Leser, daß nach der Niederlage, die Ihr im vorigen Kapitel erlitten habt, Euer Hinweis auf das Christentum mich einigermaßen befrembet," entgegne ich Euch darauf. „Schon als wir von der Arbeit sprachen, äußertet Ihr etwas ähnliches, aber was folgte daraus? Ich bewies Euch das Gegenteil und erklärte Euch schachmatt, weil

Eure Ideen absolut unpraktisch waren und sich als unzulänglich erwiesen. — Ihr könntet sagen, daß es sich damals um einen speziellen Fall handelte, während Ihr Euch jetzt auf einen allgemeineren Standpunkt stellt, und ich will Euch das zugestehen, wenn es mir auch sonderbar scheint, daß eine Idee, die sich in einer so wichtigen Frage wie der Arbeiterfrage als unhaltbar erwiesen hat, sich trotzdem für jede andere als tauglich erweisen sollte.

Worin besteht denn aber diese Idee des Christentums? Ist es das Christentum, welches Jesus von Nazareth den Menschen brachte oder die Lehre des Apostels Paulus? Ist es das Symbolum von Nicäa, das Glaubensbekenntnis der Unitarier und der Mormonen, oder das Christentum, das Leo Tolstoi seinem Volke predigt? Als christliche Lehren muß man alle diese Auffassungen bezeichnen, so verschieden sie auch voneinander sein mögen, denn der Urquell, von dem sie allesamt ausgehen, ist der gleiche, ist Jesus Christus. Leider stellen sich uns schon hier gleich bei Beginn gewaltige Schwierigkeiten in den Weg: wir sind nämlich nicht imstande, genau anzugeben, wie diese Lehren des großen Meisters ursprünglich beschaffen gewesen sind, da er uns nicht eine einzige Zeile hinterlassen hat, nach der wir urteilen könnten. Wer die Schriften, nach denen wir uns richten, verfaßt hat, und zu welcher Zeit sie

niedergeschrieben worden sind, ist uns völlig unbekannt; ihr Inhalt ist aber zum Teil so unklar gehalten und verwickelt sich dermaßen in Widersprüche, daß die Lehren, die sich aus ihnen ergeben, jeder Übereinstimmung entbehren. Sie schwanken von der strengsten Askese bis zur größten Duldsamkeit, von den Montanisten und dem Franziskanerorden bis zu Martin Luther, dessen Wahlspruch lautete:

> Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
> Bleibt ein Narr sein Leben lang!

Sie förderten ein Christentum zu Tage, das die Erde als ein Jammerthal ansah, als einen Prüfstein für das ewige Leben, und bewogen Leo Tolstoi, sich vom Jenseits abzuwenden und seine ganze Aufmerksamkeit dem irdischen Dasein zu widmen.

Auf die rein dogmatische Seite des Christentums, die sich seit Urzeiten auf diese Schriften stützte, will ich hier weiter gar nicht zurückkommen, weil die Variationen so mannigfaltig sind, daß sie mich zu weit führen dürften. Daß wir von dem Dogma absehen können, erleichtert uns im Übrigen auch die Lösung der Frage, auf welchem Wege wir vermittelst des Christentums zum Glücke gelangen könnten, obgleich gerade das Dogma, das Charakteristische an dieser Glaubenslehre und **der** Punkt ist, der sie von allen anderen unterscheidet. Was uns interessiert, ist nur die moralische Seite der christ-

lichen Lehre, und unsere Aufgabe ist es, diese Ideen zu verfolgen, was freilich nicht ganz leicht ist, da sie im Laufe der Zeiten arg entstellt worden sind, teils, weil die Menschen zu einfältig waren, um sie richtig aufzufassen, teils weil sie nicht logisch und folgerichtig zu denken verstanden.

Worin dürfte also wohl die Idee des Christentums zu suchen sein? Ich will nur gleich gestehen, daß mir das selbst noch nicht ganz klar ist, daß es mir aber bisweilen so scheint, als gäbe es gar keine rein christliche Lehre, als wäre das ein großes Mißverständnis, das sich aus dem Dogma entwickelt hätte.

Sollte man das Wesen dieser Religion darin suchen, daß die Menschen nur dann glücklich werden könnten, wenn sie alle Gebote der Nächstenliebe erfüllten, so wären das dieselben Ideen, die schon ein Zoroaster, ein Brahma, ein Buddha, ein Konfuzius ihren Lehren zugrunde gelegt hatten, dieselben Ideen, welche Epiktet, Mark Aurel, Mahomed und die Stoiker verkündeten. Ja, auch so manche Naturvölker gingen von diesen Grundsätzen aus, wenn sie dieselben auch nur praktisch bethätigten, und auch etliche Tierarten, wie die Ameisen und die Bienen, lassen sich von ihnen leiten.

Daraus ergiebt sich, daß diese Ideen durchaus nicht rein christlicher Natur, sondern Prinzipien sind, nach denen sich nicht nur die verschiedensten Volksstämme,

sondern bisweilen sogar die Tiere richten, und die ihren Ursprung in dem Wirken und Sein jeder Gemeinschaft haben. —

Sollten wir die Idee des Christentums vielleicht in der Askese zu suchen haben, in dem Bestreben, die Natur des Menschen zu vergeistigen, die Materie dem Geiste unterthan zu machen und sie zu verachten, allen weltlichen Genüssen zu entsagen und nur seinem Seelenheil zu leben? — Ein derartiges Glaubensbekenntnis hätte aber wohl schwerlich das Recht, sich ein christliches zu nennen, weil es nur eine Abart der Ideen wäre, die lange vor Christi Geburt in Indien auftauchten und zu hoher Blüte gelangten. Ihre Anhänger nannten sich Buddhisten und Brahmanen.

Charakteristisch für das Wesen des Christentums könnte ferner jene Richtung sein, die den Gedanken verfolgt, sich nicht dem Bösen zu widersetzen; aber auch diese Idee wäre nicht neu, da man sie sowohl bei den Buddhisten als auch bei etlichen Tieren vorfindet. Wenn ein Rudel Wölfe ein wehrloses Schaf überfallen, entzieht es sich ihnen nicht, sondern ergiebt sich geduldig seinem Schicksal und läßt sich in Stücke zerreißen und auffressen. Nichtsdestoweniger muß man diese Auffassung eher als alle vorher angeführten eine christliche nennen, weil sie der Geistesrichtung Jesu Christi voll entspricht; die Jünger des großen Messias würden jedoch

gut gethan haben, sie totzuschweigen, wie man so manches mißlungene Werk eines großen Komponisten oder Dichters totschweigt, da das Überhandnehmen der Wölfe wahrlich nicht zu wünschen wäre.

Der Autor erblickt in dieser Auffassung ein Verkennen der dem Universum zugrunde liegenden Gesetze und eine falsche Vorstellung von der menschlichen Natur. Der Mensch ist kein Schaf und wird es nie werden. Der Selbsterhaltungstrieb ist einer der mächtigsten Instinkte und alles, was ihm widerstrebt, sollte schonungslos vernichtet und vertilgt werden. Dazu gehört aber auch die Idee, daß man sich dem Bösen nicht widersetzen solle.

Wenn aber auch diese Auffassung von dem Wesen des Christentums nicht die richtige ist, wo sollten wir wohl sonst nach ihr Umschau halten? Wie Ihr seht, ist die Lösung dieser Frage durchaus nicht so einfach, sie schlüpft uns sozusagen immer wieder aus den Fingern und verflüchtigt sich unter der Analyse, als wäre sie nie gewesen. Da wir uns jedoch über irgend eine Definition einigen müssen, wenn wir zum Schluß kommen wollen, so schlage ich vor, daß wir bei dieser letzten Auffassung bleiben und die unbegrenzte Herzensgüte und die Sanftmut, die alles auf sich nimmt und sich nie einem Übel widersetzt, als die leitende Idee der christlichen Lehre ansehen. Freilich muß zugegeben werden, daß es nicht

ganz gerechtfertigt ist, diese Idee eine rein christliche zu nennen (ich würde ihr eher den Namen Humanität beilegen), wenn ich Euch aber einen Gefallen damit erweisen kann, so bin ich gern dazu bereit. Auf den Namen kommt es ja auch am wenigsten an.

Diese Idee ist es also, die Euch veranlaßt, Euch so heftig gegen die Annahme meiner Utopie zu sträuben. Eurer festen Meinung nach wäre sie unbedingt berufen, ein vollkommenes Glück auf der Erde zu begründen. Diese Überzeugung setzt jedoch eine andere Überzeugung voraus. Sollte diese Idee des Christentums wirklich eine derartige Berufung in sich tragen, so wäre es vor allen Dingen erforderlich, daß alle Menschen sich zu ihr bekennen und das setzt voraus, daß Ihr fest davon überzeugt seid, sie wären auf dem besten Wege, dieses Ziel zu erreichen, da die Idee des Christentums immer mehr um sich griffe und große Fortschritte mache.

Worauf wollt Ihr diese Überzeugung aber begründen? Auf Thatsachen? — Auf welche? Hat die Geschichte etwa solche aufzuweisen? —

Was mich betrifft, muß ich gestehen, daß mir keine bekannt sind, jedenfalls weiß ich von keinen Thatsachen, die Zeugnis dafür abzulegen vermöchten, daß das Christentum in der Geschichte der Menschheit irgend welche Fortschritte machte; und wenn wir auf die vorhergehenden Kapitel zurückblicken, scheint es mir, als wären

wir zur Zeit, was eine christliche Gesinnung anbetrifft, sogar auf dem besten Wege, einzuschlafen. „Ist es Euch denn vollständig entgangen, daß wir in moralischer Beziehung große Fortschritte zu verzeichnen hatten?“ entgegnet Ihr mir darauf. „Seht Ihr nicht, wie viel gütiger, mitfühlender und besser die Meschen geworden sind? Wie die Nächstenliebe immer mehr hervortritt und den Egoismus in den Hintergrund drängt? Ruft Euch doch nur ins Gedächtnis zurück, wie noch vor hundert und zweihundert Jahren so mancher eines geringfügigen Vergehens, eines kleinen Diebstahls wegen, aufgehängt wurde; wie man in England eines unbedeutenden Fehltritts wegen den Leuten die Nasenlöcher aufriß und ihnen die Zungen ausschnitt! Wie man den Irrsinnigen Fesseln anlegte und sie blutig peitschte, wie man die Kranken und die Krüppel verwahrlosen ließ! Vergleicht das damalige Zeitalter mit der Gegenwart, schließt daraus auf die Zukunft und es wird Euch klar werden, welch' seligen Zeiten das Menschengeschlecht entgegengeht. Immer edler, immer reiner und besser werden die Menschen werden und ihr Glück nur noch in dem ihres Nächsten suchen!“ „Eure Einwände, mein lieber Leser, wären gewiß sehr beweiskräftig, wenn Ihr nicht alle die Beispiele, die Ihr anführtet, viel zu hoch eingeschätzt hättet. Ihr betrachtet alle diese Ereignisse nur aus der Entfernung und erblickt die Gegenwart in viel zu rosigem

Lichte. Alle diese Thatsachen sind freilich erwiesen und lassen sich nicht abstreiten, was Ihr jedoch von einer Steigerung der menschlichen Tugenden sagtet, beruht (wenn es auch sehr schön klingt) nur auf einer falschen Vorspiegelung Eurer allzu lebhaften Phantasie. Es scheint Euch, als wären die Menschen besser geworden, weil sie jetzt feinere Manieren haben, weil sie nicht mehr so roh zu Werke gehen; im Grunde genommen sind sie aber dieselben geblieben, vielleicht sogar noch schlimmer geworden als früher. Es fällt heutzutage nicht mehr so sehr in die Augen, weil auch in dieser Beziehung der Fortschritt für eine Verfeinerung Sorge getragen hat. Diesem Gesetze folgend, haben die Menschen ihre Ausdrucksweise jetzt mehr in der Gewalt, sie verstehen es besser, ihre Roheiten zu unterdrücken, und greifen, wenn sie ihren Nächsten zu peinigen wünschen, zu Mitteln, die weniger auffallen, wenn sie auch nur zu oft noch viel grausamer sind. Dadurch habt Ihr Euch täuschen lassen und eine Veredelung des Menschengeschlechts, einen Fortschritt zum Besseren darin zu sehen gemeint.

Es ist zum Beispiel möglich, seinen Nächsten auf die verschiedenste Weise um das Leben zu bringen: Ihr könnt auf ihn losstürzen und ihm mit einer Keule den Schädel zerschmettern; — daß Ihr dann nach Sibirien zur Zwangsarbeit verurteilt würdet, stände freilich fest. — Ihr könntet aber auch ein Stückchen Apfelsinenschale

auf die Treppenstufe legen, die Euer lieber Nächster täglich betritt, mit dem Wunsche, er möge ausgleiten und sich das Genick brechen. Diese Art Mord wäre verfeinerter, weniger roh, und wenn Euch auch alle Welt Vorwürfe machte, so würdet Ihr doch weder aufgehängt, noch nach Sibirien geschickt, noch würde man Euch mit Höllenstrafen drohen.

Eine noch weniger entehrende Art, seinen Nächsten in das Jenseits zu befördern, würde darin bestehen, daß man ihn aller Existenzmittel beraubte und ihm nur grade soviel übrig ließe, daß er sein Leben fristen könnte. Der Ärmste, der viel zu schwächlich ist, um das Elend und alles, was damit zusammenhängt, auf die Dauer zu ertragen, schleppt sich mühsam durch die Tage. Ihr seht es ihm an, wie er sich mit Selbstmordgedanken trägt, aber Ihr seid zu grausam, ihm den Todesstoß zu versetzen. Ja, diese Art von Mord wäre allerdings noch rücksichtsvoller, so rücksichtsvoll, daß Euch kaum irgend jemand einen Vorwurf machen dürfte. Im Gegenteil, man würde Euch loben und Euch hochstellen, weil Ihr dem Unglücklichen nicht alles genommen, sondern ihm monatlich eine kleine Summe Geldes geschickt hättet.

Nun sagt mir, lieber Leser, haltet Ihr es wirklich für weniger grausam, jemand mit der Keule totzuschlagen, als ihn zu verurteilen, täglich mit dem Gedanken an

Selbstmord sein elendes Lager aufzusuchen und täglich wieder mit demselben Gedanken aufzustehen. Den ganzen Tag über nichts anderes zu denken, als wie, wo und wann dieser Plan am besten auszuführen sei, um sich schließlich für sein letztes Geld einen Revolver zu kaufen, einen letzten Kampf mit dem Selbsterhaltungstrieb auszufechten, unter unsagbaren Seelenqualen den Hahn zu spannen und sich die Kugel in die Schläfe zu jagen?

Die That wäre dieselbe geblieben, die Menschen haben sich nicht verändert, nur die Art und Weise, wie sie ihre Grausamkeiten ausführen, ist eine andere geworden. Früher haben sie sich ohne alle Umschweife totgeschlagen, jetzt benutzen sie Schleichwege dazu! Früher gingen sie mit dem Hammer aufeinander los, heute töten sie mit Nadelstichen und erreichen damit dasselbe! Früher mordeten sie am hellen Tage, heute aber aus dem Hinterhalt! Früher eroberten sie sich ihre Frauen mit dem Schwert, heute kaufen sie sich dieselben für schnödes Geld! Früher nahmen sie dem Nächsten sein Hab und Gut mit der Waffe in der Hand, heute gehen sie zur Börse und füllen sich ihre Säckel mit dem Gelde anderer! Früher schlug man sich mit Keulen, heute mit Rubeln! Früher nannte man die Sklaven Sklaven, heute nennt man sie ehrliche Arbeiter!

Wo sind da die Thatsachen, deren Ihr bedürft, um Eure Überzeugung zu verteidigen? Wo ist die christliche

Gesinnung, auf die Ihr das Glück des Menschengeschlechts aufzubauen gedachtet?

Meint Ihr noch immer, daß die Ideen des Christentums im Wachsen begriffen seien und mit Riesenschritten die Welt eroberten? Meint Ihr noch immer, daß diese Ideen sich realisieren ließen?

Abgesehen davon, daß alle diese Thatsachen dagegen sprechen, geht Ihr aber auch noch von einem ganz irrigen Standpunkte aus. Ist es vielleicht logisch gedacht, wenn Ihr sagt: Die Idee des Christentums ist noch nicht ihrem ganzen Umfange nach erfaßt, es sind noch nicht alle unter ihren Hut gebracht worden, darum haben wir noch viel von ihr zu erhoffen. Darauf baut Ihr also Eure Hoffnung? Sollte Euch das nicht eher an der Realisierung Eurer Idee zweifeln lassen? Ist jene Idee bis jetzt noch nicht durchgedrungen, so ist das doch jedenfalls ein sicheres Zeichen, daß sie nicht lebensfähig, nicht realisierbar ist.

Zweitausend Jahre sind es jetzt her, daß Millionen von Menschen mit einer noch nie dagewesenen Energie, mit der größten Selbstverleugnung, Propaganda für das Christentum machen. Alle Klassen der Gesellschaft, die größten Reiche, die bedeutendsten Männer stellten sich in den Dienst dieser Idee und alle Schrecken der Hölle, alle Seligkeiten des Himmels wurden aufgeboten, um sie zu fördern, aber trotz der lockendsten Versprechungen,

trotz Himmel und Hölle, ist es bisher noch nicht gelungen, ihr und dem Glück, das in ihrem Gefolge ist, Einlaß zu verschaffen.

Was müssen wir wohl daraus entnehmen? Beweist uns das nicht, daß diese Ideen für die Menschen untauglich sind und ihnen keinen Nutzen bringen können? Erzähltet Ihr mir nicht von irgend einer politischen Richtung, die den Völkern einzuimpfen eine Million von Menschen viele Jahre hindurch mit den größten Opfern bemüht war, wobei man jedoch auf den energischsten Widerspruch stieß? Habt Ihr angesichts dieser Erfahrungen auch auf die Zukunft gehofft, habt Ihr nicht vielmehr den Glauben an die Prinzipien dieser Politik verloren und Euch gesagt, daß sie untauglich nnd unausführbar sein müßten und daß es die höchste Zeit wäre, umzuschwenken? Warum wollt Ihr hier, wo es sich um die Ideen des Christentums handelt, weniger vernünftig sein? Warum sträubt Ihr Euch so heftig, die Ansichten, die ich in meiner Utopie entwickle, als richtig anzuerkennem, obwohl alle Bedingungen in ihnen enthalten sind, die zu einem vollkommenen Glück erforderlich wären? Warum klammert Ihr Euch in Eurem Fanatismus so fest an die Idee des Christentums, die doch wirklich nicht durchführbar zu sein scheint? Worauf hofft Ihr noch immer, mein lieber Leser? — Auf die Zeit? — Wieviel tausend Jahre

müssen denn noch vergehen, damit diese Idee um einen Schritt vorwärts kommt, und wieviel tausend Jahre, damit sie sich vollständig Bahn bricht? Denn Eurer Ansicht nach kann das Menschengeschlecht ja nicht früher zu einem vollkommenen Glück gelangen, ehe das Christentum nicht alle Völker vereinigt. Inzwischen könnten aber zehn Utopieen, wie die meinige, die Welt erobert haben, könnte das ganze Geschlecht der Menschen ausgestorben und die Sonne erkaltet sein.

Daß die Idee des Christentums, die bis auf den heutigen Tag nicht durchzudringen vermochte, nicht lebensfähig ist und niemals durchzuführen sein wird, läßt sich durch eine Reihe von Thatsachen und durch die logischsten Beweisgründe feststellen. Diese Möglichkeit widerspricht nicht nur den Lehren der Wissenschaft, sondern auch den Naturgesetzen, und daß sie nicht realisierbar ist, folgt eben aus einem dieser Naturgesetze, nämlich aus dem Selbsterhaltungstrieb. Was Ihr die Idee des Christentums nennt, existierte schon vor urdenklichen Zeiten. Ich nenne es Humanität, Nächstenliebe. Ohne Humanität ist aber jedes gemeinsame Leben unmöglich, sowohl bei den Menschen als auch bei den Tieren. Die Natur jedoch, die nichts Unnützes, Überflüssiges hervorbringt, sah ein, daß die Humanität durchaus zu einem Leben in der Gemeinschaft notwendig war und hat sie auf die natürlichste Weise, ohne daß die

Menschen sich mit ihren Ermahnungen und Anpreisungen hineinzumischen brauchten, zur Vollendung gebracht. — Ganz ohne Nächstenliebe, ohne Gerechtigkeitsgefühl, ohne Nachgiebigkeit, ohne Herzensgüte wäre ein sittliches Leben in der Gemeinschaft überhaupt undenkbar und alles müßte bald zugrunde gehen; aber auch ein Übermaß dieser edlen Gefühle wäre verderblich, weil sie sich dem Kampfe um das Dasein nicht gewachsen zeigen und durch den Egoismus, die Hartherzigkeit und die Ungerechtigkeit verdrängt werden würden. In Ländern, wo dieser Kampf besonders heftig entbrannt ist, wie zum Beispiel in Amerika, kommt es nur zu häufig vor, daß Leute, die sich durch allzu große Herzensgüte und Nachgiebigkeit auszeichnen, vollständig zu Boden getreten werden und von der Bildfläche verschwinden, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen. Es ist also die Natur, die diese Charaktereigenschaften zur Blüte und zur Vollkommenheit bringt, und nicht Eure Verheißungen, Eure Ermahnungen und Eure Drohungen. Ob Ihr die Menschen dazu zu bekehren trachtet, kümmert die Natur sehr wenig, sie folgt ihren Gesetzen und erreicht damit ihr Ziel, ohne Rücksicht darauf, ob Ihr alle Eure Kräfte anstrengt oder die Hände in den Schoß legt. Wer hätte wohl jemals den Bienen und den Ameisen Nächstenliebe gepredigt, und doch üben sie dieselbe oft in größerem Maßstabe als die Menschen. Dasselbe thun auch die

Giljaken und die Ainos und andere Volksstämme, die sich durch besonders sanften Charakter auszeichnen. — Andererseits wird nirgends so viel Wesen von der Humanität gemacht wie in Amerika, aber nirgends richten sich trotzdem die Menschen weniger nach diesen Regeln.

Die Idee des Christentums, die nichts anderes bedeutet als Humanität, ist folglich aus dem sozialen Leben hervorgegangen und keine aus den Wolken heruntergefallene neue Lehre. Sie ist von Uranfang dagewesen, macht nirgends irgendwelche erheblichen Fortschritte, sondern bleibt immer fest bestehen und ändert nur die Form ihrer Erscheinung. Demzufolge müssen wir annehmen, daß sie nirgends in vollem Maße angewandt werden wird, aus dem einfachen Grunde, weil sie der Natur widerstrebt, die ihrer im vollen Umfange nicht bedarf. Da es aber Eurer Meinung nach, um zum Glück zu gelangen, durchaus notwendig ist, die Idee des Christentums voll zu erfassen und auf das Leben anzuwenden, sehen wir uns aus diesem Grunde genötigt, dasselbe auf einem anderen Wege zu suchen.

Die Leute, die sich mit diesen Fragen beschäftigten, hätten das freilich alles wissen müssen, besonders in unserem zivilisierten, aufgeklärten Jahrhundert. Zu jener Zeit, als die Idee des Christentums auftauchte, und es den Menschen etwas ganz neues war, daß sie sich dem

Übel nicht widersetzen sollten, kannte man die Naturgesetze noch nicht so genau, deshalb ist es auch zu entschuldigen, daß diese Lehren eine so weite Verbreitung fanden. Heute jedoch, wo alle Geheimnisse der Natur aufgedeckt sind, noch an diesen veralteten Begriffen festzuhalten, ist geradezu unverzeihlich. Wer sich jetzt noch an diese Lehren klammert, beweist damit, daß er keine Bildung besitzt und folglich kein Recht hat, mitzusprechen, ist es aber ein Gebildeter, der solche Ansichten äußert, so hat er entschieden einen Defekt in seinem Gehirn.

Aber lassen wir das und versuchen wir lieber, die Frage von einem anderen Gesichtspunkte zu beleuchten. Angenommen, die Idee des Christentums, oder vielmehr das christliche Ideal, wäre realisirbar, und das, was daraus erwüchse, wäre nicht Langeweile, sondern wirklich Glück, so könnten wir immerhin unmöglich voraussetzen, daß alle Völker, alle Rassen in gleicher Inbrunst zu diesem Ideal aufblicken würden. Gesetzt, es hätte zu allererst in Europa festen Fuß gefaßt, Liebe, Sanftmut und Herzensgüte hätten hier das Szepter in Händen und es fiele niemandem ein, sich dem Übel zu widersetzen. Was würde dabei herauskommen? Gewisse Europäer, die moralisch auf einer sehr niedrigen Stufe stehen, würden sich diese Sanftmut und Güte zu Nutzen machen. Mit anderen Worten, sie würden Macht und Reichtum an sich reißen und die wehrlosen frommen

Christen zu ihren Sklaven erniedrigen, wenn sie auch, um Aufsehen zu vermeiden, so behutsam zu Werke gingen, daß diese selbst sich ihrer Erniedrigung erst bewußt würden, wenn es bereits zu spät wäre.

Daraus ließen sich folgende Schlüsse ziehen:

1) entweder werden die jungen Christen hartherzig und bösartig werden und im steten Kampf mit ihren Bedrückern ihre schweren Lasten tragen — damit wäre aber auch die Idee des Christentums vernichtet, oder 2) die frommen Christen werden die verderbten durch ihren Edelsinn beschämen, — ihre Laster in Tugenden verwandeln, ihre Herzen erweichen und sie zu eben so guten Christen machen, wie sie selbst es sind.

Wie wenig glaubwürdig das auch scheint, wollen wir doch den zweiten Fall in Betracht ziehen. — Was würde daraus entstehen? —

Die Mongolen: die Mandschuren, die Tungusen, die Chinesen und die Japaner würden sich das zu Nutzen machen, Europa überschwemmen, Männer und Frauen zu ihren Sklaven machen, die Mädchen vergewaltigen, um sich schließlich auch bekehren zu lassen und tugendhafte Christen zu werden.

Ihr seht, wie viele Konzessionen ich Euch mache, mein lieber Leser, aber gesetzt, auch diese unglaubwürdige Schlußfolgerung sollte sich realisieren, was wäre die Folge davon? Die Neger und die Papuaner würden

nach Europa kommen und der Kampf setzte sich fort.“ „Und wenn auch,“ entgegnet Ihr mir als treuer Anhänger Eurer Lehre, „dann würden eben auch die Neger und die Papuaner bekehrt und alle Bewohner der Erde zum Christentum übergetreten sein, sollten darüber auch zweihundert, dreihundert oder gar fünfhundert Jahre vergehen.“

„Für den, der von seiner Stube aus diese Zeit erwartet, mag dieser Gedanke gewiß sehr erhebend sein,“ erwidere ich Euch darauf, „vergeßt aber nicht, daß das Menschengeschlecht, um dahin zu gelangen, fünfhundert Jahre hindurch einen mörderischen Kampf führen muß und einer rohen, grausamen Übermacht in die Hand gegeben sein wird. Dünkt Euch das wünschenswert? Was wären das für Zustände und was würde man damit erreichen? Ein allumfassendes Glück?

Wäre es nicht Unverstand, wollte man Jahrhunderte hindurch die ärgsten Mißhandlungen ertragen, ohne die Gewißheit, daß uns nach Ablauf dieser Zeit das Glück wirklich leuchten würde?

Grenzen diese Phantastereien nicht an Wahnsinn? Und was bürgt uns dafür, daß trotz all der Prüfungen, denen die frommen Leute im Laufe der Jahrtausende ausgesetzt sind, nicht doch alle möglichen unsauberen, schlechten Elemente, Mongolen und Neger zurückbleiben würden? Wer bürgt uns dafür, daß die Ideale, zu

denen die frommen Christen aufblicken, in ihnen weiterleben werden, daß ihre Begeisterung mächtig genug aufflammen wird, um alle diese bösen Elemente zu verzehren? Worin bietet sich uns ein Unterpfand dafür? Diese Idee wäre nur dann allmächtig und lebensfähig, wenn die Erfahrung uns lehrte, daß sie unser Leben erleichterte. Wer sollte ihr aber noch treu bleiben, nachdem Hunderte von Jahren uns das Gegenteil bewiesen haben? Das könnte man doch wohl nur von hirnverbrannten Fanatikern erwarten. Wird man sie nicht eher zu vernichten suchen, wenn man sieht, daß die egoistisch gesinnten Menschen, so schwer sie auch am Leben trügen, es doch leichter hätten als die opferwilligen Christen? Trotz aller Einwendungen, die ich in Eurem Interesse, mein lieber Leser, machte, hat es sich also doch herausgestellt, daß es nur zur Entartung und Vernichtung des Menschengeschlechts führen kann, wenn wir uns dem Übel nicht widersetzen. Jene Idee ist im höchsten Grade antisozial, und man muß sich nur wundern, daß sie immer noch Verteidiger findet. Andererseits kann man aber froh sein, daß sie niemals recht ernst genommen wurde, weil die zivilisierten Völker in diesem Fall, ehe ein Jahrhundert verflossen, von den Papuas und den Menschenfressern aus Zentralafrika niedergetreten und samt ihren edlen Ideen aufgefressen worden wären. Das Menschengeschlecht wäre aber wieder

in seinen Urzustand der Roheit und Barbarei zurückgefallen.

Wie wunderlich, wie seltsam das ist! Wie wir es auch anfangen mögen, die Lehren des Christentums zum Besten der Menschheit zu benutzen, immer endet es mit einer Niederlage. Im vorigen Kapitel, das von der Arbeit handelte, erreichten wir damit eine Gewaltherrschaft, mit Polizei, Soldaten und Wachtposten, in diesem Kapitel sind wir sogar bei den Menschenfressern angelangt.

Sagt mir, mein lieber Leser, haltet Ihr noch immer an dieser Idee fest und hofft Ihr noch immer, daß sie Euch helfen wird, ein ideales Glück zu realisieren? Oder ist es mir gelungen, Euch umzustimmen?"

„Es ist Euch noch immer nicht gelungen, mich zu überzeugen," entgegnet Ihr mir darauf. „Sehe ich auch ein, daß Ihr Recht habt, und kann ich Eure Beweise auch nicht niederschlagen, so habe ich doch das unklare Gefühl, daß auch meine Ansicht nicht ganz zu verwerfen ist."

Und ich sehe mich genötigt, lieber Leser, Euch zuzugestehen, daß Euer Gefühl Euch diesmal nicht täuscht, obgleich meine Nachgiebigkeit Euch gewiß in Erstaunen versetzen wird. Ja, es ist wirklich etwas schönes an der Idee des Christentums, an der Humanität und der Nächstenliebe, und wenn wir ihr folgen, kann sie jedenfalls dazu beitragen, das Glück des Menschenge-

schlechts zu begründen. — Woran mag es nun aber wohl liegen, daß die Resultate, die wir bisher erzielt haben, stets so unbefriedigend waren? Warum sprechen die historischen Thatsachen so sehr gegen die Verwirklichung dieser Ideen, warum bestätigen uns auch die Naturgesetze ihre Untauglichkeit?

Das will ich Euch gern erklären. Die Schuld ist hier nicht in der Idee selbst zu suchen, sondern in der Methode, in der sie angewandt wird.*) Es hat gar keinen Sinn und ist völlig zwecklos, zu den Menschen zu sagen: „Das ist eine herrliche, erhabene Idee, die Euch alle beglücken kann, — macht sie Euch zu eigen und richtet Euch darnach!“ Sie werden sich nicht daran kehren, weil sie ebenso blind sind, wie die elementaren Naturkräfte, denen das Glück des Menschengeschlechts ganz gleichgiltig ist.

Die Natur sorgt sich nur um die Erhaltung der Arten, die ganz unabhängig von dem Glück der einzelnen Menschen ist, und auch ohne alle christlichen Ideen fortbestehen kann. Ja, diese christlichen Ideen können ihr sogar hinderlich sein, wie wir es soeben bei den Papuas und den Menschenfressern gesehen haben. Scheint dies Glück aber für die Natur auch ein entbehrlicher Luxus

*) In einigen Fällen ist freilich auch die Idee selbst zu verwerfen, wie wir in dem Kapitel von der Arbeit gesehen haben, wo sie zu große Ansprüche an die Menschen stellte.

zu sein, so ist es für die Menschen jedenfalls ein dringendes Bedürfnis; deshalb sollten sie der Natur zum Trotz darnach streben und Besitz davon ergreifen. Das ließe sich indessen nur auf die Weise bewerkstelligen, daß man es nicht wie mit der Idee des Christentums macht, die anzunehmen oder nicht anzunehmen man dem freien Willen der Menschen überließ, sondern daß man Gewalt anwendet und sie zwingt, dieses Glückes teilhaftig zu werden. Sagt man zu einem kranken Kinde: „Nimm die Medizin, liebes Kind, sie wird dich gesund machen," — so wird das Kind sich sicherlich sträuben, den Heiltrank entgegenzunehmen. Dann sieht man sich eben genötigt, das Köpfchen des kleinen Patienten in den Arm zu nehmen, ihm die Nase zuzuhalten und ihm die Flüssigkeit in den jetzt weitgeöffneten Mund zu gießen.

Das war das Verfahren, welches die Beschützer in meinem Märchen in Anwendung brachten, und dadurch gelang es ihnen, den Menschen das Glück zu geben und in dem Maße, als sie durchführbar war, auch die Idee des Christentums zu realisieren. Weil die Natur ihrer nicht bedarf, läßt sich dieser Begriff, — sagen wir die Humanität — nicht ohne Beschränkung verwirklichen; da aber ohne Humanität kein vollkommenes Glück denkbar ist, so würde uns nichts anderes übrig bleiben, als die Menschen der Natur zum Trotz gewaltsam diesem Glück entgegenzuführen.

Zwei Wege stehen uns also offen: entweder wir sehen es ruhig mit an, daß die Menschen sich weiter quälen, oder wir wenden Gewalt an und zwingen sie zu ihrem Glück! Selbst jene Auffassung der christlichen Lehre, daß man sich dem Übel nicht widersetzen dürfe, — diese duftende Blüte der Humanität, — würde unter solchen Bedingungen aufhören, einen schädlichen Einfluß auszuüben und antisozial zu sein. Sie würde sich in einen Segen wandeln, und die Beschützer könnten ihr mit dem Glück und dem Frieden zu gleicher Zeit die Thore des irdischen Paradieses öffnen.

Aber wie ich es Euch in meinem Märchen im zweiten Kapitel des ersten Tages bewiesen habe, kann man den Menschen diese Auffassung nur einimpfen, wenn man zu gleicher Zeit die Zuchtwahl in Anwendung bringt, denn sie ist sozusagen die natürliche Konsequenz der letzteren. Habt Ihr auf dem Wege der Zuchtwahl alles Böse ausgerottet, sodaß es sich nicht mehr fortzupflanzen vermag, so muß es notgedrungen erlöschen und eines natürlichen Todes sterben.

Ohne die Zuchtwahl, unter den jetzigen Verhältnissen, wird der Kampf mit dem Bösen aber stets nur die Quelle neuer Übel sein und das Menschengeschlecht allmählich aufreiben und zur Entartung führen. Würde man zulassen, daß der Blumenkohl in Samen schösse und sich vervielfältigte, wie es ihm beliebt, statt nur

fehlerlose Köpfe zur Aussaat auszuwählen, so würde dieses schöne Gemüse bald an Wohlgeschmack und an seinem appetitlichen Äußern verlieren, denn das Schlechte pflanzt sich immer leichter fort als das Gute. — Am Anfange dieses Kapitels sagtet Ihr, mein lieber Leser, daß Ihr meiner Utopie deshalb die Anerkennung versagen müßtet, weil Ihr in der Idee des Christentums ein Glück zu finden meintet, das wertvoller und leichter zu erreichen sei. Dabei habt Ihr jedoch übersehen, daß auch mein Märchen nichts anderes bezweckt, als die Verwirklichung dieser Idee. Daß Euch das entgangen, ist freilich nicht zu verwundern, bin ich selbst doch auch erst ganz zufällig darauf gekommen. Erst ganz vor kurzem wurde es mir klar, daß die Menschen in meiner Utopie nur deshalb so glücklich wären, weil die Beschützer all ihre Kunst darauf verwandt haben, ihrem Leben Humanität oder, wie Ihr es nennt, „christlichen Sinn" einzuimpfen. Hätten sie der Natur des Menschengeschlechts ihren Willen gelassen, so wäre die Humanität nie zu so hoher Blüte gelangt, denn zur Erhaltung der Arten bedarf sie derselben nur in ganz geringem Maße.

Die einzige Lehre, welche die Beschützer aus dem christlichen Glaubensbekenntnis nicht in das Leben der neuen Menschen hinüber genommen haben, ist die Lehre von der Weltflucht, von der Verachtung der Materie. Diese asketische Denkweise war ihnen durchaus anti-

30*

pathisch und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: sie sind Rationalisten und suchen das Glück nicht in einer höheren Welt, sondern hier auf der Erde. Es ist ihnen unverständlich, weshalb man all das Schöne, was das Leben zu bieten hat, nicht genießen, weshalb man sich von allen sinnlichen Freuden abwenden sollte, und sie sagen nicht, wenn von den Reizen einer schönen Frau*) die Rede ist: „Wendet Euch ab von ihr, damit Ihr ihrer nicht begehret!“ — sondern sie sagen: „Schlaget die Augen auf und schaut Euch an, wie entzückend sie ist! Eilt ihr nach und weidet Euch an ihren Reizen!“

Das Leben der neuen Menschen war aber so eingerichtet, daß sie sich allen Genüssen hingeben konnten, ohne sich strafbar zu machen, und um das zu ermöglichen, mußten die Beschützer die Grundlehren der Humanität oder, wie Ihr es nennt, die Idee des Christentums in ihr Leben hinübernehmen.

Was ist denn aber, genau genommen, Humanität, Menschenfreundlichkeit? Was meint Ihr damit, wenn Ihr sagt: seid menschenfreundlich, seid human? — Das heißt, fügt niemandem einen Schaden zu, erspart Eurem Nächsten jeden Schmerz! Euere Gesinnung, Euere Handlungsweise wird folglich um so humaner sein, um so

*) Die Frau ist hier als das Symbol aller materiellen und sinnlichen Freuden anzusehen.

mehr der Idee des Christentums entsprechen, je mehr Ihr Euch bemüht, den Menschen jeden Schmerz zu ersparen. — Wäre es aber nicht schmerzlich, sich, wenn man nicht gerade ein hinfälliger Greis ist, von einem schönen Weibe (immer noch als Symbol gedacht), zu dem man sich mit allen Fibern hingezogen fühlt, abwenden zu müssen? Alle diese Qualen haben die Beschützer abgeschafft und den Menschen ein Leben geschenkt, das reich an paradiesischen Freuden ist.

Wäre das nicht grade die wahre Humanität und ganz im Sinne des Christentums? Von den Beschützern könnte man mit vollem Rechte sagen: sie waren plus royalistes que le roi, plus catholiques que le pape, plus chrétiens que Jésus Christ, der von den Menschen verlangte, sie sollten nicht mit begehrlichen Blicken dem Weibe nachschauen.

Es ist aber nicht nur menschenfreundlicher, christlicher, humaner, es ist auch klüger. Die Beschützer hatten erkannt, daß Edelmut, Gerechtigkeit und Herzensgüte Begriffe sind, daß man aber zum Leben noch anderer Dinge bedarf. Es reicht nicht aus, daß wir edel, rechtschaffen und gut sind, wir wollen auch essen und trinken, tanzen, baden, küssen u. s. w. Nur wenn alle diese Wünsche ausreichend befriedigt werden, können wir edel, gerecht und liebevoll bleiben, unserem Nachbarn nicht sein Stück Brot aus der Hand reißen, uns

nicht betrinken, den Damen nicht ungeschickterweise beim Tanzen auf die Füße treten u. s. w.

Die Beschützer waren aber nicht nur bedacht, den neuen Menschen alles, was sie bedurften, in reichlichem Maße zukommen zu lassen, sie sorgten auch dafür, daß ihnen alles in der idealsten, menschenfreundlichsten, christlichsten Form geboten wurde. Welche Utopie, welche Weltverbesserung käme dieser gleich?

Streng genommen, ist mein Märchen allerdings keine Utopie im christlichen Sinn, denn es fehlt ihr die Askese, die Nichtachtung der materiellen Genüsse, das Streben nach Vergeistigung, und somit jede metaphysische Unterlage. Wie herrlich könnte sich das Leben aber entwickeln, was könnte es uns alles bieten, wenn sich diese Phantasieen verwirklichen ließen! Um die Idee des Christentums zu realisieren, müßten alle materiellen und sinnlichen Genüsse auf ein Minimum reduziert und das ganze Leben vergeistigt werden. Versucht es aber einmal, meine Utopie auf solchen Grundmauern aufzubauen, und seht dann zu, was aus ihr geworden sein und welche Gestalt sie angenommen haben wird. Es wird eine Art Klosterleben sein, das die Menschen dann führen werden, und bliebe ihnen Elend und Kummer auch erspart, so würden sie doch auch keine Spur von dem leuchtenden Glück kennen lernen, mit dem die Beschützer ihre Freunde so reichlich überschütteten. Farblos, inhaltslos und träge

würden ihre Tage dahinschleichen, und Trübsinn und Langeweile ihre steten Begleiter sein. Die Grundstimmung dieses Lebens wäre, wie Renan sich ausdrückte, als er die christlichen Zustände im zweiten Jahrhundert schilderte, une douce tristesse. Wenn Bosheit und Ungerechtigkeit die Welt regieren, ist es eher möglich, seinem Nächsten etwas liebes zu erweisen und sich für ihn aufzuopfern, als wenn jeder Einzelne ein Ideal von Edelmut und Güte ist. Jedes Bestreben, sich aufzuopfern, ist dann überflüssig geworden, und eine Liebe, die sich nicht bethätigen kann, wird selbstverständlich allmählich absterben.

Meine Utopie ist ein duftender Blütenbusch. Buntschillernde Schmetterlinge umgaukeln seine leuchtenden Blumen, die Vögel nisten in seinen dichtbelaubten Zweigen und singen uns ihre Lieder, und freundlich lächelnd schaut die Sonne auf sie hernieder.

Alles ist Licht, Leben und Wonne!

Die Blüten am Strauche des Christentums sind welk und tot. Kein Schmetterling nippt an ihren Kelchen, kein Vogel zwitschert in den Zweigen, und trübe und schwer ziehen die grauen Regenwolken über ihn weg. —

Die Möglichkeit, daß sich unter gewissen Bedingungen die Zukunft des Menschengeschlechts auch in anderer Weise entwickeln könnte, als ich sie in meiner Utopie geschildert habe, ist, wie ich einzuräumen bereit bin, nicht

ganz ausgeschlossen. Sollten sich zum Beispiel keine Beschützer, keine Veredler, keine geheimen Verbindungen finden, welche mit starker Hand die Zügel ergriffen, die Menschen unter ihre Gewalt brächten und sie dem Paradiese zuführten, so bliebe ihnen noch ein anderer Ausweg, der allenfalls noch erträglich wäre. Das Leben könnte die Menschen in einer Weise durcheinanderschütteln, wie einer meiner Bekannten, ein Witzbold, sich ausdrückte, daß sie schließlich in einen Zustand gelangten, der ihnen, wenn auch nicht das Glück, so doch die Ruhe brächte. Sollten sie durch dieses Rütteln und Schütteln nicht aufgerieben worden sein, weil sich immer wieder ein Linderungsmittel gefunden hätte, das sie aufrichtete, wie zum Beispiel der Sozialismus, so würden sie diesen Zustand einer stumpfsinnigen Ruhe nach all den vorhergegangenen Kämpfen auch sicherlich sehr wünschenswert und erträglich finden. Alle Rauheiten, alle Unebenheiten würden sich durch diese Erschütterung abgeschliffen haben und die Menschen sich, wie von der Brandung glatt polierte Steine, ineinander fügen. Kein noch so heftiger Anprall wäre ferner im Stande, sie aus der Fassung zu bringen und sie aus ihrer Ruhe aufzustören. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß man diese Steine mit Zement zu einem Riesenhaufen, zu einem großen Klumpen zusammenballen könnte, wodurch ein Gleichgewicht hergestellt würde, das freilich unerschütterlich,

wenn auch grundverschieden von dem wäre, was ich in meinem Märchen als so begehrenswert geschildert habe.

Möglich wäre das alles schon, meiner Meinung nach aber ein sehr bedauernswerter Ausgang, welcher der Selbstvernichtung und dem Tode ziemlich gleich käme. Meiner festen Überzeugung nach müßte es ein Glück geben, das den Menschen eine größere Befriedigung gewährte als diese stagnierende Ruhe, diese unerschütterliche Gleichgiltigkeit.

Die Natur zeigt uns die Resultate einer derartigen Abschleifung an Kristallen, Mineralien und mathematischen Formeln. Ist daran aber etwas besonders schönes? Sie können sich nicht mehr verändern, nicht mehr wachsen, sich nicht auflösen, sie fühlen keine Schmerzen, kennen aber auch keine Freude, weil sie wunschlos sind. Was die alten Indier als ihr höchstes Ziel ansahen, haben sie erreicht, die Ertötung aller Wünsche, das Erlöschen aller Existenz — das Nirwana. Wäre dieses Glück aber begehrenswert? Es wäre ein kläglicher Ersatz, und ehe man sich damit begnügte, sollte man alles daran setzen, den Weg zu finden, den die Beschützer eingeschlagen haben.

Läßt man alles beim alten bleiben, thut man dem Lauf der Dinge keinen Einhalt, so ist dieser Ausgang ganz unvermeidlich. Mit den Leiden werden naturgemäß auch die Freuden erlöschen, denn nur wenn man der

Natur zu Hilfe kommt, ist es möglich, sich die Genüsse des Lebens zu erhalten, die Leiden, die sie beeinträchtigen, aber zu annullieren.

Das ist der tiefe Sinn, der in meiner Utopie verborgen ist.

Um es Euch etwas klarer zu veranschaulichen, wie ich es meinte, als ich die Erschütterungen, die Stürme, die das Leben den Menschen bringt, so wenig wünschenswert fand, will ich wiederum zu einem Gleichnis meine Zuflucht nehmen: Wer kennt nicht jene entzückenden Porzellanstatuetten, die man jetzt überall in den Schaufenstern der Magazine ausgestellt sieht? Bald sind es holdselige Engelsgestalten mit ausgebreiteten Flügeln, bald tanzende Nymphen, deren rosige Glieder ein leichter Schleier umhüllt. Ein süßes Lächeln verklärt ihre Züge, die Augen leuchten, und verlangend strecken sie uns ihre zartgeformten Ärmchen entgegen. Legt einige Hundert dieser zierlichen Porzellanfigürchen regellos in eine hölzerne Kiste, ladet diese auf einen Lastwagen und fahrt sie in schnellem Tempo einen holperigen Weg entlang, — dann öffnet die Kiste und seht Euch an, was aus den entzückenden Kunstwerken geworden ist. Arme, Köpfe und Beine werden abgebrochen, die Verzierungen abgebröckelt sein, und hat die Fahrt lange angedauert, so werden sich auch alle Farben abgescheuert und die reizenden Figürchen sich in Schutt und farblose Porzellan-

kügelchen verwandelt haben. Die Formen sind verschwunden, die Farben sind erloschen und auch ein großer Teil ihres Wesens hat sich verflüchtigt, und sie haben sich in eine trockene, mathematische Formel $^4/_3\,\pi R^3$ verwandelt, sich sozusagen vergeistigt. Die Kügelchen legen sich, auch nach einer mathematischen Formel, mit einer bemerkenswerten Akkuratesse übereinander, sodaß sie einen möglichst kleinen Raum in Anspruch nehmen, wie das Wachs in den Honigscheiben, und es tritt eine Ruhe ein, die kein weiterer Anprall erschüttern kann. Sie sind so lange geschüttelt worden, bis sich alles fest ineinandergefügt hat.

Hand aufs Herz, lieber Leser, ist das nicht eine Grausamkeit? Alle Reize dieser Statuetten, all' die entzückenden Formen und Farben sind verschwunden und haben sich in farblose, leblose mathematische Formeln verwandelt! Und welch' hoher Preis ist dafür gezahlt worden! — Alle diese Figürchen waren doch mit Gefühl und Bewußtsein begabt! Wie viel Qualen und Martern haben sie auszustehen gehabt, ehe sie zu dieser leblosen Masse zusammengeschüttelt wurden! Aber Ihr habt Euer Ziel erreicht. Ihre Leiden haben ein Ende genommen, und sind sie auch nicht hervorragend glücklich, so stört jetzt wenigstens keine noch so heftige Erschütterung ihre Ruhe. Ihr habt sie vergeistigt, aber um welchen Preis! Noch einmal frage ich

Euch, ist das nicht grausam, ist das nicht erbarmungslos?

Und welches Recht hattet Ihr dazu? Ihr schwärmt für den Geist, für die Idee! Ihr seid ein begeisterter Anhänger mathematischer Formeln, stellt sie höher als alle die zierlichen Figürchen, und habt, um dieser Liebhaberei zu genügen, alle die entzückenden Kunstwerke in Stücke geschlagen und zerbröckelt, habt ihnen unendliches Leid und unerträgliche Schmerzen zugefügt. Weshalb mußten die Porzellanfiguren es büßen, daß Ihr ein herzloser, fanatischer Mathematiker seid?

Kein Mensch, der ein Herz in der Brust hat, würde so handeln. Sein Gefühl würde sich empören und er würde in Wut geraten, wenn er es mit ansehen müßte, wie die Ärmsten in der Kiste zusammengeschüttelt werden. Mit starker Hand würde er den Pferden in die Zügel fallen, den Wagen zum Stehen bringen und die Statuetten herausnehmen. Die, welche noch unversehrt, würde er dann der Reihe nach auf ein Brett stellen und sie mit kräftigen Schrauben daran befestigen, sodaß kein Stoß ihnen mehr gefährlich werden könnte. Langsamen Schrittes müßten die Pferde den Wagen dann von der Stelle bringen, der Mensch aber mit dem mitleidsvollen Herzen würde ihm folgen, sich an dem Anblick der entzückenden Statuetten freuen, und sollte eine von ihnen ins Wanken geraten, so würde er sie sofort wieder festschrauben.

Sagt mir nun auf Ehre und Gewissen, wäre das nicht besser? Solltet Ihr mir aber auch jetzt noch Eure Zustimmung versagen, so sähe ich mich genötigt, dieser Diskussion ein Ende zu machen: Offenbar wäre ich dann ebensowenig im Stande Euch zu verstehen, wie Ihr mich. Wollt Ihr mir freundlichst gestatten, Euch hiermit die Hand zu drücken und mich von Euch zu verabschieden.

# Auszug

aus

# Dostojewskijs „Die Brüder Karamasow“.

(Band II, fünftes Buch, Kapitel V.)

Der Großinquisitor wendet sich an Jesum Christum und spricht: „Du brüstest Dich mit Deinen Auserwählten, Du hast aber auch nur Auserwählte; wir aber werden allen Ruhe geben. Ja, bedenke auch das noch: wieviele von diesen Auserwählten, von den Kräftigen, welche hätten Auserwählte werden können, sind des Wartens auf Dich müde geworden und haben die Kräfte ihres Geistes und die Glut ihres Herzens auf ein anderes Ackerfeld übertragen und übertragen es heute noch. Schließlich werden sie damit enden, daß sie über Dir ihr freies Feldzeichen aufpflanzen. Aber Du selbst hast dieses Zeichen erhoben. Bei uns werden alle glücklich sein und sich nicht mehr empören, noch sich gegenseitig vernichten, wie sie es allerorts in Deiner Freiheit thun. O, wir werden sie davon überzeugen, daß sie nur dann zu Freien werden, wenn sie zu unseren Gunsten auf ihre Freiheit verzichten und sich uns unterwerfen. Und werden wir darin recht behalten oder lügen? Sie selbst werden sich davon überzeugen, daß wir recht haben, denn sie werden sich entsinnen, zu

welchen Schrecken der Sklaverei und der Verwirrung Deine Freiheit sie geführt hatte. Die Freiheit, der freie Geist und die Wissenschaft werden sie in solche Abgründe führen und sie solchen Wundern und unergründlichen Mysterien gegenüberstellen, daß etliche Trotzige und Wütende unter ihnen sich selbst vernichten, andere Murrende, aber Schwache, sich gegenseitig vertilgen, die Übriggebliebenen jedoch kraftlos und unglücklich zu unseren Füßen heranktiechen und aufschreien werden: „Ja, Ihr hattet recht, Ihr allein seid im Besitz seines Mysteriums, wir kehren zu Euch zurück, rettet uns vor uns selbst." Wenn sie von uns Brot erhalten, werden sie natürlich sehen, daß wir ihr eigenes, von ihren Händen erarbeitetes Brot nehmen; daß wir es ihnen nehmen, um es unter sie zu verteilen, ohne irgendwelches Wunder; sie werden erkennen, daß wir nicht Steine in Brot verwandelt haben, in Wahrheit werden sie aber mehr als über das Brot selbst darüber erfreut sein, daß sie es aus unseren Händen empfangen! Denn es wird ihnen nur allzu erinnerlich sein, daß früher, ohne uns, dasselbe Brot, das sie erarbeitet hatten, sich in ihren Händen in Steine verwandelte, daß aber, seitdem sie zu uns zurückgekehrt waren, dieselben Steine in ihren Händen zu Brot wurden. Nur zu sehr werden sie es zu schätzen wissen, was es bedeutet, sich einmal für alle Zeit untergeordnet zu haben. Solange die Menschen das nicht

verstanden haben werden, solange werden sie unglücklich bleiben. Sage mir aber, wer hat am meisten dazu beigetragen, dies Verständnis zu unterdrücken? Wer hat die Herde versprengt, wer hat sie auf unbekannten Wegen zerstreut? Aber die Herde wird sich von neuem sammeln und sich von neuem unterwerfen und diesmal für immer. Dann werden wir ihnen ein stilles, bescheidenes Glück geben, das Glück der kraftlosen Geschöpfe, als welche sie erschaffen wurden. O, schließlich werden wir sie überzeugen, daß sie nicht stolz sein dürfen, denn Du hast sie erhöht und sie dadurch dahin gebracht, sich zu brüsten; wir werden ihnen beweisen, daß sie kraftlos, daß sie bedauernswerte Kinder sind, daß aber dieses Kinderglück süßer ist als jedes andere. Eingeschüchtert werden sie zu uns aufblicken und sich an uns schmiegen wie die Küchlein an die Henne. Sie werden uns anstaunen und sich entsetzen und stolz sein auf unsere Macht und unsere Klugheit, die es uns ermöglichte, eine wütende Herde von tausend Millionen zu zähmen. In ihrer Schwäche werden sie vor unserem Zorn zittern, ihr Geist wird kleinmütig werden, ihre Augen werden sich mit Thränen füllen, wie bei Kindern und Weibern, aber ebenso schnell werden sie auf unseren Wink zur Fröhlichkeit und zum Lachen übergehen und glückliche Kinderlieder singen. Ja, wir werden sie zur Arbeit anhalten, aber ihre freien Stunden werden wir zu einem

Kinderspiel umgestalten mit kindlichen Liedern, Chorgesängen und unschuldigen Tänzen. O, wir werden ihnen auch gestatten, zu sündigen, sind sie doch schwach und widerstandslos, und wie die Kinder werden sie uns dafür danken. Wir werden ihnen sagen, daß jede Sünde vergeben wird, die mit unserer Erlaubnis begangen wurde; wir gestatten es ihnen, weil wir sie lieben; die Strafe für diese Sünden nehmen wir aber, sollte es nötig sein, auf uns. Wir nehmen sie auf uns und sie werden uns als ihre Wohlthäter vergöttern, weil wir ihre Sünde auf uns laden und sie vor Gott tragen. Und sie werden keine Geheimnisse vor uns haben. Wir werden ihnen erlauben oder verbieten, mit ihren Frauen oder ihren Geliebten zu leben, Kinder zu haben oder nicht — und sie werden uns fröhlich und freudig Gehorsam leisten. Die quälendsten Geheimnisse ihres Gewissens — alle, alle werden sie uns zutragen; wir werden die Entscheidung darüber treffen und sie werden sich ihr voll Vertrauen fügen, froh, dadurch der schweren Sorge und der Qual, selbst zu entscheiden, enthoben zu sein. Und alle werden glücklich sein, alle die Millionen Geschöpfe, mit Ausnahme der Hunderttausend, die sie regieren. Denn nur wir, wir, die wir das Geheimnis bewahren, werden unglücklich sein. Eine nach Tausenden von Millionen zählende glückliche Jugend wird es geben und hunderttausend Dulder, die den Fluch auf sich

nahmen, das Böse vom Guten zu unterscheiden. Sanft werden sie sterben, sanft in Deinem Namen erlöschen, und der Tod wird sich an ihrer Bahre kaum bemerkbar machen. Aber wir werden das Geheimnis wahren und sie durch himmlische, ewige Belohnungen zu ihrem Glücke locken. Sollte es in jener Welt wirklich etwas geben, so wäre es natürlich nicht für solche, wie sie es sind. Man sagt und es wurde prophezeit, daß Du kommen und aufs neue siegen wirst, daß Du mit Deinen Auserwählten, Deinen Stolzen und Gewaltigen kommen wirst, aber wir werden sagen, daß sie nur sich selbst, daß wir jedoch alle gerettet haben. Man sagt, die Buhlerin, die auf dem Tier sitzt und ihr Geheimnis in Händen hält, soll geschmäht werden, daß die Entkräfteten sich empören, ihren Purpurmantel zerreißen und ihren „unreinen" Leib entblößen werden. Aber dann werde ich aufstehen und Dir die Tausende von Millionen glücklicher Kinder weisen, die nichts von der Sünde gewußt haben. Und wir, die wir um ihres Glückes willen ihre Sünden auf uns genommen haben, wir werden uns vor Dich hinstellen und werden sagen: „Richte uns, wenn Du es kannst und es wagst." Wisse, daß ich Dich nicht fürchte. Wisse, daß auch ich in der Wüste war, daß auch ich mich von Heuschrecken und Wurzeln nährte, daß auch ich die Freiheit segnete, mit der Du die Menschen gesegnet hast, daß auch ich mich

bereitete, mich in die Zahl Deiner Auserwählten zu stellen, in die Zahl der Gewaltigen und Starken, und danach dürstete, „die Zahl voll zu machen". Aber ich wachte auf und begehrte nicht, dem Unverstande zu Diensten zu sein. Ich kehrte zurück und stieß auf den Haufen jener, die Dein ruhmvolles Werk verbessert haben. Ich wandte mich von den Hochmütigen und kehrte zu den Demütigen zurück, zum Glücke für diese Demütigen. Das, was ich Dir sage, wird in Erfüllung gehen und unser Reich wird sich aufrichten. Ich wiederhole Dir, morgen wirst Du diese folgsame Herde sehen, die auf den ersten Wink meiner Hand hinstürzen wird, glühende Kohlen zu Deinem Scheiterhaufen zusammenzuscharren, auf welchem ich Dich verbrennen werde, weil Du gekommen bist, um uns zu stören. Denn giebt es jemand, der unseren Scheiterhaufen verdient hat, so bist Du es. Morgen verbrenne ich Dich. Dixi."

Ende.

Weimar. — G. Uschmann.